# Tadel und Lob
# als pädagogisches Wertproblem.

Eine philosophische Wertstudie in ihrer pädagogisch-psychologischen Bedeutung.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
(1. Sektion)
der Ludwig-Maximilians-Universität zu München
vorgelegt von

Wilhelm Gerhard Schuwerack
aus München-Gladbach.

FULDA 1927.
Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Eingereicht am 9. November 1925.
Referenten: Prof. Dr. Aloys Fischer
Prof. Dr. Albert Rehm.
Dekan: Prof. Dr. Scherman.
Tag der mündlichen Prüfung: 1. Februar 1926.
Zum Druck genehmigt: 10. November 1926.

# VITA.

Am 21. Januar 1903 wurde ich, Wilhelm Gerhard Schuwerack, als Sohn des Oberpost-Sekretärs Josef Schuwerack und seiner Ehefrau Gertrud Corall in München-Gladbach geboren. Nach vierjährigem Besuch der Volksschule und neunjährigem Besuch des hum. Gymnasiums meiner Vaterstadt, an welch letzterem ich 15. März 1922 die Reife-Prüfung ablegte immatrikulierte ich an der Rheinischen Friedrich-Wilhelm Universität Bonn. Ende meines vierten Semesters, Winter-Semester 1923/24, bestand ich mit „sehr gut" die philosophisch-theologische Abschlußprüfung. Zum weiteren Studium wandte ich mich zur Ludwig-Maximilian-Universität zu München, Sommer-Semester 1924, an der ich bis jetzt dem Studium oblag. An beiden Universitäten hörte ich Vorlesungen in Philosophie, Pädagogik und katholischer Theologie.

In Bonn besuchte ich Vorlesungen bezw. Uebungen bei den Herren Professoren: Behn, A. Dyroff, Ehrhardt, Erismann, Feldmann, Rademacher, Steinbüchel, Störring, Vogels, Wentscher; in München bei den Herren Professoren: Becher, A. Fischer, Geyser, Grabmann, v. Hildebrand, Pauly, Pfänder, Rehm, Walter.

Vorliegende Arbeit regte Herr Prof. Dr. A. Fischer an, für dessen freundliche Hinweise ich auch an dieser Stelle meinen Dank ausspreche.

# Tadel und Lob als pädagogisches Wertproblem.

Eine philosophische Wertstudie in ihrer pädagogisch-psychologischen Bedeutung.

---

Seit der Zeit der griechischen und römischen Denker haben wohl niemals die ethischen und pädagogischen Probleme einem so lebhaften Geistesaustausch gedient wie heute. Bei einer regsamen Erörterung besteht die historische Wahrheit, daß die Frage selbst eine der tatsächlichen Wirklichkeit angemessene Lösung theoretisch nicht gefunden hat und eine der Kulturlage dienende Anwendung nicht besitzt. Die ethischen und pädagogischen Erwägungen der Gegenwart scheinen diesen Satz auch zu verifizieren.

Die Ethik bewegt sich vielfach noch in der von den Griechen überkommenen Güterlehre, die oft nur eine äußerliche und willkürliche Aufzählung ethischer und sonstiger Wertobjekte ist; oder sie ist noch beeinflußt von dem Dogmatismus, für welchen der Schöpfer der „Kritik der reinen Vernunft" die Bahnen gezeichnet hat. Eine sachlich fundierte Wertlehre mit psychologischer und erkenntnistheoretischer Begründung hat sich zuerst in der von Franz Brentano kommenden, mit Gedanken Lotzes und Aristoteles' durchwirkten österreichischen Schule (A. Meinong, Chr. v. Ehrenfels, O. Kraus) formuliert. Etwas später bildete sich die von Kant und Lotze ausgehende platonisierende Wertphilosophie von W. Windelband, Hch. Rickert, E. Lask. Die weitest begründete, der modernen Menschheit am nächsten kommende Werttheorie hat ihre Formung in der Phänomenologie Husserls und seiner Schüler gefunden, die einerseits von Kant beeinflußt, andererseits von Lotze, Aristoteles und Franz Brentano ihren Ausgang genommen hat.

Wie diese Uebersicht der ineinander fließenden Systeme ersehen läßt, liegen alle ihre Keime in der Denkart der Urheber der systematischen Philosophie überhaupt, bei den Fürsten aller abendländischen Weisheit, Plato und Aristoteles. Sie legten in dem Aufweis des „höchsten Gutes" und des naturgemäßen Strebens des Menschen

zur Tugend den Samen, der nach jahrhundertlanger Durchforschung der menschlichen Erkenntnisfähigkeit und Betrachtung der psychologischen Entwicklung der Denkvorgänge und Willenssetzungen in den Werttheorien seine Reife sucht. In welcher Richtung die Frucht ihre Reife erfährt, wird vielleicht eine spätere Zukunft lehren.

Unsere Aufgabe möge es sein, die neueren Richtungen für die Erklärung des Wertes aufzuweisen, ihre Begründung des sittlichen Wertes zu untersuchen als Grundlage für Tadel und Lob. Letztere mögen dann, fundiert auf dem sittlichen Wert, in ihrer variablen Anwendung untersucht werden. Letzthin soll Tadel und Lob in Beziehung zur Pädagogik treten und für die Jugendpflege geprüft werden in ihrer Anwendung, Ausprägung und Wirkung.

# I. Abschnitt: Das Wesen des Wertes.

## 1. Kapitel.

## Die Wertung als seelischer Vorgang mit erkenntnistheoretischer Grundlage.

Das menschliche Denken findet nach der Begriffsbildung in Urteilen seinen Ausdruck. In jedem Urteil, in dem mindestens zwei Begriffe zueinander in Beziehung treten, macht das Prädikat eine Aussage von seinem Subjekt. Der Satz: „Dieses Gebilde ist ein Dreieck", teilt mit, daß das Subjekt einer bestimmten geometrischen Klasse von Figuren angehört, welche drei Ecken haben und deren Winkelsumme gleich 2 R ist. Ehe wir nun „dieses Gebilde" den Dreiecken zuzählen konnten, mußten wir schon einen klaren Begriff von „Dreieck" wie auch von „diesem Gebilde" haben. Denn mit dem Begriff „Dreieck" muß „dieses Gebilde", das uns in der äußeren oder inneren Wahrnehmung gegeben ist, übereinstimmen, d. h. die Aussage, die wir machen, muß wahr sein. Die beiden Begriffe: „Dieses Gebilde" und „Dreieck" müssen sich decken, sie müssen kongruent sein. Ueber die Wahrheit von Denken und Sein wird hier eine Aussage getan, bei der, wie schon erwähnt, es gleichgültig ist, ob das Sein „dieses Gebilde" in der realen Welt uns durch die äußere Wahrnehmung gegeben oder ob dieses Sein lediglich ein Gedachtes ist.

Stellen wir neben das Urteil, „dieses Gebilde ist ein Dreieck", das, wie wir gesehen, uns die Wahrheit der Uebereinstimmung von Subjekt und Prädikat kund tut, ohne eine Tautologie zu sein — Tautologie ist die Aussage eines Verschieden-Gemeinten von einem

Gleichen, z. B. der weiße Schimmel, der runde Kreis — das Urteil: „Diese Tat ist edel", so erschließt sich uns ein Unterschied. Auch dieses letztere Urteil erhebt den Anspruch auf Wahrheit, ist in dieser fundiert und das Subjekt ist kongruent dem Prädikat. Fällen wir das letztere Urteil, so achten wir zunächst nicht auf die Wahrheit des Satzes, sondern auf das „edel" richten wir unsere Aufmerksamkeit. Erst durch spätere Reflexion können wir auch noch auf die Wahrheit aufmerken. Diese schließen wir ohne weiteres ein, und sie ist uns stets nur sekundär gegeben, während das Primäre stets das „edel" bleibt. Auch hier wird das Prädikat in Beziehung zu dem Subjekt gesetzt, aber nicht um den identischen Inhalt zwischen Subjekt und Prädikat festzustellen wie in: „Dieses Gebilde ist ein Dreieck", sondern das Prädikat erkennen wir dem Subjekt zu. Das Prädikat „edel" verdeutlicht uns das Subjekt in einer besonderen Richtung. Zwischen „edel" und „gemein" unterscheiden wir scharf, beide Begriffe sind uns kontradiktorisch, da sie sich gegenseitig ausschließen.

Bilden wir andere Urteile dieser Art z. B.: „Karl ist ein ordentlicher Knabe", „dieses Bild ist schön", usw., so schließen wir das Gegenteil zugleich mit aus, hier „unordentlich" und „häßlich". In dem Prädikat erkennen wir einen Wert, den wir dem Subjekt zusprechen. Das Subjekt tritt in Beziehung zu einem Wert. Da das Wert-Prädikat stets einen bestimmten Wertinhalt besitzt: „edel" für diese Tat, „ordentlicher Knabe" für Karl, „schön" für dieses Bild, ist es ein materiales Wertprädikat. Formal ist es nicht, da der Wertinhalt stets ein bestimmter ist, der zu einem bestimmten Subjekt gehört.

Ebenso wie wir bei den reinen Urteilen, den logischen, den Begriff des Prädikates kennen müssen, ehe wir ihn zu dem Subjekt in Beziehung setzen, so müssen wir auch vorher die Bedeutung des Wertbegriffes als den Inhalt des Wertprädikates erfaßt haben, bevor wir ihn dem Subjekt zusprechen. Die Eigenart des Werturteils liegt in dem schon erwähnten Umstand, daß in ihm kein bloßes Sein erwähnt und bestimmt wird, sondern ein Wertinhalt, der zu dem Sein hinzukommt, der dem Sein anhaftet. Dieser Wertverhalt ist uns in unserem Bewußtsein gegeben. Es ist gleichgültig für uns, ob wir des Wertes bewußt werden an einem Gegenstande des realen Daseins oder an einem Inhalt unseres vorstellenden Denkens. Der Gegenstand der realen

Außenwelt ist und bleibt uns stets an sich ein Erkenntnisobjekt. Reihen wir ihn unserem Wertbewußtsein ein, so erkennen wir an diesem Gegenstande noch ein Was, das ihn uns wertvoll macht.

Nur in einem Bewußtseinsakt kommt uns ein Wert zur Kenntnis, da nur das Bewußte und das in früheren Akten Bewußtgewordene Material unserer Verstandestätigkeit sein kann. Aber nicht in einem Akte des bloßen Denkens erschließt sich uns die Wertewelt, wie dies bei dem Sein der Fall ist, sondern in einem besonderen Akte des Wertenehmens. Einige Denker[1]) haben dieses Wertenehmen unter den Begriff des Gefühles subsumiert.

Die Grundgefühle sind bei diesen Lust und Unlust. Sie bezeichnen allgemeinste Richtungen (Dimensionen), in welchen die Gefühle verlaufen. Bei den meisten Psychologen bleibt der Lust- und Unlustbegriff auf die niederen oder sinnlichen Gefühle beschränkt, die sich reflexartig und unwillkürlich an jede sinnliche Empfindung anschließen. Für die Werte kämen nur die höheren oder geistigen Gefühle in Frage, die stets einen Sinn, eine Bedeutung, also einen geistigen Gehalt erfassen und an diesen als an ihrem Gegenstand anknüpfen. (Freude und Trauer „über" etwas, Liebe und Haß „zu" etwas.)

Ist denn das Gefühl das vorherrschende in dem Erfassen von etwas Werthaltigem? Ehe in mir ein „geistiges Gefühl" (Freude, Trauer, Liebe, Haß, Scham, Zorn, Begeisterung, Furcht usw.) aufsteigen kann, muß mir doch zuerst der Wert, sei es in einem vergleichenden Denkakt, sei es in einem Erlebnis aufgegangen sein, welcher diese Freude, diese Trauer, diese Liebe und diesen Haß, diese Scham usw. fundiert. Wie in dem körperlich-physischen Sein ein Gefühl immer in einer Empfindung, die selbst wieder durch einen äußeren Reiz hervorgerufen wird, begründet liegt, so muß auch das „geistige Gefühl" seine Ursache in einem Wertnehmen finden. Dieses Wertnehmen ist nicht rein subjektiv, sondern es hat sein Fundament in einem Gegenständlichen. Es hieße das Gefühl bald mit dem Wert identifizieren, wollte man bloß das Gefühl als Medium, quo apprehendimus des Wertes auffassen. Das Gefühl ist erst eine Sukzession des Wertes. Ich kann einen Wert erfassen, ohne auch nur das geringste Gefühl zu konstatieren. So kann ich bei einem mir völlig gleichgültigen Menschen einen Wert finden, ohne

[1]) Besonders M. Scheler in *Formalismus der Ethik*, Halle 1921, und *Wesen und Formen der Sympathie*, Bonn 1923.

daß ich Lust, Freude, Liebe oder Unlust, Trauer, Neid, Haß, Mißgunst empfände. Es kann dieser Wertbefund kalt wie eine mich ganz interessenlos lassende geometrische Rechnung an mir vorübergehen.[1]) Ich habe eben nur rein den Wert erfaßt.

Andererseits kann dieser Wertbefund in mir das Gefühl des Wertenthaltens und eine „geistige Freude" hervorrufen. Das Gefühl ist so nicht identisch mit Werterfassen oder Wertnehmen. Ebenso wie der Bewußtseinsinhalt „blau" der Farbe von der Empfindung „blau", welche durch eine Qualität eines Gegenstandes mittels eines Organs (das Auge) entsteht, unterschieden werden muß, so auch der Bewußtseinsinhalt „Wert" von dem Gefühl „Wert". Das Gefühl des Wertenthaltenseins ist deshalb erst sekundär zu der Werteinsicht. Wohl kann ein Wertgefühl entstehen, ohne daß es eine klare Einsicht gewonnen habe, lediglich auf dem Bewußtwerden: „Ein Wert ist da". Es braucht das Wertnehmen nicht klar und deutlich diesen spezifischen Wert zu zeigen, ihn nicht scharf zu unterscheiden von allen anderen Werten, und doch kann schon ein spezifisches „Gefühl" dieses Wertes vorhanden sein. Ob dieses Wertgefühl, das ich auf Grund eines Wahrnehmens am Objekt oder infolge meiner augenblicklichen geistigen Beschaffenheit durch Hineinprojizieren des Wertes habe, wahr oder falsch sei, bleibe dahingestellt. Das klare und deutliche Erfassen kommt vielfach erst in einem reflexiven Akte zustande. So ist es immerhin möglich, daß wir ein Wertgefühl ohne einen klaren Wertbegriff haben, und doch ist die Kenntnis von einem Wert das Primäre gewesen. Zur wahren Durchwertung ist stets ein Verstehen des Wertes nötig.

Es liegt eine „symbolische Relation" zwischen der Gebärde und dem, was diese ausdrückt. Dem Ausdruck dieser Mimik ist unbedingt ein Sinn zuzuschreiben. Witasek gibt sich mit der bloßen Vorstellung des Ausdrucks zur Wertung nicht zufrieden; er fordert ein Erleben dieses. Th. Lipps[2]) genügt die „Tendenz" des Mit-

[1]) Hiermit soll nicht gesagt werden, daß ich Freude, Trauer usw. mit Interesse verknüpfe. „Interesselos lassende geometrische Rechnung" soll bezeichnen, eine geometrische Rechnung, die z. B. weder um ihres Eigenwertes, noch um ihres Bedingungs- oder Konsekutivwertes — welche Ausdrücke noch ihre Erklärung finden — unternommen ist, sondern lediglich als Pflichtbeschäftigung, bei der ich zwar einen Uebungswert für das Denken erkenne, ohne in meinem emotionalen Erleben mit einem „Wertgefühl" reagieren zu müssen, Kinder, die geradezu einen Abscheu gegen die strenge Mathematik haben, können durch Aufklärung zwar den wahren Wert erkennen, ohne aber mit einem „Wertgefühl" antworten zu müssen. — [2]) Th. Lipps, *Weiteres zur „Einfühlung"*.

lebens nicht, er verlangt diese. Wert ist Lipps eine Art der „inneren Selbstbetätigung", eine Art der „Aktivität", die ihm „Selbstgefühl" ist.

Dem norwegischen Psychologen T. Parr muß man recht geben, daß Gefühle einen aufmerksam machen können auf Werte, daß sie einen „mehr oder weniger bearbeiteten Teil der Intelligenz, einen Teil des intellektuellen Rohstoffs" bilden.[1]) Letzthin bleibt aber das Gefühl fundiert auf dem Intellekt, der uns den Wert begründet, ja, erst möglich macht zu fühlen. Steht meine geistige Ausbildung, mein Verstandesleben auf niedriger Stufe, so werde ich nie Werte erleben, die einen feineren Resonanzboden fordern. Ein Mensch der sog. Eleganz wird bei guter Bildung einen viel höheren Begriff von Liebe z. B. haben wie ein mit dem Dasein Ringender. Innere und äußere Umstände werden mitwirken zur Verfeinerung des Gefühllebens, werden Geist und Gefühl erziehen zur Wertaufgeschlossenheit. Nicht auf der einseitigen Ausprägung der intellektuellen oder der emotionalen Faktoren kann die Wertung beruhen, sondern in der Harmonie beider. „Nur in der Harmonie beider, in der positiven Gefühlsstellung zu den erwählten wohlbegründeten Aufgaben des Lebens, in der Unterordnung der mit Gefühlen ergriffenen Absichten unter anerkannte Werte, kann sich die Einheit des wollenden Subjektes bekunden",[2]) d. h. auch des wertenden Subjektes. Selbst der Kämpfer gegen jede Neigung, gegen jedes Gefühl muß hier den emotionalen Faktor anerkennen; Kant nennt die „Achtung fürs moralische Gesetz ein Gefühl".[3])

Jedwede Wertung geht auf ein Objekt, auf ein Gegenständliches, das sie zur Kenntnis bringt, zu dem sie Stellung nimmt, das sie erfaßt und beurteilt. Auch in der Selbstwertung, die nicht immer pharisäischer Art zu sein braucht, welche das Tiefste des Menschen ausbildet, die kleinsten Schäden auszumerzen sucht (Examen conscientiae, Reue, Schuldbewußtsein), wird das eigene Ich als Objekt behandelt. Der Gegenstand der Wertung bleibt dem Akt stets transzendent. Er ist dem Akte gegeben in seinem Sosein, nicht wird er erst erzeugt (Kant); er präsentiert sich gleichsam dem menschlichen Bewußtsein, nicht ist sein Sosein abhängig von der Vorstellung (Berkeley). Entweder gehört er der realen Welt an und hat ein vom

---

Archiv für die gesamte Psychologie. Bd. IV, 1905. — [1]) T. Parr, *Der intellektuelle Eigenwert der Gefühlsbetonung*". Christiania 1923.

[2]) O. Külpe, *Einleitung in die Philosophie*, 10. Aufl. 1921, S. 379.

[3]) J. Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, Ausg. Modes & Baumann, Leipzig 1838, S. 185.

Bewußtsein unabhängiges Sein oder er hat ein ideales Dasein, ist aber in seinem Sosein vom Bewußtsein unabhängig (logische Axiome, mathematische Sätze). Als bestimmt geartetes Sosein tritt der Gegenstand dem Bewußtsein gegenüber, das ihn wegen seines begrenzten Fassungsvermögens nur selten adaequat erfassen kann.[1])

In unserer empirischen Welt sind die Werte (schön, edel, gut) stets von einem Sein getragen (Landschaft, Handlung, Person). Die Verbundenheit eines Wertes mit einem Sein kann eine äußere oder innere sein. Die äußere ändert den Gesamtcharakter des Seins nicht. Sie macht das Sein nur zu einer wertvollen Sache (Kleidung, Geld). Die innere Verbindung findet schon im Dasein dieses bestehenden Etwas einen Wert. So würde ein Bild, welches den Wert „Schönheit" trägt, diesen als Grundwert haben; dem gegenüber treten die physischen Bestandteile zurück. Die anderen Werte gruppieren sich um diesen Grundwert „Schönheit", wie Kostbarkeit, Kaufwert usw. (Scheler). Verliert es diesen Grundwert, sei es, daß es verblaßt, sei es, daß es beschädigt wird, so vermindern sich auch die anderen Werte proportional.[2])

## 2. Kapitel.

## Das Wesen des Wertes und seine Begründung.

Der Wertbegriff, der wissenschaftlich zuerst von A. Smith in der Nationalökonomie verwandt worden ist, hat mannigfache Deutungen erfahren. Wie wir sehen werden, ist der Wert kein bloßes Sein, aber auch kein Nichts. Wie das Sein ist er ein Etwas, das uns an einem Gegenständlichen aufleuchtet. Als oberster Gattungsbegriff ist er wie das Sein undefinierbar. Da bei ihm wie dem Sein kein höherer Begriff möglich ist, fällt eine Definition durch Aufzeigung des genus proximum und der differentia specifica weg. Das Sein selbst ist dem Wert übergeordnet, da der Wert nur als ein bestimmtes Sosein in einem bestimmten Dasein, real oder ideal, aufweisbar ist. So ist das Sein geradezu der Träger des Wertes; von diesem Träger sagt der Wert eine bestimmte Beschaffenheit aus. Wie das Seinsurteil einen realen oder idealen Sachverhalt zu erfassen sucht, so auch das Werturteil.

---

[1]) In dieser Fremdheit des Objektes gegenüber dem Subjekt liegt m. E. der Grund für logische, ethische usw. Irrungen.

[2]) Eine gute, aber kurze Abhandlung über Gefühl und Begehren in J. Wagner, *Pädagogische Wertlehre*, 1924. Kap. VIII, b, S. 79—86.

Das Wesen dieses gegenständlichen Wertetwas zu bestimmen und zu erklären, ist ein noch auf Lösung harrendes Problem der Philosophie. Ebenso wie das Sein kann man auch den Wert nicht streng logisch definieren, sondern nur durch Beschreiben und Aufweisen veranschaulichen.

### a) Die psychologisch begründete Wertanschauung.

Einer der ersten, die wieder auf die Wichtigkeit des Wertes hinwiesen, ist Franz Brentano. In einem Vortrage, der später in Buchform unter dem Titel „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis“ [1]) erschien, nahm dieser in der Frage nach dem Bestand eines natürlichen Rechtes Stellung zu R. Ihering [2]) und bejahte eine vor aller kirchlichen, politischen „und überhaupt von aller sozialen Autorität unabhängige durch die Natur selbst gelehrte sittliche Wahrheit“.[3]) Diese Stellungnahme entsprang aus seiner jahrelangen speziellen geistigen Beschäftigung. Sein aristotelisches Studium, sowie die Durcharbeit der Geltungsaufstellungen H. Lotze's mußten ihn aufmerksam machen auf die Anlagen und Regungen der natürlichen Psyche. So mußte er ablehnen, was Philosophen über die natürliche Sanktion des Sittlichen gesagt hatten. „Ein gewisser Drang des Gefühls“ kann diese Sanktion im Menschen niemals entwickeln für gewisse Verhaltungsweisen. Hoffnung und Furcht vor größeren Gewalten können diese ebensowenig in Anspruch nehmen, da sich dann jede Servilität einer „natürlichen Sanktion“ rühmen könnte. Selbst die Erziehung, die immerhin von großer Bedeutung für einen Menschen ist, läßt bei jedem Gebot die Frage nach seiner Berechtigung auftreten. Die Beantwortung wird so bei ihr nur um eine Position der Fragestellen verschoben.

Ein Gebot aber verlangt keine Sanktionierung von anderswo. Frei entwickelt es sich und entfaltet sich in seinen selbstgesicherten Linien, wirkt sich aus in seinen eigenen Bahnen. Die Regeln der Logik sind natürliche, gültige Richtlinien für das menschliche Urteilen und Schließen. Da jedes Urteilen nach ihnen sicher ist, muß man sich an sie binden, um nicht dem Irrtum Eingang zu verschaffen. „Es handelt sich also um einen natürlichen Vorzug des regelmäßigen

[1]) Frz. Brentano, *Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis, Leipzig 1889.*

[2]) Vgl. R. Ihering, *Ueber die Entstehung des Rechtsgefühls,* Allgem. Jur. Ztg., Wien 1884.

[3]) Zitat aus Frz. Brentano a. a. O. S. 6.

vor dem regelwidrigen Denkverfahren". [1]) Um einen gleichen Vorzug mit einer darin gründenden Regel wird es sich auch bei dem Sittlichen handeln. Aus sich selbst, nach in sich selbst fundierten Normen soll die sittliche Anlage sich wie das Denkvermögen entwickeln. Also ein rein psychischer Vorgang. Das Gemeinsame alles Psychischen besteht in dem Bewußt-Seienden; in dem Bewußtsein-Habenden ist ein Etwas gegenwärtig. Brentano nennt dies „intentionale Beziehung zu etwas, was vielleicht nicht wirklich, aber doch innerlich gegenständlich gegeben ist." [2]) In diesem Bewußtsein spielt sich die Tätigkeit der menschlichen Psyche ab, Denken, Urteilen, Fühlen.

Brentano ist es, der bei dem Fühlen darauf aufmerksam macht, daß man stets nur die niedere Art des Gefallens und Mißfallens beachtet hat, während man die höhere, die allen Menschen ebenso gemeinsam ist wie das Streben nach Wissen [3]), unberücksichtigt ließ. Diese höhere Form des Gefallens bildet das „Analogon" zu der Evidenz auf dem Gebiete des Urteils.

Wenn eine Spezies den Irrtum als solchen liebte und die Einsicht haßte, würden wir nicht wie bei dem Gefallen der niederen Art sagen: „De gustibus non est disputandum", sondern mit Entschiedenheit erklären, „solches Lieben und Hassen sei grundverkehrt". Ebenso wenn es Wesen gäbe, welche die Freude der Traurigkeit nachsetzten. Bei der niederen Art der Gemütstätigkeit ist es „ein instinktiver Trieb", hier ist es das „natürliche Gefallen, eine höhere als richtig charakterisierte Liebe". [4])

In dieser als „richtig charakterisierten Liebe" liegt der Schwerpunkt der Werteinsicht Brentanos. Aus ihr geht uns etwas als unzweifelhaft gut auf, durch sie kommt uns die Kenntnis vom Werte in ihrem ganzen Umfange. Ihr bei der leisesten Regung zu folgen, bedingt die sittliche Einsicht und damit die Sittlichkeit überhaupt.

Die Erkenntnis des Besseren und Höheren schöpfen wir demnach aus als „richtig charakterisierten" Akten des Vorziehens. „Denn wie die einfache Tätigkeit des Gefallens, ist auch das Vorziehen teils niederer Art, d. h. triebartig, teils höherer Art und, analog dem evidenten Urteil, als richtig ausgezeichnet". [5])

---

[1]) a. a. O. S. 10. Dies gemahnt an Protagoras' Unterscheidung des gesunden und kranken Sinnenerkennens.

[2]) a. a. O. S. 14.

[3]) a. a. O. S. 20. Aristotelischer Gedankengang: „Alle Menschen haben von Natur ein Verlangen nach Wissen". Met. A, I, 980 a 20.

[4]) a. a. O. S. 21. — [5]) a. a. O. S. 24.

Die rein seelische Aktuierung der Gemütsanlage gibt das Gute und Schlechte, das Bessere und Niedrigere zu erkennen. Liebe und Haß, das Vorziehen ist das Primäre, die Erkenntnis das Sekundäre. Eine ganz neue Auffassung führt Brentano hier von der sittlichen Erkenntnis ein. Wohl hatte man in vorkantischen ethischen Systemen das Gemütsleben bei der sittlichen Betätigung nicht ausgeschlossen, es aber nicht so hoch gewertet. Für das Moralprinzip Kants, das jedwede Neigung ausschließt und das bisher die Hegemonie hatte, ist es eine geradezu kopernikanische Umwälzung, die Brentano durch diese Aufstellungen veranlaßte.

Besonders war es die sogen. österreichische Schule, welche diese rein-psychologisch orientierten Gedankengänge aufnahm. Alexius Meinong warf dann als erster die Frage nach einer Werttheorie auf.[1]) Er sieht ganz richtig, dass es keinen Erfahrungskreis gibt, der natürlicherweise nicht als Wertgegenstand namhaft gemacht werden könnte. „Gerade die Universalität des Gebietes möglicher Wertobjekte enthält den kaum zu mißdeutenden Hinweis darauf, daß es nicht oder doch nicht zunächst die Gegenstände sind, auf die es ankommt, sondern unser Verhalten zu den Gegenständen".[2]) Die Gegenstände treten uns zunächst indifferent gegenüber und erst, wenn wir uns in eine Beziehung zu ihnen stellen, kann uns der Wert des Dinges aufgehen. Was mir als Wert erscheint, was ich werthalte, hat deshalb auch Wert. Auf diesem psychischen Akt des Werthaltens geht somit aller Wert zurück. Meinong verwahrt sich aber dagegen, daß man „das Werthalten" mit dem „für Wert halten" gleich setze. Wäre „Werthalten" nämlich identisch mit „für Wert halten", so wäre es ein intellektueller Akt, da man den Wertbegriff schon haben muß, ehe man ihn anwenden kann, ehe man ein Objekt „für Wert halten" kann. Bei ihm bezeichnet „etwas werthalten" soviel wie „etwas hochhalten".[3])

Um aber in diesem Sinne etwas wertzuhalten, muß man von dem Gegenstande ein Wissen haben, d. h. man muß von dem Vorhandensein, von der Existenz überzeugt sein. Den Beifall, welcher den Künstler nach Darbietung eines Konzertes befriedigt, muß er zunächst einmal wahrnehmen. Ohne das Wissen um diesen wahrgenommenen Beifall kann die Befriedigung nicht in ihm aufsteigen. Dieses Wissen oder besser dieses Ueberzeugtsein, da auch ein Irr-

---

[1]) A. Meinong: *Psychologisch ethische Untersuchungen zur Werttheorie*, Graz 1894. — [2]) a. a. O. S. 14. — [3]) a. a. O. S. 15.

tum zugrunde liegen kann, ist die direkte Ursache für das Wertgefühl. Bedient man sich für „Ueberzeugtsein" des in der Psychologie üblichen Terminus „Urteilen", so kann man sagen: „Wo das Wertobjekt das Wertgefühl nicht verursacht, da ist ein Urteil über die Existenz des Wertobjektes Ursache des Wertgefühls."[1]) Das Urteil würde hier die Verbindung zwischen Wertgefühl und Wertobjekt herstellen.

Der Wert geht auf das Wertgefühl zurück, ohne mit ihm identisch zu sein. Denn bei dem, was für einen Menschen den größten Wert hat, können die Gedanken dieses Menschen nicht konstant verweilen, ebensowenig seine Gefühle. An dieses Wertgefühl oder Werthalten, welche beiden Ausdrücke für Meinong geradezu identisch sind, ist also keineswegs der Wert gebunden, sondern nur an eine mögliche Werthaltung. Voraussetzung muß hier wieder sein, daß der werthaltende Mensch ausreichend orientiert und in einem normalen Geistes- und Gemütszustand sich befindet. „Der Wert besteht sonach nicht im Wertgehaltenwerden, sondern im Wertgehaltenwerdenkönnen unter Voraussetzung der erforderlichen günstigen Umstände. Ein Gegenstand hat Wert, sofern er die Fähigkeit hat, für den ausreichend Orientierten, falls dieser normal veranlagt ist, die tatsächliche Grundlage für ein Wertgefühl abzugeben."[2])

Jeder Wert ist relativ in zweifacher Hinsicht. Insofern in ihm die „Fähigkeit" liegt, ein Subjekt, das um ihn weiß, freud- oder leidvoll zu stimmen und zweitens, daß er nur „gefühlt" werden kann, wenn dieses Subjekt um ihn weiß.[3]) Einen objektiven oder absoluten Wert sieht Meinong nur bei Aehnlichkeits- oder sonstigen Vergleichsaussagen über mehrere Objekte, die alle diese „Fähigkeit", freud- oder leidvoll zu stimmen „in sich enthalten". Denn nur wenn man diese Fähigkeit unter Wert versteht, ist diese Wendung ins Objektive möglich. Sonst ist der Wert abhängig von seiner Umgebung. Die Werthaltung ist und bleibt ihm stets das beste Zeichen für das Vorhandensein eines Wertes.[4])

---

[1]) a. a. O. S. 21. — [2]) a. a. O. S. 24.

[3]) „Relativ ist der Wert einmal, insofern er Fähigkeit ist; relativ ist er aber auch, sofern seine Existenz außer an die Existenz dessen, von dem er ausgesagt wird, noch an die Existenz eines anderen Dinges, des Wertsubjektes nämlich, gebunden ist." (Siehe S. 28.)

[4]) „Das natürliche Anzeichen für das Vorhandensein eines Wertes ist und bleibt die Werthaltung." S. 81.

Seine These, daß nur existierenden Objekten Wert nachgesagt werden kann [1]), erweitert er in einem späteren Aufsatz [2]) dahin, daß auch ein Objekt vermöge seiner Nichtexistenz das „Gefühl des betreffenden Subjektes auf sich" lenken kann.

Auf den analogen Vorgang bei Nichtexistenzgefühlen hat Chr. v. Ehrenfels in seinem Werke [3]) Meinong aufmerksam gemacht. Ehrenfels findet sich mit Meinong in der Forderung nach psychologischer Fundierung der Werttheorie aus emotionalen Elementen im Einvernehmen.

Der Grundfaktor des Wertens ist ihm jedoch nicht das Gefühl, sondern das Begehren. Dieses stellt die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt her [4]); nach seiner Intensität bemißt sich die Größe des Wertes. „Der Wert eines Dinges ist seine Begehrbarkeit." [5]) Auf Ehrenfels spezielle Thesen vom Grenzfrommen [6]), welche an die Grenznutzentheorie Mengers anknüpft [7]), und vom Kampf ums Dasein der Wertungen [8]) sei hier nicht näher eingegangen. Wenn er das Begehren in den Mittelpunkt der Wertdefinition stellt, so ist dies zum Meinongschen Wertgefühlsbegriff kein prinzipieller Gegensatz, da auf Grund seiner Psychologie Gefühl und Wille in dem Vorstellungsmerkmale der „relativen Glücksförderung" gleich sind. [9])

---

[1]) „Einem Objekte kann nur Wert nachgesagt werden, als es existiert." S. 16.

[2]) A. Meinong: *Für die Psychologie und gegen den Psychologismus in der allgemeinen Werttheorie,* Logos Band III, 1912; und *Ueber Werthaltung und Wert,* Archiv f. System. Philosophie Bd. I, 1895. In letzterem S. 337: „Die Wertgröße hängt nicht nur ab von der Intensität, mit der die Existenz des Objektes Wert gehalten, sondern auch von der Intensität, mit der dessen Nichtexistenz Unwert gehalten wird. Den Wert eines Objektes macht also nicht nur seine Fähigkeit aus, vermöge seiner Existenz, sondern auch die, vermöge seiner Nichtexistenz das Gefühl des betreffenden Subjektes auf sich zu ziehen."

[3]) Chr. v. Ehrenfels: *System der Werttheorie,* Leipzig 1897.

[4]) „Wert ist eine Beziehung zwischen einem Objekt und einem Subjekt, die ausdrückt, daß das Subjekt das Objekt entweder tatsächlich begehrt oder begehren würde, falls es von dessen Existenz nicht überzeugt wäre — oder daß durch die möglichst anschauliche, lebhafte und vollständige Vorstellung von dem Sein des betreffenden Objektes bei dem Subjekt ein auf der Gefühlsskala Unlust — Lust höher gelegener Zustand bedingt wird, als durch die ebenso beschaffene Vorstellung von dem Tatbestand beim Nichtsein des Objektes. Die Größe des Wertes ist proportional der Stärke des Begehrens, sowie dem Abstande zwischen den beiden charakterisierten Gefühlen." a. a. O. S. 65.

[5]) a. a. O. S. 54. — [6]) a. a. O. S. 81 f.

[7]) Ehrenfels hat nämlich das Verdienst, durch Heranziehung der Vorarbeiten der österreichischen Nationalökonomie die Theorie an manchen Stellen bereichert zu haben. — [8]) a. a. O. S. 146 ff.

[9]) Ein besonderes psychisches Grundelement „Begehren" (Wünschen, Streben oder Wollen) gibt es nicht. Was wir Begehren nennen, ist nichts

fassung, die lediglich durch ein denknotwendiges Sollurteil den Wert erfährt und dessen Wesen sie in der Form eines „Bewußtsein überhaupt" oder eines „erkenntnis-theoretischen Subjektes" erblickt. Allein in der metaphysisch-pantheistischen Ausdeutung des Wertgrundes in eine „Urwirklichkeit" und auch in ein „Gesamtleben" können wir ihr nicht folgen. Nicht weil wir von der Nichtexistenz eines Allwesens, das die höchsten Werte, Wahrheit, Güte, Schönheit in sich eint, überzeugt wären; auch wir sehen uns gezwungen, ein solches anzunehmen, wenn wir zu einer einheitlichen Wertauffassung gelangen wollen. Denn „wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern".[1]) Dieses Allwesen ist uns aber nicht das Gesamtleben, es ist uns eine vollendete Persönlichkeit, welche die Vollendung der höchsten Werte in sich verwirklicht. Die pantheistische Interpretation des Urgrundes müssen wir ablehnen. Wir erkennen aber mit Edith Landmann-Kalischer an, daß der Münsterbergsche Versuch „das umfassendste und fruchtbarste System der Werte darstellt, das wir besitzen und das allein schon für die Stellung der Aufgabe: die Behandlung sämtlicher Wertgebiete von einem einheitlichen Gedanken aus, innerhalb der gegenwärtigen Konstellation der philosophischen Arbeit einen mächtigen Anstoß bedeutet".[2])

### d) Die phänomenologisch begründete Wertanschauung.

In der „Kritik der reinen Vernunft" leitet Kant seine Kategorientafel aus jener der Urteile ab im Glauben, daß soviele Kategorien bestehen müßten, als es Formen des Urteils gebe. Ueber die Richtigkeit und Vollständigkeit dieser Tafeln ist viel gestritten worden. Die Art der Ableitung, die Auffassung des Urteils als Ursprung der Kategorien fand ihren Gegner in Bernhard Bolzano, der eine neue Betrachtungsweise begründete. Er glaubt, Kant loben zu müssen für die durchgeführte Trennung von Anschauung und Begriff, sieht aber selbst in Raum und Zeit Begriffe, nicht Anschauungen.[3])

Bolzano trennt den Inhalt des Urteils von der Denkhandlung des Urteilens. Der erstere, der „Sinn" des Urteils besteht ewig, hat aber kein Zeitdasein, da er unabhängig von jedem Gedacht-

---

[1]) Fr. W. Schiller: *In den ästhetischen Briefen.*

[2]) *Philosophie der Werte*, im Archiv für die gesamte Psychologie, Band XVIII, 1910, S. 30.

[3]) B. Bolzano: *Wissenschaftslehre*, Bd. I § 79, S. 361 ff. Sulzbach 1837

werden schon ist. Die Denkhandlung dagegen ist ein in der Zeit verlaufender Akt, eine reale Tatsache. Bolzano stellt Wahrheiten, Vorstellungen, Sätze an sich fest, die sich von ihrem Gedachtwerden völlig unterscheiden. „Die Wahrheiten an sich haben kein wirkliches Dasein, d. h. sie sind nicht solches, das an irgendeinem Orte oder zu irgend einer Zeit als etwas Wirkliches bestände. Wohl haben erkannte oder auch nur gedachte Wahrheiten in dem Gemüte desjenigen Wesens, das sie erkennt oder kennt, ein wirkliches Dasein zu bestimmter Zeit; nämlich ein Dasein als gewisse Gedanken, die in einem Zeitpunkt angefangen, in einem anderen aufgehört haben. Den Wahrheiten selbst aber, die der Stoff dieser Gedanken sind, d. h. den Wahrheiten an sich kann man kein Dasein zusprechen.“ [1]) Ebenso versteht er unter einem Satz an sich „eine Aussage“, daß etwas ist oder nicht ist; gleichviel, ob diese Aussage wahr oder falsch ist; ob sie von irgend jemand in Worte gefaßt oder nicht gefaßt, ja auch im Geiste nur gedacht oder nicht gedacht worden ist.“ [2]) Die Vorstellung an sich bedarf „keines Subjektes . . ., sondern besteht — zwar nicht als etwas Seiendes, aber doch als ein gewisses Etwas . . . und wird dadurch, daß ein, zwei, drei und mehr Wesen sie denken, nicht vervielfacht, wie die ihr zugehörige subjektive Vorstellung nun mehrfach vorhanden ist.“ [3]) Der „Sinn“ des Urteils besteht also in Wirklichkeit, ist unabhängig von einem subjektiven oder auch objektiven Gedachtwerden. [4])

Eigenartig ist Bolzanos Zurückführung aller Sätze, auch der kompliziertest gebauten, auf die Formel: A hat b [5]). A ist der Gegenstand, von welchem der Satz handelt, b stellt die Beschaffenheit dar, welche der Satz dem Gegenstand beilegt. A nennt Bolzano deswegen die „Unterlage“ oder „Subjektvorstellung“, b den „Aussageteil“ oder die „Prädikatvorstellung“. So hat der Satz „A tut“ die Bedeutung: „A hat am Tun Anteil, A hat die Beschaffenheit des Tuns“. Der Satz „A ist“ hat den Sinn: „A hat Dasein“. Das b bezeichnet das zu dem Konkretum B gehörige Abstraktum.

An diese beiden Ergebnisse Bolzanos anschließend [6]), sowie beeinflußt von Fr. Brentanos „intentionalen Beziehungen“ [7]), fand

[1]) a. a. O. Bd. I, § 25, S. 112, vgl. auch Bd. II, § 196, S. 328.
[2]) a. a. O. Bd. I, § 19, S. 77.
[3]) a. a. O. Bd. I, § 48, S. 217; vgl. auch Bd. I, § 54, S. 238.
[4]) a. a. O. Bd. I, § 25, S. 215; vgl. auch Bd. II, § 122, S. 4.
[5]) a. a. O. Bd. II, § 127, S. 9 ff. — [6]) E. Husserl: *Logische Untersuchungen*, Halle 1913, Bd. I, S. 225. — [7]) a. a. O. Bd. II, 1, S. 367.

diese neue Betrachtungsmethode ihren ersten Ausbau, ihre erste streng durchdachte Formulierung in der von Edmund Husserl begründeten Phänomenologie.

In Kants Denken spielen die kategorialen oder logischen Funktionen eine bedeutende Rolle. Aber der Philosoph des Kritizismus ist nach Husserl nicht zu der „fundamentalen Erweiterung der Begriffe: Wahrnehmung und Anschauung über das kategoriale Gebiet" gekommen, weil er den großen Unterschied zwischen Intuition und Signifikation . . . nicht gewürdigt und daher die Analyse des Unterschiedes zwischen inadaequater und adaequater Anschauung nicht vollführt"[1]). In der Phänomenologie handelt es sich bei dem Apriori um Wesensschau und Wesenserkenntnis. Im Urteile stellt sich uns nicht allein ein grammatischer Satz dar, es erscheint uns an ihm eine „ideale Bedeutungseinheit"[2]). „Apriorische Zusammenhänge bestehen, gleichgültig ob alle oder viele oder überhaupt keine Menschen oder andere Subjekte sie anerkennen. Sie sind allgemeingültig höchstens in dem Sinne, daß jeder, der richtig urteilen will, sie anerkennen muß."[3])

Die Phänomenologie geht davon aus, daß den einzelnen Begriffen und Urteilen ein Sinn und eine Bedeutung zugrunde liegt, daß dieser Sinn sich nicht erst nach längerer Erfahrung offenbare, sondern daß ein Erlebnis[4]), ja schon eine Imaginierung genüge. Die Bedeutung, welche das Wort trägt, der Sinn, welchen das Erlebnis umfängt, ist unabhängig von jedem Bewußtsein gegeben.

Das Streben des Phänomenologen geht darauf hin, nicht Tatsachen in ihrem Wirklichkeits- oder Vorstellungsbereich festzustellen, sondern das Wesen der Bedeutung aus dem Gegebenen herauszukristallisieren, das Wesen zu finden, welches der verstreuten Mannigfaltigkeit wirklicher und möglicher Erlebnisse von Redenden und Denkenden unterliegt. Der Inhalt, welcher die Einheit dieser individuellen Variationen darstellt, ist das Ziel der Intention.

Wenn der Mathematiker die Formeln $(a + b)\,(a - b)$ mit $a^2 - b^2$, $(a + b)\,(a + b)$ mit $a^2 + 2\,a\,b + b^2$ zusammenstellt und

---

[1]) a. a. O. Bd. II, 2, Halle 1921, S. 202 f.

[2]) a. a. O. Bd. I, S. 175.

[3]) A. Reinach: *Gesammelte Schriften,* Halle 1921: *Ueber Phänomenologie, S. 397.*

[4]) Durch W. Dilthey wurde das Wort „Erlebnis" in die Moderne Philosophie und Psychologie eingeführt.

sie für gleichwertig hält, so bedeutet die einfache Tatsache nichts. Das Wissen um die Identität der Formeln ist nicht das intentionale Erlebnis, sondern die Einsicht, das Verständnis, daß es notwendig so ist, daß es anders gar nicht sein kann. Die reine Mathematik, die reine Logik „will nicht die Erkenntnis, das faktische Ereignis in der objektiven Natur, dem psychologischen oder psychophysischen Sein erklären, sondern die Idee der Erkenntnis nach ihren konstitutiven Elementen, bezw. Gesetzen aufklären ... den idealen Sinn der spezifischen Zusammenhänge ... verstehen". [1])

Unter diesen objektiven Zusammenhängen kann man zweierlei verstehen. [2]) Einmal kann es der Zusammenhang von Sachen sein, auf den sich die Denkerlebnisse beziehen. Dann kann man auch den Zusammenhang der Wahrheiten meinen, in welchem sachliche Einheit ihren Ausdruck findet. „Daß es ist, und so und so bestimmt ist, das ist eben die Wahrheit an sich, welche das notwendige Korrelat des Seins an sich bildet."

Das Wesen, das Eidos ist etwas ganz Neues. Wie die individuelle oder erfahrende Anschauung den individuellen Gegenstand findet, so stellt sich der Wesensanschauung das „reine Wesen" dar. Klammert man von einem konkret gegebenen, individuell erlebten Sachbestand alles aus, was dem Individuum als solchem zukommt, was den Gegenstand als diesen konkreten ausmacht, was zeitliche und örtliche Bestimmung angeht, so bleibt nur das übrig, was diesem Gegenstand mit allen seiner Gattung gemeinsam ist. Das ist sein Wesen. Auch mein Ich, mein eigenes Selbst muß ich „einklammern", um das reine Wesen, die Ideation, zu erreichen. Die Urteile über dieses reine Wesen, diese „universellen Urteile haben den Charakter von Wesensallgemeinheiten oder der strengen, schlechthin „unbedingten Allgemeinheit". [3]) Die Phänomenologie will sich die einzelnen reinen Bewußtseinsvorkommnisse exemplarisch vor Augen stellen, um sich ihr Wesen zur Klarheit zu bringen. An dem Geschauten will sie Analyse und Wesenserfassung üben, in ihm den Wesenszusammenhängen nachspüren, sie zergliedern und in begriffliche Ausdrücke fassen, die ihren Sinn rein durch das Geschaute erhalten. [4]) Ausdrücken heißt etwas kundgeben, etwas nennen oder

---

[1]) E. Husserl, a. a. O. II,1 S. 21. — [2]) a. a. O. I, S. 228.

[3]) E. Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie,* Halle 1913, S. 14. Jahrb. für Philosophie und Phänom. Forschung, Bd. I. — [4]) a. a. O. S. 213.

sonstwie bezeichnen[1]), und zwar kann ein Doppeltes ausgedrückt werden. Einmal der Gegenstand selbst als „der so und so gemeinte"; andererseits aber auch „sein ideales Korrelat in dem ihn konstituierenden Akte der Bedeutungserfüllung, der erfüllende Sinn". Wo eine Vorstellung nun mit der ideal vollkommenen Wahrnehmung erfüllt ist, wo Gegenstand und ideales Korrelat kongruent sind, wo eine Gleichung zwischen beiden besteht wie bei $a^2 = b^2$ oder, um die vorigen Beispiele zu nehmen wie $(a + b)(a - b) = a^2 - b^2$, $(a + b)(a + b = a^2 + 2ab + b^2$ hat sich die „echte adaequatio rei et intellectus" hergestellt; das Gegenständliche ist genau als das, als welches es intendiert ist, wirklich „gegenwärtig" oder „gegeben".[2]) Dies wäre die volle Erfüllung. Das phänomenologische Apriori, die objektiven Zusammenhänge, die unabhängig von jedem denkenden und wahrnehmenden Bewußtsein bestehen und verlaufen, sind nicht mit Denknotwendigkeit zu identifizieren, sodaß nur ein denknotwendiges Sollen uns veranlaßt, so und nicht anders zu urteilen, wie es die transzendental logische Wertrichtung will. Und doch ist bei dem Apriori eine Notwendigkeit vorhanden, zwar keine des Denkens, aber eine des Seins. Durch das Wesen des A wird notwendig das b-Sein gefordert, in der Wesenheit Mensch liegt notwendig die Denkfähigkeit. Sachverhalte bestehen, gleichgültig, ob ein Bewußtsein sie zu erfassen sucht, ja, sie haben mit Denken und Erkennen nichts zu tun. Sie sind da. Dem Denken bleibt es anheim gestellt, sie zu erstreben, sie zu erfassen. Wenn dieses sie erfassen will in ihrer tiefsten Bedeutung, in ihrer ganzen Fülle, in ihrem letzten Wesen, und sich nicht mit einer „signifikativen" Erfüllung begnügen will, dann muß sich das Denken nach dem wirklichen Wesenssein des Sachverhaltes richten, in der Wesensanalyse die geltenden Gesetze der Wesenheiten aufsuchen. Diese Gesetze liegen allen Tatsachen und Tatsachenzusammenhängen zugrunde. In den Wesenheiten gilt kein zufälliges So-Sein, es liegt hier ein „notwendiges So-Sein-Müssen", dem Wesen nach „Nicht-Anders-Sein-Können" vor. Diese reine Intuition darf nicht als plötzliche Erleuchtung gedacht werden. Es bedarf großer Bemühungen von uns aus, um die „Fernstellung" (Reinach), in der wir zum Objekt stehen, zu überwinden. „Auch Wesensanschauungen müssen

---

[1]) *Logische Untersuchungen* . . . II,1, S. 50.
[2]) ebend. II,2, S. 118.

erarbeitet werden"; Reinach[1]) vergleicht diese Arbeit mit dem Bilde, das Plato in seinem Phädrus entwirft von den Seelen, die mit ihren Gespannen den Himmel ersteigen müssen, um die Ideen zu schauen. Die Fassung im Begriffe ist dann erst etwas Sekundäres. Zuerst muß man das Wesen erlebt, die Wesenheit geschaut haben, ehe man die wortliche Fassung herstellt. Das Hängen an Benennungen und Bezeichnungen hindert vielleicht, die wahren Zusammenhänge frei zu erfahren. Es gibt im Menschen ein Erfahren, ein Denken ohne Worte. Ein Bewußtseinselement kann in sich klar und sein qualitativer Unterschied von jedem anderen Bewußtseinselement deutlich unterschieden sein, ohne daß es besonders benannt wurde.[2])

Fordert eine Wesenheit A notwendig die Beschaffenheit b, so brauchen wir b nur als Wertprädikat zu deuten und haben die ganze phänomenologische Wertlehre, die in ihren Grundzügen in der Logik von Husserl entwickelt ist. Als eigentliche Wertlehre hat diese neue Methodenlehre bei Max Scheler ihre Ausarbeitung gefunden.

Werte kann man mit Wesenheiten gleich setzen. Wie uns in der Welt der Sachen z. B. das Wesen der Röte an den konkreten Gegenständen der Wirklichkeit aufgeht, etwa an der roten Blume, oder dem roten Wein, oder dem roten Papier, oder roten Dach, so in der Welt der Werte z. B. die Vornehmheit, etwa an einer vornehmen Haltung oder Gesinnung, oder an einem vornehmen Handeln oder Sichgeben. Aber der Wert ist und muß auch stets anschaulich gegeben sein oder wenigstens auf eine solche Art der Gegebenheit zurückgehen.[3]) Man kann ihn nicht aus Merkmalen und Eigenschaften erst erschließen, die nicht selbst der Sphäre der Werterscheinungen angehören, ihn nicht aus „irgendeiner Form des realen Seins herausklauben".[4]) „Werte sind schon als Wertphänomene (gleichgültig, ob „Erscheinung" oder „wirklich") echte Gegenstände, die von allen Gefühlszuständen verschieden sind."[5]) Trotz dieser ihrer zweifellosen Gegenständlichkeit müssen wir sie doch schon an den Handlungen oder Gesinnungen zur Gegebenheit gebracht haben, um diese Handlungen als „vornehm" oder „gemein", „mutig" oder „feige", diese Gesinnungen als „rein" oder „schuldig",

---

[1]) A. Reinach, a. a. O. S. 405. — [2]) T. Parr: a. a O. S. 17.

[3]) M. Scheler: *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*, Halle 1921, S. 9. — [4]) a. a. O. S. 41. — [5]) a. a. O. S. 14.

„gut“ oder „böse“ zu bezeichnen. Wert ist auch keine Beziehung [1]), die zu anderen Beziehungen wie Gleichheit, Aehnlichkeit, Verschiedenheit hinzukäme. Wohl können die Werte ein Fundament für Beziehungen abgeben, sind es selbst aber ebensowenig wie „blau“ oder „rot“. „Häufig halten wir den bloßen Wert des Bezogenseins einer Sache auf das Fühlen ihres Wertes oder gar nur auf den möglichen Gebrauch, den wir von ihr machen können, für den Wert der Sache selbst. Dies ist eine der stärksten Quellen der Selbsttäuschungen. . . . Wenn man Werte überhaupt . . . unter eine Kategorie subsumieren will, so muß man sie als Qualitäten bezeichnen, nicht aber als Beziehungen.“ [2])

Im Wesensaufbau glaubt Scheler es als strengstes Gesetz zu finden, daß Wertqualitäten und Werteinheiten allem Sein vorausgegeben sind. Es gibt in unserem Denken und Wahrnehmen, in unserem Erinnern und Erwarten kein wertloses Sein. Im Denken und Urteilen kann nichts uns „ursprünglich werden, dessen Wertqualität oder dessen Wertrelation zu einem anderen (Gleichheit, Verschiedenheit usw.) uns nicht schon zuvor irgendwie gegeben gewesen wäre“. [3]) Nur erst in einer mehr oder weniger künstlichen Abstraktion, in der wir von jedem „mitgegebenen“ als auch „vorgegebenen“ Werte absehen, ist ein wertfreies Sein denkbar.

Werte stehen als Gegenständliches in voller Objektivität da, unableitbar vom Seinsbegriff. Vor allem Seinserfassen liegt das Werterfassen. Worin liegt der höchste Wert? Scheler findet diesen im „personalen“ Wert. Der Mensch, der im biologischen Sinne nie das höchstwertige der Lebewesen sein kann, ist insofern das „höchste der Wesen“, als er unabhängig von seiner biologischen Organisation Akte trägt und Werte sieht und realisiert, welche die höchsten sind. Wenn wir den Menschen so werten, setzen wir diese von vitalen Werten unabhängigen Werte schon voraus, die Werte des Heiligen und des Geistigen. „Das Neue, das in ihm oder an einer bestimmten Stelle seiner Entfaltung hervorbricht, besteht gerade in einem — biologisch gemessen — Ueberfluß an geistiger Betätigung, sodaß es ist, als würde in ihm und seiner Geschichte eine Spalte geöffnet, in der eine allem Leben überlegene Ordnung von Akten und Inhalten

---

[1]) a. a. O. S. 11 und S. 248.

[2]) a. a. O. S. 248 f. Was Aristoteles schon sagte.

[3]) M. Scheler: *Religiöse Erneuerung*, Band I, 1, Leipzig 1923. *Vom Ewigen im Menschen*, S. 89.

(Werten) zur Erscheinung kommt und zugleich eine neue Einheitsform dieser Ordnung, als die wir die „personale" (im Unterschied zu Ich, Organismus usw.) anzusehen haben, und deren Band Liebe und auf sie fundiert, reine Gerechtigkeit ist". [1]) Die Idee dieser vollen Einheit, der Träger dieses letzten, höchsten Wertes „heilig" ist Gott und das Gottesreich. Das Ausdenken dieser Idee, die im besonderen in seinen „Problemen der Religion" [2]) erfolgt, ist bei Scheler schon ein theologischer Gedankengang, der für eine Grundlegung der Philosophie, d. h. der natürlichen Menschenerkenntnis zu weit geht.

Fundierend ist für ihn, daß der Mensch nur durch Teilnahme an der das ganze Wertreich durchwaltenden Liebe, durch Beugen seiner selbst und einordnen seiner Akte unter den höchsten, absoluten Wert der „Heiligkeit" oder „Gott" zu den Werten gelangen kann. [3]) „Philosophie ist ihrem Wesen nach streng evidente, durch Induktion unvermehrbare und unvernichtbare, für alles zufällig Daseiende „apriori" gültige Einsicht in alle uns an Beispielen zugänglichen Wesenheiten und Wesenszusammenhänge des Seienden, und zwar in der Ordnung und dem Stufenreich, in denen sie sich im Verhältnis zum Absolutseienden und seinem Wesen befinden." [4]) Dieses Absolutseiende ist eben Gott, er ist der höchste Wert, ist „nichts als Liebe". [5])

Die Liebe im Menschen ist nimmermehr mit Trieb gleichzustellen. Triebregungen können wohl die Fackeln abgeben, welche die objektiv bestehenden Wertinhalte beleuchten, die für die „Gegenstände der Liebe bestimmend" werden können. [6]) Das Wunderbare des Liebesaktes liegt darin, daß es kein „Anstarren des bloß empirischen Faktums" ist, sondern eine Bewegung auf noch „höhere Werte hin, als diejenigen, die bereits da und gegeben sind." [7]) Der Liebesakt ergreift seinen Gegenstand schon in einer Seinssphäre, in welcher das Sosein als Dasein und Wertsein noch unbestimmt ist, „sodaß ebensowohl das eindeutige Ergebnis des adäquaten Erkenntnisaktes als der mögliche Erfolg seiner Umgestaltung durch Wollen und

[1]) *Der Formalismus* . . ., S. 298.

[2]) *Das Ewige im Menschen*, Bd. I, 2, Leipzig 1923.

[3]) ebd Bd. I, 1, S. 106. — [4]) ebd. Bd. I, 1, S. 122.

[5]) *Das Ewige* . . . Bd. I, 2, S. 106.

[6]) M. Scheler, *Die Sinngesetze des emotionalen Lebens*, Bonn 1923. Bd. I, *Wesen und Formen der Sympathie*, S. 215.

[7]) ebd. S. 177.

Handeln durch diese Aktklasse noch bestimmbar ist".[1]) Im Liebesakt erschließt sich erst der Menschenblick dem Werte, der Mensch wird hinausgeführt aus seinem individuell beschränkten Ich zu der unabhängig von jedem Subjekt bestehenden, vor dem Sein liegenden objektiven Wertewelt. Liebe, welche diese Ueberwindung des Subjektiven bewirkt, ist nicht der Akt, sondern es ist die ganze Seelenhaltung, welche den Menschen für Wesens- und Werteschau empfänglich macht, die sein Erkennen vor störenden Einflüssen schützt.[2])

Das Höhersein eines Wertes ist eine Relation, die im Wesen des betreffenden Wertes selbst gelegen ist. Uns geht sie im „Vorziehen" bezw. „Nachsetzen" des Wertes auf.[3]) Die Rangordnung der Werte ist unveränderlich gegeben, während die Vorzugsregeln im Laufe der Geschichte wechseln können. Das Fühlen der Werte ist selbst wesensnotwendig im „Vorziehen" und „Nachsetzen" gegründet. Das „Fühlen" des Wertes ist also nicht Maßstab für die Vorzugsart des Wertens. Vielmehr findet alle Erweiterung des Wertbereichs (eines Individuums z. B.) allein „im Vorziehen und Nachsetzen statt."[4]) Erst die hier in diesen Akten gegebenen Werte können „sekundär" gefühlt werden. Die Höhe des Wertes muß so stets in einem neuen Akt des Vorziehens und Nachsetzens erfaßt werden. Es gilt hier eine „intuitive Vorzugsevidenz"[5]), welche durch keine Deduktion zu ersetzen ist.

Dietrich v. Hildebrand sieht ebenfalls mit Husserl und Scheler den Wert in einem Gegenständlichen. Das „Werterlebnis" ist nicht mit einer Freude über etwas zu vergleichen, der Wert wird nicht im Vollzug eines Verhaltens erst bewußt, die Werte sind „stets gehabt."[6])

---

[1]) *Das Ewige* ... Bd. I, 2, S. 361.

[2]) Przywara: *Religionsgründung. Max Scheler — Henry Newmann* Freiburg 1923, schreibt über diese Liebe als letzten Erkenntnisgrund (S. 53): „Geistesgeschichtlich gesehen, dürfte .... diese personalistische Liebesmetaphysik als eine Ueberwindung des „blinden Willens" Schopenhauers und des „Willens zur Macht" Nietzsches sich fassen lassen: eine innere Ueberwindung durch Läuterung des „Blinden" zum „Einsichtigen" und des „Machtwillens" zur Liebe, — eine äußere Ueberwindung durch Einigung der Schopenhauer-Nietzsche (nach Troeltsch auch Bergson) Linie mit der platonisierenden Linie Brentano-Eucken-Husserl."

[3]) *Der Formalismus* ... S. 85 ff. — [4]) ebd. S. 87. — [5]) ebd.

[6]) Dietrich v. Hildebrand: *Die Idee der sittlichen Handlung,* im Jahrbuch f. Philos. u. Phänom. Forschung, Bd. III, 1916, S. 202.

Da er glaubt, daß Schelers Begriff des „Wertfühlens“ leicht mit der Gefühlstheorie des 18. Jahrhunderts verwechselt werden könnte, trennt er scharf das Fühlen als Kenntnisnahme von dem Fühlen als Stellungnahme analog seiner Unterscheidung von Kenntnisnehmen und Erkennen des Wertes.[1]) Sein Wertkenntnisnehmen ist geradezu ein perzeptives Erfassen des Wertes. Es kann dem Wesen des Wertes sehr nahe kommen, da es ein ganzes Mitleben und Durchleben des Wertes bedeuten kann, aber ohne deutlichen und klaren Aufschluß, ohne eine rein begrifflich zufassende Sichtung zu geben. Das Erkennen des Wertes ist eine Einsichtnahme in die Bedeutung, Wichtigkeit und Höhe des Wertes, ohne die Tiefe, ohne den Reichtum des Wertes erschließen zu müssen. „Die Fähigkeit des Erkennens bei einem Menschen ist etwas ganz anderes wie die Tiefe und Weite seiner Fähigkeit, Kenntnis zu nehmen.“ [2])

Die Stellungnahme geht aus der Kenntnis oder Erkenntnis eines Wertes hervor. Da in jeder echten Handlung ein Sachverhalt realisiert wird, muß ein Bewußtsein von diesem Sachverhalt, sowie von seinem Wert vorliegen. Auf Grund dieses Bewußtseins des wertvollen Sachverhaltes — hier auch Wert vor dem Sein — kann eine Stellungnahme erfolgen.[3])

Die phänomenologische Wertanschauung betont den Wert als Qualität eigener Art. Hatte schon Aristoteles die Tugend als einen Habitus, als eine Qualität angesehen[4]), so ist es für unsere Zeit wieder eine Entdeckung, auch den Wertbegriff als solche zu fassen. Der Wert wird hier nicht in eine logisch-begrifflich konstruierte Welt, nicht in einem freischwebenden metaphysischen Urgrund gesetzt, nein, er wird Wirklichkeit, und seine reine Wesenheit findet zuletzt im tiefsten Sein, in der höchsten Aktivität, in dem „Nichts als Liebe“, in Gott seine Vollendung. Die Phänomenologie, die ja nur eine neue Methode, eine neue Art der Betrachtung von Gegen-

---

[1]) Derselbe gibt in seinem Aufsatz: *Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis* (Jahrb. f. Philos. u. Phänom. Forschung Bd. V, 1922) noch eine genauere Unterscheidung innerhalb des intuitiven Werterfassens und trennt zwischen „Wertfühlen“ und „Wertsehen“. Ein „Wertfühlen“ gibt Tiefe, Lebendigkeit, Nähe zum Wert. Aber „der unendlichen Tiefe der sittlichen Werte entspricht eine unendliche Abstufung im Wertverständnis.“ (S. 471.) Das „Wertsehen“ ist „die Fähigkeit“, die Werte so klar zu sehen, um sie als solche rekognoszieren zu können“ (S. 472).

[2]) Hildebrand a. a. O. S. 205. — [3]) a. a. O. S. 153. — [4]) Nic. Eth. II, 6.

stand und gegenständlicher Welt sein will, hat den Aufweis der Werte gegeben. Den Beweis und die Begründung des Wertes gibt sie nicht.[1])

### e) Das Wesen und die realmetaphysische Begründung des Wertes.

Was ist also der Wert? Was ist sein Wesen? Um zur klaren Einsicht in das Wesen eines Dinges zu kommen, muß das an ihm erfaßt werden, was es eben zu diesem Ding macht. Es muß das gefunden werden, ohne das es nicht bestehen kann, bei dessen Fehlen ihm keine Art von Sein zukommt. Nur das Eine, welches sein Wesen ausmacht, muß herausgeschält werden, was dieses A notwendig zu diesem A macht. Denn kein Gegenstand kann zwei Wesen haben. „Jeder Gegenstand (welches seine Seinsart auch sein möge) hat Ein und nur ein Wesen, welches als sein Wesen die Fülle der ihn konstituierenden Eigenart ausmacht."[2])

---

[1]) Wenn J. Geyser in seinem Buch: *Augustin und die phänomenologische Religionsphilosophie der Gegenwart* (Veröffentl. d. Kathol. Instit. für Philos. Albertus-Magnus-Akad. zu Cöln, Bd. I, 3: Münster 1923) über die phänomenologische Wesensschau schreibt: „Man mag von den empirischen Erscheinungen so viel reduzieren als man will — wenn man diese Erscheinungen nicht ganz weg reduziert, so behält man immer nur etwas übrig, das schon in der ursprünglichen Erscheinung steckte, wenn es darin auch noch nicht unterschieden und in seiner Bedeutung für das Ganze, das da erschienen war, erkannt wurde" (S. 110), so ist dies keine abweichende Meinung von der der Phänomenologen. Sie wissen auch, daß in dem konkreten und individuellen Gegenstand das Wesen enthalten ist, die Wesenheit der ganzen Spezies da ist. Um aber das reine Wesen dieser Spezies oder dieses Genus zu finden, müssen sie alles Konkrete, alles Individuelle „einklammern". Die Wesenheit ist geradezu eingekapselt in den existierenden Individuellen. Ohne uns die Wesenheit an einem Dinge zur Gegebenheit gebracht zu haben, können wir diese Wesenheit auch nicht kennen, selbst wenn sie oder trotzdem sie unabhängig von jedem Bewußtsein, von jedem Subjekt besteht. Die Phänomenologie zeigt mir einen Weg, wohl bewußt, daß es mehrere Wege gibt, zu dem Wesen an sich zu gelangen. Das „vergleichende Denken", das Geyser für das Erschauen der Wesenheiten inkraft sein läßt, ist eben ein anderer Weg. Wir können die Universalien absolut für sich betrachten, wenn wir sie einmal aus den Dingen, in denen sie vorkommen, herausgeschält haben. Auch können wir durch Vergleichung mit vielen Einzeldingen, in denen sie vorkommen, sie zur gedanklichen Allgemeinheit erheben. Siehe auch Thomas v. Aquin: *Opusculum de sensu respectu sensibilium et intellectu respectu universalium* in volumen 17 p. 118 der Gesamtausg. Parma 1852 bis 73 (25 Bde.).

[2]) Jean Hering: *Bemerkungen über das Wesen, die Wesenheit und die Idee.* Jahrb. f. Philos. u. Phänom. Forschung. Bd. IV, 1921, S. 497.

Was ist nun das Wesen des Wertes? Was den Wert zum Werte macht, ist das Wert-Sein. Fehlte dieses Wertsein dem Werte, so wäre es absurd, überhaupt von Wert zu sprechen. Ueberall wo das Wertsein vorhanden, ist also Wert. Was ist aber das Wertsein? Es als ein subjektives, psychisches Erleben auszugeben, ohne jede Objektivität, ohne jeden Bestand, widerstreitet uns. Wir müßten es denn geradezu verwechseln mit Angenehm oder Unangenehm, mit Lust oder Unlust.[1])

Wohl ist es möglich, daß im Angenehmen oder in der Lust ein Wert liegt, daß im Unangenehmen und in der Unlust ein Unwert

---

[1]) Hier liegt eine Gefahr für die Scheler'sche Auffassung, welche dem Angenehmen und Unangenehmen Wert bezw. Unwert beilegt. Das Angenehme ist sicherlich nicht wertvoll, es kann den größten Unwert tragen, z. B. die Unzucht. Das Unangenehme kann einen Wert einschließen, z. B. die Erfüllung eines Versprechens, den Wert der Wahrhaftigkeit und Treue. Nur nach dem Inhalt, welchen das Angenehme, bezw. das Unangenehme hat, kann Wert oder Unwert vorliegen. Ist aber der Inhalt nicht wertig, so auch das Angenehme nicht. Absurd aber klingt es, wenn man das sinnliche Gefühl oder die Empfindungen wertvoll oder wertlos bezeichnet. Sinnliche Gefühle und Empfindungen können wohl auf einen Wert hinweisen, z. B. das sexuelle Gefühl auf den Fortpflanzungswert; das Hungergefühl auf den Unwert der mangelnden Nahrung für den Körper. Diese Zustände scheiden aber von dem eigentlichen Wertbegriff aus. Vielleicht rächt sich auch die Bezeichnung „Wertgefühl", wo das Gefühl den Wert gibt, schließlich wie bei dem Angenehmen und Unangenehmen selbst für den Wert gehalten wird. Siehe *Der Formalismus etc.* S. 104. — Wenn Scheler das Lusterlebnis an einem Wert selbst wieder als Wert nimmt, so ist dies auch zu bezweifeln. Das Lusterlebnis an einem Werte ist doch das eigentliche Bewußtwerden, Innewerden des vorgefundenen Wertes, bezw. auch Unwertes. Es ist das eigentliche „Wertfühlen", die Freude über den Wert. Ist aber unter Lusterlebnis verstanden die subjektive sinnliche Lust, z. B. am Besitz, so kann diese fundiert sein auf die Einsicht in den Wert des Besitzes. Ob aber in beiden Fällen ein neuer Wert zu dem „Wertfühlen" hinzutritt, muß ich bezweifeln. Das Lust- bezw. Unlusterlebnis ist doch nur ein größeres und tieferes „Wertfühlen", das wegen seiner Stärke sich auch in Innervationen umsetzt, siehe *Der Formalismus etc.* S. 31 f. Es ist zu befürchten, daß bei solchen Aufstellungen sich die Objektivität der Werte wieder in ein subjektivistisches oder psychologisches Erlebnis auflöst, was nach Schelers sonstiger Auffassung nicht der Fall sein kann. — Ebenso zweifelhaft scheint die Auffassung der neuen Relationserfassung von Joh. Lindworsky zu sein, welcher die Richtigkeit einer Beziehungserfassung, etwa das Ergebnis der Gleichheit oder Aehnlichkeit schon in dem geradezu „angenehmeren" oder „leichteren Gehen" sehen will. Das „Reflexe Erleben" ist nicht vonnöten, es genügt das „Kernerlebnis". Siehe Joh. Lindworsky: *Revision einer Relationstheorie,* Archiv für die gesamte Psychologie 1924, Heft 1.

eingeschlossen ist, aber das Wertsein ist nicht das Angenehme, nicht die Lust oder Unlust. Auch ist es keine bloße Konstruktion des Geistes oder eines Bewußtseins. Nein, es ist wirklich, es ist gegenständlich gegeben, ein wirklicher Sachverhalt ist es, was wir als Wert bezeichnen. Der Gegenstand ist unabhängig von jedem Bewußtsein gegeben, er kann nicht von ihm modifiziert werden. Das Subjekt bleibt immer das Rezipierende, es sucht das Objekt zu erfassen. Der Wert steht uns als ein zu erfassender Sachverhalt gegenständlich gegenüber. Werte sind da, sind nicht erst durch ein Bewußtsein erzeugt, nicht erst von einem Subjekt geschaffen. Wohl kann der Wert einem Subjekt erst im Bewußtsein aufgehen. Denn ohne Bewußthaben kann kein Subjekt etwas wissen von einem Etwas. Trotzdem kann aber das Bewußte ohne dieses wissende Subjekt sein.

Wie tritt der Wert uns entgegen? Da sich die Werte in den Dingen realisieren, werden wir uns die Werte in den Gütern zur Gegebenheit bringen. Wir werden dabei, um den Wert rein zu erfassen, von allem anderen, womit das Objekt behaftet ist, abzusehen haben. Der Farbenwert kann uns nur aufgehen, wenn wir von den Farben, die als blaue, rote, grüne, gelbe, violette usw. gegeben sind, als diesem Blau, Rot, Grün, Gelb usw. absehen, und lediglich das Merkmal des Gefärbtseins ins Auge fassen.[1]) Der Wert an sich kann als eine Gegenständlichkeit Wirklichkeit haben und doch in der existenzialen Realität mehrfach gegeben sein. So z. B. „die Menschheit". Alles, was dieses Merkmal „Menschheit" als notwendiges Merkmal hat, ist „Mensch". Ob dieses Merkmal in dem einen Menschen nach seiner höheren, in einem anderen nach seiner niedrigen Entfaltungsmöglichkeit ausgebildet ist, kommt hier nicht in Frage. Wie sich die Menschen die Ausprägung dieses Merkmals „Menschheit" in der Geschichte gedacht haben, haben die Künstler der verschiedenen Epochen in ihren Werken gezeigt.

Der Wert ist also kein Nichts, sondern ein Merkmal, eine qualitas, eine Beschaffenheit, die an einem Ding haftend, dieses in einem neuen Aspekt zeigt. Er gilt unabhängig von jeder Relation

---

[1]) J. Geyser glaubt in seinem Buch: *Einige Hauptprobleme der Metaphysik*, Freiburg 1923, S. 70, daß ein „schauendes Wahrnehmen" der Farbe nicht möglich ist. M. E. kann, wenn das Farbesein einmal an irgend einem Dinge zur Gegebenheit gebracht ist, in einem Roterlebnis z. B. dem Subjekt das Farbe-Sein mit gegeben sein.

und jedem Subjekt, obwohl es möglich ist, daß er zu einem Subjekt in Beziehung tritt.

Abgesehen von dieser möglichen, aber nicht notwendigen Relation des Wertes zu einem Subjekt, steht er aber in einer objektiven Relation zu einem Werte, der als Maßstab für seine Werthaftigkeit dient. An diesem gemessen, weist sich der Wert erst als Wert oder Unwert aus. An diesem Normwert wird also der Wert erst zum Wert. Der Tod fürs Vaterland gewinnt erst Wert, gesehen von der treuen Liebe zum Vaterland, welche den Bürger sich wappnen ließ, um unter Verachtung des eigenen Lebens zur Verteidigung seines höchsten Erdengutes hinauszuziehen. Die Ehe wird erst wertvoll durch die eheliche Treue. Der Verzicht auf die Annehmlichkeiten des Lebens erhält erst Wert, wenn er wegen eines höheren Wertes gesetzt wird, z. B. des sozialen Wohles in der Krankenfürsorge und in der Kinderpflege oder des religiösen Wertes in der Askese. Diese Begründung des Wertes ist aber nicht schlicht gegeben, sondern ein Schließen des begründeten Denkens. Der Maßstab des höheren Wertes, wodurch eine Handlung oder Gesinnung erst werthaltig wird, muß durch denkendes Reflektieren erst ergründet werden. Zuletzt muß aber der Normwert ein höchster, oberster und letzter Wert sein.

Man kann bei den Werten die Unterscheidung in Eigenwerte und abgeleitete Werte vornehmen. Eigenwerte wären jene, die in sich wertvoll sind, z. B. Reinheit, Tapferkeit, während die abgeleiteten Werte z. B. Ehe, Soldat erst durch die Beziehung zu den Eigenwerten werthaltig sind. Doch stehen die Eigenwerte auch nicht unvermittelt nebeneinander, sondern in sachlicher Beziehung zu einem höchsten Werte, der sie als Werte erst begründet. Wir sahen schon, daß Wert mit Sein nicht identisch ist; beide Begriffe stehen aber auch nicht ohne jede Relation nebeneinander. Denn ohne Sein ist eben nichts denkbar oder wirklich. Das Sein ist der Träger des Wertes. Da wir dem Sein nichts Gleiches an die Seite stellen können, ist es der oberste Begriff, dem alle anderen untergeordnet sind. Das Eine, das Etwas, das Wahre, das Werthafte sagen von dem Sein alle etwas Besonderes aus. Sie suchen den Seinsbegriff zu ergänzen, sie verdeutlichen und erklären ihn in seinen Merkmalen, sie erfüllen ihn. Ebenso wie das Verhältnis des ens zum unum, des ens zum aliquid, des ens zum verum Grundprobleme der Metaphysik darstellen, so auch das Verhältnis des ens zum

bonum, des Seins zum Wert. Die enge Verknüpftheit des Wertigen mit dem Seienden geht dem denkenden Bewußtsein in der Teleologie alles Seins auf.

Jedes Sein hat seinen Zweck. So ein Seinsgegenstand seinem Zwecke entspricht, ist er sinnvoll, ist er wertvoll. Der Zweck ist real im Seienden gegeben, liegt in der Struktur des Seienden. Dies findet sich schon in der körperlichen Welt. Jede Mißgestalt, jedes Abweichen eines Gebildes von der normalen Form gilt als unwertig. Diese zu ihrer Norm teleologisch eingestellte Entwicklungs- und Bildungsfähigkeit nennt A. Fischer die „organische Plastizität". Solche in ihren eigenen Gesetzen verlaufenden Strukturen gibt es auch in der geistigen, psychischen Welt, deren Ziel eben das Denken ist, die Analyse und Synthese. Mit der Entwicklung des vernünftigen Denkens bilden sich Bewußtseinsgegebenheiten aus, die in ihrer besonderen Gestaltung nicht mehr aus dem Bewußtsein erklärt werden können. Sie gründen in einem vom realen Bewußtsein unabhängigen Etwas. Ich denke hier an die Begriffe wie Identität, Widerspruch, Gleichheit, Aehnlichkeit; an Universalien wie Sein, Wahres, Schönes, an Wert. Diese können nur in einem realen Bewußtsein bewußt werden, aber sie sind da unabhängig von einem sie denkenden Bewußtsein, sie sind wirklich. Wie aber alles Endliche und Unvollendete zu einem Unendlichen und Vollendeten strebt, wie das relative, kontingente Sein ein unendliches, absolutes Sein erstrebt, wie jede Mannigfaltigkeit zu einer Einheit drängt, so erheischt die relative Wahrheit die absolute Wahrheit, das relativ Wertvolle den absoluten Wert. Da alles Bestehende im Seienden wurzelt, jedes Sein in seinem ihm zugeordneten Zwecke oder im Streben zu ihm seinen Wert findet, der also deswegen auch im Sein ruht und volle Wirklichkeit ist, muß das Absolut-Seiende die Quelle von allem Seienden sein, in ihm muß alles wurzeln und begründet sein. In diesem alles umfassenden, unendlichen Absoluten — man könnte hier religiös sprechen und sagen Gott — liegt die höchste Wertwirklichkeit. An diesem höchsten und absoluten Wert müssen sich alle Eigenwerte, und somit auch alle abgeleiteten Werte als Werte ausweisen. Ohne diesen absoluten Wert fehlt jeder Wertmaßstab. Dieses Absolutseiende und Wertige kann aber nicht das kosmische All sein, da man sonst das Eigengesetzliche, die Eigenentwicklung der Strukturen als absolut setzte. Nicht das All des Kosmos, nicht die bildungsfähige Kraft ist das Absolute.

Wie wir unter allen Werten die geistigen wie das „Wahre, Gute, Schöne als die höchsten Werte ansehen, so muß das Absolute, damit es eben das Absolute, der höchste Wert, die Einheit aller Werte sein kann, ein geistiger Wert sein. Die geistigen Werte Wahrheit, Güte, Schönheit müssen in diesem vollendet sein, d. h. dieses Absolute kann nur ein geistiges Wesen sein. Da wir nun unter einem selbstdenkenden, sittlichfühlenden, ästhetisch empfindenden Wesen eine Person verstehen, so muß die Einheit von absoluter Wahrheit, Güte, Schönheit eine Person darstellen. Eine geistige, höchststehende Person wird so der höchste, der absolute Wert.[1])

Der Irrtum sei aber fern gehalten, als ob das Wahre, Gute und Schöne willkürliche Festsetzungen dieses Wesens wären; die Werte sind nur in ihm absolut verkörpert, in ihm absolut vollendet, aber sie sind nicht seinem willkürlichen Wollen unterworfen. Es muß sich notwendig als geistiges Wesen nach diesen objektiven Werten richten, d. h. in ihm als dem Absoluten müssen diese sich in ihrer Wesenheit — ja in seiner Wesenheit — ausprägen, da Trennung von Wert und Sein bei ihm, der höchsten Seinsfülle und Wertwirklichkeit, unmöglich ist.

In allen Wertanschauungen, die einen objektiven Wert anerkennen, werden das Wahre, Gute und Schöne als die höchsten Werte betrachtet. Alle anderen messen sich an diesen als Werte oder Unwerte. Durch die Verschiedenheit der Werthöhe, die den einzelnen Werten zukommt, ist die formale Rangordnung der Werte bestimmt. Davon ist zu unterscheiden die materiale Rangordnung als System der Werte. Dies wäre die inhaltliche Zuordnung der Wertgehalte zueinander. Ganze Gruppen von Werten kann man hier unterscheiden. Bei Münsterberg fanden wir schon die Einteilung in 24 Werte.[2]) Die Phänomenologie hauptsächlich unter dem Einfluß Schelers weist im allgemeinen 4 Grundklassen auf, die wieder mannigfache Einteilungen erfahren: die reinen Ichwerte, die Bedingungswerte, die geistig kulturellen Werte, der religiöse Wert. Unsere Aufgabe ist es hier nicht, ein Wertsystem zu errichten, und deshalb verzichten wir auf ein näheres Eingehen auf diese Gedankengänge.

Erwähnt sei in aller Kürze noch das Verhältnis von Mensch und Wert. Wie kommt der Mensch zu dem Wert? Im allgemeinen kann man wohl zwei Wege unterscheiden, einen begrifflich suchen-

[1]) Eine weitere Ausbildung dieses Gedankens gehört in die Metaphysik.
[2]) Vgl. v. d. Arbeit S. 31.

fassung, die lediglich durch ein denknotwendiges Sollurteil den Wert erfährt und dessen Wesen sie in der Form eines „Bewußtsein überhaupt" oder eines „erkenntnis-theoretischen Subjektes" erblickt. Allein in der metaphysisch-pantheistischen Ausdeutung des Wertgrundes in eine „Urwirklichkeit" und auch in ein „Gesamtleben" können wir ihr nicht folgen. Nicht weil wir von der Nichtexistenz eines Allwesens, das die höchsten Werte, Wahrheit, Güte, Schönheit in sich eint, überzeugt wären; auch wir sehen uns gezwungen, ein solches anzunehmen, wenn wir zu einer einheitlichen Wertauffassung gelangen wollen. Denn „wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern".[1]) Dieses Allwesen ist uns aber nicht das Gesamtleben, es ist uns eine vollendete Persönlichkeit, welche die Vollendung der höchsten Werte in sich verwirklicht. Die pantheistische Interpretation des Urgrundes müssen wir ablehnen. Wir erkennen aber mit Edith Landmann-Kalischer an, daß der Münsterbergsche Versuch „das umfassendste und fruchtbarste System der Werte darstellt, das wir besitzen und das allein schon für die Stellung der Aufgabe: die Behandlung sämtlicher Wertgebiete von einem einheitlichen Gedanken aus, innerhalb der gegenwärtigen Konstellation der philosophischen Arbeit einen mächtigen Anstoß bedeutet".[2])

### d) Die phänomenologisch begründete Wertanschauung.

In der „Kritik der reinen Vernunft" leitet Kant seine Kategorientafel aus jener der Urteile ab im Glauben, daß soviele Kategorien bestehen müßten, als es Formen des Urteils gebe. Ueber die Richtigkeit und Vollständigkeit dieser Tafeln ist viel gestritten worden. Die Art der Ableitung, die Auffassung des Urteils als Ursprung der Kategorien fand ihren Gegner in Bernhard Bolzano, der eine neue Betrachtungsweise begründete. Er glaubt, Kant loben zu müssen für die durchgeführte Trennung von Anschauung und Begriff, sieht aber selbst in Raum und Zeit Begriffe, nicht Anschauungen.[3])

Bolzano trennt den Inhalt des Urteils von der Denkhandlung des Urteilens. Der erstere, der „Sinn" des Urteils besteht ewig, hat aber kein Zeitdasein, da er unabhängig von jedem Gedacht-

---

[1]) Fr. W. Schiller: *In den ästhetischen Briefen.*

[2]) *Philosophie der Werte*, im Archiv für die gesamte Psychologie, Band XVIII, 1910, S. 30.

[3]) B. Bolzano: *Wissenschaftslehre*, Bd. I § 79, S. 361 ff. Sulzbach 1837

werden schon ist. Die Denkhandlung dagegen ist ein in der Zeit verlaufender Akt, eine reale Tatsache. Bolzano stellt Wahrheiten, Vorstellungen, Sätze an sich fest, die sich von ihrem Gedachtwerden völlig unterscheiden. „Die Wahrheiten an sich haben kein wirkliches Dasein, d. h. sie sind nicht solches, das an irgendeinem Orte oder zu irgend einer Zeit als etwas Wirkliches bestände. Wohl haben erkannte oder auch nur gedachte Wahrheiten in dem Gemüte desjenigen Wesens, das sie erkennt oder kennt, ein wirkliches Dasein zu bestimmter Zeit; nämlich ein Dasein als gewisse Gedanken, die in einem Zeitpunkt angefangen, in einem anderen aufgehört haben. Den Wahrheiten selbst aber, die der Stoff dieser Gedanken sind, d. h. den Wahrheiten an sich kann man kein Dasein zusprechen.“ [1]) Ebenso versteht er unter einem Satz an sich „eine Aussage“, daß etwas ist oder nicht ist; gleichviel, ob diese Aussage wahr oder falsch ist; ob sie von irgend jemand in Worte gefaßt oder nicht gefaßt, ja auch im Geiste nur gedacht oder nicht gedacht worden ist.“ [2]) Die Vorstellung an sich bedarf „keines Subjektes . . ., sondern besteht — zwar nicht als etwas Seiendes, aber doch als ein gewisses Etwas . . . und wird dadurch, daß ein, zwei, drei und mehr Wesen sie denken, nicht vervielfacht, wie die ihr zugehörige subjektive Vorstellung nun mehrfach vorhanden ist.“ [3]) Der „Sinn“ des Urteils besteht also in Wirklichkeit, ist unabhängig von einem subjektiven oder auch objektiven Gedachtwerden. [4])

Eigenartig ist Bolzanos Zurückführung aller Sätze, auch der kompliziertest gebauten, auf die Formel: A hat b [5]). A ist der Gegenstand, von welchem der Satz handelt, b stellt die Beschaffenheit dar, welche der Satz dem Gegenstand beilegt. A nennt Bolzano deswegen die „Unterlage“ oder „Subjektvorstellung“, b den „Aussageteil“ oder die „Prädikatvorstellung“. So hat der Satz „A tut“ die Bedeutung: „A hat am Tun Anteil, A hat die Beschaffenheit des Tuns“. Der Satz „A ist“ hat den Sinn: „A hat Dasein“. Das b bezeichnet das zu dem Konkretum B gehörige Abstraktum.

An diese beiden Ergebnisse Bolzanos anschließend [6]), sowie beeinflußt von Fr. Brentanos „intentionalen Beziehungen“ [7]), fand

[1]) a. a. O. Bd. I, § 25, S. 112, vgl. auch Bd. II, § 196, S. 328.
[2]) a. a. O. Bd. I, § 19, S. 77.
[3]) a. a. O. Bd. I, § 48, S. 217; vgl. auch Bd. I, § 54, S. 238.
[4]) a. a. O. Bd. I, § 25, S. 215; vgl. auch Bd. II, § 122, S. 4.
[5]) a. a. O. Bd. II, § 127, S. 9 ff. — [6]) E. Husserl: *Logische Untersuchungen*, Halle 1913, Bd. I, S. 225. — [7]) a. a. O. Bd. II, 1, S. 367.

diese neue Betrachtungsmethode ihren ersten Ausbau, ihre erste streng durchdachte Formulierung in der von Edmund Husserl begründeten Phänomenologie.

In Kants Denken spielen die kategorialen oder logischen Funktionen eine bedeutende Rolle. Aber der Philosoph des Kritizismus ist nach Husserl nicht zu der „fundamentalen Erweiterung der Begriffe: Wahrnehmung und Anschauung über das kategoriale Gebiet" gekommen, weil er den großen Unterschied zwischen Intuition und Signifikation . . . nicht gewürdigt und daher die Analyse des Unterschiedes zwischen inadaequater und adaequater Anschauung nicht vollführt"[1]). In der Phänomenologie handelt es sich bei dem Apriori um Wesensschau und Wesenserkenntnis. Im Urteile stellt sich uns nicht allein ein grammatischer Satz dar, es erscheint uns an ihm eine „ideale Bedeutungseinheit"[2]). „Apriorische Zusammenhänge bestehen, gleichgültig ob alle oder viele oder überhaupt keine Menschen oder andere Subjekte sie anerkennen. Sie sind allgemeingültig höchstens in dem Sinne, daß jeder, der richtig urteilen will, sie anerkennen muß."[3])

Die Phänomenologie geht davon aus, daß den einzelnen Begriffen und Urteilen ein Sinn und eine Bedeutung zugrunde liegt, daß dieser Sinn sich nicht erst nach längerer Erfahrung offenbare, sondern daß ein Erlebnis[4]), ja schon eine Imaginierung genüge. Die Bedeutung, welche das Wort trägt, der Sinn, welchen das Erlebnis umfängt, ist unabhängig von jedem Bewußtsein gegeben.

Das Streben des Phänomenologen geht darauf hin, nicht Tatsachen in ihrem Wirklichkeits- oder Vorstellungsbereich festzustellen, sondern das Wesen der Bedeutung aus dem Gegebenen herauszukristallisieren, das Wesen zu finden, welches der verstreuten Mannigfaltigkeit wirklicher und möglicher Erlebnisse von Redenden und Denkenden unterliegt. Der Inhalt, welcher die Einheit dieser individuellen Variationen darstellt, ist das Ziel der Intention.

Wenn der Mathematiker die Formeln $(a + b)\ (a - b)$ mit $a^2 - b^2$, $(a + b)\ (a + b)$ mit $a^2 + 2\,a\,b + b^2$ zusammenstellt und

---

[1]) a. a. O. Bd. II, 2, Halle 1921, S. 202 f.

[2]) a. a. O. Bd. I, S. 175.

[3]) A. Reinach: *Gesammelte Schriften,* Halle 1921: *Ueber Phänomenologie, S. 397.*

[4]) Durch W. Dilthey wurde das Wort „Erlebnis" in die Moderne Philosophie und Psychologie eingeführt.

sie für gleichwertig hält, so bedeutet die einfache Tatsache nichts. Das Wissen um die Identität der Formeln ist nicht das intentionale Erlebnis, sondern die Einsicht, das Verständnis, daß es notwendig so ist, daß es anders gar nicht sein kann. Die reine Mathematik, die reine Logik „will nicht die Erkenntnis, das faktische Ereignis in der objektiven Natur, dem psychologischen oder psychophysischen Sein erklären, sondern die Idee der Erkenntnis nach ihren konstitutiven Elementen, bezw. Gesetzen aufklären . . . den idealen Sinn der spezifischen Zusammenhänge . . . verstehen". [1])

Unter diesen objektiven Zusammenhängen kann man zweierlei verstehen. [2]) Einmal kann es der Zusammenhang von Sachen sein, auf den sich die Denkerlebnisse beziehen. Dann kann man auch den Zusammenhang der Wahrheiten meinen, in welchem sachliche Einheit ihren Ausdruck findet. „Daß es ist, und so und so bestimmt ist, das ist eben die Wahrheit an sich, welche das notwendige Korrelat des Seins an sich bildet."

Das Wesen, das Eidos ist etwas ganz Neues. Wie die individuelle oder erfahrende Anschauung den individuellen Gegenstand findet, so stellt sich der Wesensanschauung das „reine Wesen" dar. Klammert man von einem konkret gegebenen, individuell erlebten Sachbestand alles aus, was dem Individuum als solchem zukommt, was den Gegenstand als diesen konkreten ausmacht, was zeitliche und örtliche Bestimmung angeht, so bleibt nur das übrig, was diesem Gegenstand mit allen seiner Gattung gemeinsam ist. Das ist sein Wesen. Auch mein Ich, mein eigenes Selbst muß ich „einklammern", um das reine Wesen, die Ideation, zu erreichen. Die Urteile über dieses reine Wesen, diese „universellen Urteile haben den Charakter von Wesensallgemeinheiten oder der strengen, schlechthin „unbedingten Allgemeinheit". [3]) Die Phänomenologie will sich die einzelnen reinen Bewußtseinsvorkommnisse exemplarisch vor Augen stellen, um sich ihr Wesen zur Klarheit zu bringen. An dem Geschauten will sie Analyse und Wesenserfassung üben, in ihm den Wesenszusammenhängen nachspüren, sie zergliedern und in begriffliche Ausdrücke fassen, die ihren Sinn rein durch das Geschaute erhalten. [4]) Ausdrücken heißt etwas kundgeben, etwas nennen oder

---

[1]) E. Husserl, a. a. O. II,1 S. 21. — [2]) a. a. O. I, S. 228.

[3]) E. Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie,* Halle 1913, S. 14. Jahrb. für Philosophie und Phänom. Forschung, Bd. I. — [4]) a. a. O. S. 213.

sonstwie bezeichnen[1]), und zwar kann ein Doppeltes ausgedrückt werden. Einmal der Gegenstand selbst als „der so und so gemeinte"; andererseits aber auch „sein ideales Korrelat in dem ihn konstituierenden Akte der Bedeutungserfüllung, der erfüllende Sinn". Wo eine Vorstellung nun mit der ideal vollkommenen Wahrnehmung erfüllt ist, wo Gegenstand und ideales Korrelat kongruent sind, wo eine Gleichung zwischen beiden besteht wie bei $a^2 = b^2$ oder, um die vorigen Beispiele zu nehmen wie $(a + b)(a - b) = a^2 - b^2$, $(a + b)(a + b = a^2 + 2ab + b^2$ hat sich die „echte adaequatio rei et intellectus" hergestellt; das Gegenständliche ist genau als das, als welches es intendiert ist, wirklich „gegenwärtig" oder „gegeben".[2]) Dies wäre die volle Erfüllung. Das phänomenologische Apriori, die objektiven Zusammenhänge, die unabhängig von jedem denkenden und wahrnehmenden Bewußtsein bestehen und verlaufen, sind nicht mit Denknotwendigkeit zu identifizieren, sodaß nur ein denknotwendiges Sollen uns veranlaßt, so und nicht anders zu urteilen, wie es die transzendental logische Wertrichtung will. Und doch ist bei dem Apriori eine Notwendigkeit vorhanden, zwar keine des Denkens, aber eine des Seins. Durch das Wesen des A wird notwendig das b-Sein gefordert, in der Wesenheit Mensch liegt notwendig die Denkfähigkeit. Sachverhalte bestehen, gleichgültig, ob ein Bewußtsein sie zu erfassen sucht, ja, sie haben mit Denken und Erkennen nichts zu tun. Sie sind da. Dem Denken bleibt es anheim gestellt, sie zu erstreben, sie zu erfassen. Wenn dieses sie erfassen will in ihrer tiefsten Bedeutung, in ihrer ganzen Fülle, in ihrem letzten Wesen, und sich nicht mit einer „signifikativen" Erfüllung begnügen will, dann muß sich das Denken nach dem wirklichen Wesenssein des Sachverhaltes richten, in der Wesensanalyse die geltenden Gesetze der Wesenheiten aufsuchen. Diese Gesetze liegen allen Tatsachen und Tatsachenzusammenhängen zugrunde. In den Wesenheiten gilt kein zufälliges So-Sein, es liegt hier ein „notwendiges So-Sein-Müssen", dem Wesen nach „Nicht-Anders-Sein-Können" vor. Diese reine Intuition darf nicht als plötzliche Erleuchtung gedacht werden. Es bedarf großer Bemühungen von uns aus, um die „Fernstellung" (Reinach), in der wir zum Objekt stehen, zu überwinden. „Auch Wesensanschauungen müssen

---

[1]) *Logische Untersuchungen* ... II,1, S. 50.
[2]) ebend. II,2, S. 118.

erarbeitet werden"; Reinach[1]) vergleicht diese Arbeit mit dem Bilde, das Plato in seinem Phädrus entwirft von den Seelen, die mit ihren Gespannen den Himmel ersteigen müssen, um die Ideen zu schauen. Die Fassung im Begriffe ist dann erst etwas Sekundäres. Zuerst muß man das Wesen erlebt, die Wesenheit geschaut haben, ehe man die wortliche Fassung herstellt. Das Hängen an Benennungen und Bezeichnungen hindert vielleicht, die wahren Zusammenhänge frei zu erfahren. Es gibt im Menschen ein Erfahren, ein Denken ohne Worte. Ein Bewußtseinselement kann in sich klar und sein qualitativer Unterschied von jedem anderen Bewußtseinselement deutlich unterschieden sein, ohne daß es besonders benannt wurde.[2])

Fordert eine Wesenheit A notwendig die Beschaffenheit b, so brauchen wir b nur als Wertprädikat zu deuten und haben die ganze phänomenologische Wertlehre, die in ihren Grundzügen in der Logik von Husserl entwickelt ist. Als eigentliche Wertlehre hat diese neue Methodenlehre bei Max Scheler ihre Ausarbeitung gefunden.

Werte kann man mit Wesenheiten gleich setzen. Wie uns in der Welt der Sachen z. B. das Wesen der Röte an den konkreten Gegenständen der Wirklichkeit aufgeht, etwa an der roten Blume, oder dem roten Wein, oder dem roten Papier, oder roten Dach, so in der Welt der Werte z. B. die Vornehmheit, etwa an einer vornehmen Haltung oder Gesinnung, oder an einem vornehmen Handeln oder Sichgeben. Aber der Wert ist und muß auch stets anschaulich gegeben sein oder wenigstens auf eine solche Art der Gegebenheit zurückgehen.[3]) Man kann ihn nicht aus Merkmalen und Eigenschaften erst erschließen, die nicht selbst der Sphäre der Werterscheinungen angehören, ihn nicht aus „irgendeiner Form des realen Seins herausklauben".[4]) „Werte sind schon als Wertphänomene (gleichgültig, ob „Erscheinung" oder „wirklich") echte Gegenstände, die von allen Gefühlszuständen verschieden sind."[5]) Trotz dieser ihrer zweifellosen Gegenständlichkeit müssen wir sie doch schon an den Handlungen oder Gesinnungen zur Gegebenheit gebracht haben, um diese Handlungen als „vornehm" oder „gemein", „mutig" oder „feige", diese Gesinnungen als „rein" oder „schuldig",

[1]) A. Reinach, a. a. O. S. 405. — [2]) T. Parr: a. a O. S. 17.
[3]) M. Scheler: *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*, Halle 1921, S. 9. — [4]) a. a. O. S. 41. — [5]) a. a. O. S. 14.

„gut“ oder „böse“ zu bezeichnen. Wert ist auch keine Beziehung [1]), die zu anderen Beziehungen wie Gleichheit, Aehnlichkeit, Verschiedenheit hinzukäme. Wohl können die Werte ein Fundament für Beziehungen abgeben, sind es selbst aber ebensowenig wie „blau“ oder „rot“. „Häufig halten wir den bloßen Wert des Bezogenseins einer Sache auf das Fühlen ihres Wertes oder gar nur auf den möglichen Gebrauch, den wir von ihr machen können, für den Wert der Sache selbst. Dies ist eine der stärksten Quellen der Selbsttäuschungen. . . . Wenn man Werte überhaupt . . . unter eine Kategorie subsumieren will, so muß man sie als Qualitäten bezeichnen, nicht aber als Beziehungen.“ [2])

Im Wesensaufbau glaubt Scheler es als strengstes Gesetz zu finden, daß Wertqualitäten und Werteinheiten allem Sein vorausgegeben sind. Es gibt in unserem Denken und Wahrnehmen, in unserem Erinnern und Erwarten kein wertloses Sein. Im Denken und Urteilen kann nichts uns „ursprünglich werden, dessen Wertqualität oder dessen Wertrelation zu einem anderen (Gleichheit, Verschiedenheit usw.) uns nicht schon zuvor irgendwie gegeben gewesen wäre“. [3]) Nur erst in einer mehr oder weniger künstlichen Abstraktion, in der wir von jedem „mitgegebenen“ als auch „vorgegebenen“ Werte absehen, ist ein wertfreies Sein denkbar.

Werte stehen als Gegenständliches in voller Objektivität da, unableitbar vom Seinsbegriff. Vor allem Seinserfassen liegt das Werterfassen. Worin liegt der höchste Wert? Scheler findet diesen im „personalen“ Wert. Der Mensch, der im biologischen Sinne nie das höchstwertige der Lebewesen sein kann, ist insofern das „höchste der Wesen“, als er unabhängig von seiner biologischen Organisation Akte trägt und Werte sieht und realisiert, welche die höchsten sind. Wenn wir den Menschen so werten, setzen wir diese von vitalen Werten unabhängigen Werte schon voraus, die Werte des Heiligen und des Geistigen. „Das Neue, das in ihm oder an einer bestimmten Stelle seiner Entfaltung hervorbricht, besteht gerade in einem — biologisch gemessen — Ueberfluß an geistiger Betätigung, sodaß es ist, als würde in ihm und seiner Geschichte eine Spalte geöffnet, in der eine allem Leben überlegene Ordnung von Akten und Inhalten

---

[1]) a. a. O. S. 11 und S. 248.

[2]) a. a. O. S. 248 f. Was Aristoteles schon sagte.

[3]) M. Scheler: *Religiöse Erneuerung*, Band I, 1, Leipzig 1923. ***Vom Ewigen im Menschen,*** S. 89.

(Werten) zur Erscheinung kommt und zugleich eine neue Einheitsform dieser Ordnung, als die wir die „personale“ (im Unterschied zu Ich, Organismus usw.) anzusehen haben, und deren Band Liebe und auf sie fundiert, reine Gerechtigkeit ist“.[1]) Die Idee dieser vollen Einheit, der Träger dieses letzten, höchsten Wertes „heilig“ ist Gott und das Gottesreich. Das Ausdenken dieser Idee, die im besonderen in seinen „Problemen der Religion“[2]) erfolgt, ist bei Scheler schon ein theologischer Gedankengang, der für eine Grundlegung der Philosophie, d. h. der natürlichen Menschenerkenntnis zu weit geht.

Fundierend ist für ihn, daß der Mensch nur durch Teilnahme an der das ganze Wertreich durchwaltenden Liebe, durch Beugen seiner selbst und einordnen seiner Akte unter den höchsten, absoluten Wert der „Heiligkeit“ oder „Gott“ zu den Werten gelangen kann.[3]) „Philosophie ist ihrem Wesen nach streng evidente, durch Induktion unvermehrbare und unvernichtbare, für alles zufällig Daseiende „apriori“ gültige Einsicht in alle uns an Beispielen zugänglichen Wesenheiten und Wesenszusammenhänge des Seienden, und zwar in der Ordnung und dem Stufenreich, in denen sie sich im Verhältnis zum Absolutseienden und seinem Wesen befinden.“[4]) Dieses Absolutseiende ist eben Gott, er ist der höchste Wert, ist „nichts als Liebe“.[5])

Die Liebe im Menschen ist nimmermehr mit Trieb gleichzustellen. Triebregungen können wohl die Fackeln abgeben, welche die objektiv bestehenden Wertinhalte beleuchten, die für die „Gegenstände der Liebe bestimmend“ werden können.[6]) Das Wunderbare des Liebesaktes liegt darin, daß es kein „Anstarren des bloß empirischen Faktums“ ist, sondern eine Bewegung auf noch „höhere Werte hin, als diejenigen, die bereits da und gegeben sind.“[7]) Der Liebesakt ergreift seinen Gegenstand schon in einer Seinssphäre, in welcher das Sosein als Dasein und Wertsein noch unbestimmt ist, „sodaß ebensowohl das eindeutige Ergebnis des adäquaten Erkenntnisaktes als der mögliche Erfolg seiner Umgestaltung durch Wollen und

[1]) *Der Formalismus . . .*, S. 298.

[2]) *Das Ewige im Menschen*, Bd. I, 2, Leipzig 1923.

[3]) ebd Bd. I, 1, S. 106. — [4]) ebd. Bd. I, 1, S. 122.

[5]) *Das Ewige . . .* Bd. I, 2, S. 106.

[6]) M. Scheler, *Die Sinngesetze des emotionalen Lebens*, Bonn 1923. Bd. I, *Wesen und Formen der Sympathie*, S. 215.

[7]) ebd. S. 177.

Handeln durch diese Aktklasse noch bestimmbar ist".[1]) Im Liebesakt erschließt sich erst der Menschenblick dem Werte, der Mensch wird hinausgeführt aus seinem individuell beschränkten Ich zu der unabhängig von jedem Subjekt bestehenden, vor dem Sein liegenden objektiven Wertewelt. Liebe, welche diese Ueberwindung des Subjektiven bewirkt, ist nicht der Akt, sondern es ist die ganze Seelenhaltung, welche den Menschen für Wesens- und Werteschau empfänglich macht, die sein Erkennen vor störenden Einflüssen schützt.[2])

Das Höhersein eines Wertes ist eine Relation, die im Wesen des betreffenden Wertes selbst gelegen ist. Uns geht sie im „Vorziehen" bezw. „Nachsetzen" des Wertes auf.[3]) Die Rangordnung der Werte ist unveränderlich gegeben, während die Vorzugsregeln im Laufe der Geschichte wechseln können. Das Fühlen der Werte ist selbst wesensnotwendig im „Vorziehen" und „Nachsetzen" gegründet. Das „Fühlen" des Wertes ist also nicht Maßstab für die Vorzugsart des Wertens. Vielmehr findet alle Erweiterung des Wertbereichs (eines Individuums z. B.) allein „im Vorziehen und Nachsetzen statt."[4]) Erst die hier in diesen Akten gegebenen Werte können „sekundär" gefühlt werden. Die Höhe des Wertes muß so stets in einem neuen Akt des Vorziehens und Nachsetzens erfaßt werden. Es gilt hier eine „intuitive Vorzugsevidenz"[5]), welche durch keine Deduktion zu ersetzen ist.

Dietrich v. Hildebrand sieht ebenfalls mit Husserl und Scheler den Wert in einem Gegenständlichen. Das „Werterlebnis" ist nicht mit einer Freude über etwas zu vergleichen, der Wert wird nicht im Vollzug eines Verhaltens erst bewußt, die Werte sind „stets gehabt."[6])

---

[1]) *Das Ewige* ... Bd. I, 2, S. 361.

[2]) Przywara: *Religionsgründung. Max Scheler — Henry Newmann* Freiburg 1923, schreibt über diese Liebe als letzten Erkenntnisgrund (S. 53): „Geistesgeschichtlich gesehen, dürfte .... diese personalistische Liebesmetaphysik als eine Ueberwindung des „blinden Willens" Schopenhauers und des „Willens zur Macht" Nietzsches sich fassen lassen: eine innere Ueberwindung durch Läuterung des „Blinden" zum „Einsichtigen" und des „Machtwillens" zur Liebe, — eine äußere Ueberwindung durch Einigung der Schopenhauer-Nietzsche (nach Troeltsch auch Bergson) Linie mit der platonisierenden Linie Brentano-Eucken-Husserl."

[3]) *Der Formalismus* ... S. 85 ff. — [4]) ebd. S. 87. — [5]) ebd.

[6]) Dietrich v. Hildebrand: *Die Idee der sittlichen Handlung,* im Jahrbuch f. Philos. u. Phänom. Forschung, Bd. III, 1916, S. 202.

Da er glaubt, daß Schelers Begriff des „Wertfühlens“ leicht mit der Gefühlstheorie des 18. Jahrhunderts verwechselt werden könnte, trennt er scharf das Fühlen als Kenntnisnahme von dem Fühlen als Stellungnahme analog seiner Unterscheidung von Kenntnisnehmen und Erkennen des Wertes.[1]) Sein Wertkenntnisnehmen ist geradezu ein perzeptives Erfassen des Wertes. Es kann dem Wesen des Wertes sehr nahe kommen, da es ein ganzes Mitleben und Durchleben des Wertes bedeuten kann, aber ohne deutlichen und klaren Aufschluß, ohne eine rein begrifflich zufassende Sichtung zu geben. Das Erkennen des Wertes ist eine Einsichtnahme in die Bedeutung, Wichtigkeit und Höhe des Wertes, ohne die Tiefe, ohne den Reichtum des Wertes erschließen zu müssen. „Die Fähigkeit des Erkennens bei einem Menschen ist etwas ganz anderes wie die Tiefe und Weite seiner Fähigkeit, Kenntnis zu nehmen.“ [2])

Die Stellungnahme geht aus der Kenntnis oder Erkenntnis eines Wertes hervor. Da in jeder echten Handlung ein Sachverhalt realisiert wird, muß ein Bewußtsein von diesem Sachverhalt, sowie von seinem Wert vorliegen. Auf Grund dieses Bewußtseins des wertvollen Sachverhaltes — hier auch Wert vor dem Sein — kann eine Stellungnahme erfolgen.[3])

Die phänomenologische Wertanschauung betont den Wert als Qualität eigener Art. Hatte schon Aristoteles die Tugend als einen Habitus, als eine Qualität angesehen[4]), so ist es für unsere Zeit wieder eine Entdeckung, auch den Wertbegriff als solche zu fassen. Der Wert wird hier nicht in eine logisch-begrifflich konstruierte Welt, nicht in einem freischwebenden metaphysischen Urgrund gesetzt, nein, er wird Wirklichkeit, und seine reine Wesenheit findet zuletzt im tiefsten Sein, in der höchsten Aktivität, in dem „Nichts als Liebe“, in Gott seine Vollendung. Die Phänomenologie, die ja nur eine neue Methode, eine neue Art der Betrachtung von Gegen-

---

[1]) Derselbe gibt in seinem Aufsatz: *Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis* (Jahrb. f. Philos. u. Phänom. Forschung Bd. V, 1922) noch eine genauere Unterscheidung innerhalb des intuitiven Werterfassens und trennt zwischen „Wertfühlen“ und „Wertsehen“. Ein „Wertfühlen“ gibt Tiefe, Lebendigkeit, Nähe zum Wert. Aber „der unendlichen Tiefe der sittlichen Werte entspricht eine unendliche Abstufung im Wertverständnis.“ (S. 471.) Das „Wertsehen“ ist „die Fähigkeit“, die Werte so klar zu sehen, um sie als solche rekognoszieren zu können“ (S. 472).

[2]) Hildebrand a. a. O. S. 205. — [3]) a. a. O. S. 153. — [4]) Nic. Eth. II, 6.

stand und gegenständlicher Welt sein will, hat den Aufweis der Werte gegeben. Den Beweis und die Begründung des Wertes gibt sie nicht.[1])

### e) Das Wesen und die realmetaphysische Begründung des Wertes.

Was ist also der Wert? Was ist sein Wesen? Um zur klaren Einsicht in das Wesen eines Dinges zu kommen, muß das an ihm erfaßt werden, was es eben zu diesem Ding macht. Es muß das gefunden werden, ohne das es nicht bestehen kann, bei dessen Fehlen ihm keine Art von Sein zukommt. Nur das Eine, welches sein Wesen ausmacht, muß herausgeschält werden, was dieses A notwendig zu diesem A macht. Denn kein Gegenstand kann zwei Wesen haben. „Jeder Gegenstand (welches seine Seinsart auch sein möge) hat Ein und nur ein Wesen, welches als sein Wesen die Fülle der ihn konstituierenden Eigenart ausmacht."[2])

---

[1]) Wenn J. Geyser in seinem Buch: *Augustin und die phänomenologische Religionsphilosophie der Gegenwart* (Veröffentl. d. Kathol. Instit. für Philos. Albertus-Magnus-Akad. zu Cöln, Bd. I, 3: Münster 1923) über die phänomenologische Wesensschau schreibt: „Man mag von den empirischen Erscheinungen so viel reduzieren als man will — wenn man diese Erscheinungen nicht ganz weg reduziert, so behält man immer nur etwas übrig, das schon in der ursprünglichen Erscheinung steckte, wenn es darin auch noch nicht unterschieden und in seiner Bedeutung für das Ganze, das da erschienen war, erkannt wurde" (S. 110), so ist dies keine abweichende Meinung von der der Phänomenologen. Sie wissen auch, daß in dem konkreten und individuellen Gegenstand das Wesen enthalten ist, die Wesenheit der ganzen Spezies da ist. Um aber das reine Wesen dieser Spezies oder dieses Genus zu finden, müssen sie alles Konkrete, alles Individuelle „einklammern". Die Wesenheit ist geradezu eingekapselt in den existierenden Individuellen. Ohne uns die Wesenheit an einem Dinge zur Gegebenheit gebracht zu haben, können wir diese Wesenheit auch nicht kennen, selbst wenn sie oder trotzdem sie unabhängig von jedem Bewußtsein, von jedem Subjekt besteht. Die Phänomenologie zeigt mir einen Weg, wohl bewußt, daß es mehrere Wege gibt, zu dem Wesen an sich zu gelangen. Das „vergleichende Denken", das Geyser für das Erschauen der Wesenheiten inkraft sein läßt, ist eben ein anderer Weg. Wir können die Universalien absolut für sich betrachten, wenn wir sie einmal aus den Dingen, in denen sie vorkommen, herausgeschält haben. Auch können wir durch Vergleichung mit vielen Einzeldingen, in denen sie vorkommen, sie zur gedanklichen Allgemeinheit erheben. Siehe auch Thomas v. Aquin: *Opusculum de sensu respectu sensibilium et intellectu respectu universalium* in volumen 17 p. 118 der Gesamtausg. Parma 1852 bis 73 (25 Bde.).

[2]) Jean Hering: *Bemerkungen über das Wesen, die Wesenheit und die Idee.* Jahrb. f. Philos. u. Phänom. Forschung. Bd. IV, 1921, S. 497.

Was ist nun das Wesen des Wertes? Was den Wert zum Werte macht, ist das Wert-Sein. Fehlte dieses Wertsein dem Werte, so wäre es absurd, überhaupt von Wert zu sprechen. Ueberall wo das Wertsein vorhanden, ist also Wert. Was ist aber das Wertsein? Es als ein subjektives, psychisches Erleben auszugeben, ohne jede Objektivität, ohne jeden Bestand, widerstreitet uns. Wir müßten es denn geradezu verwechseln mit Angenehm oder Unangenehm, mit Lust oder Unlust.[1])

Wohl ist es möglich, daß im Angenehmen oder in der Lust ein Wert liegt, daß im Unangenehmen und in der Unlust ein Unwert

---

[1]) Hier liegt eine Gefahr für die Scheler'sche Auffassung, welche dem Angenehmen und Unangenehmen Wert bezw. Unwert beilegt. Das Angenehme ist sicherlich nicht wertvoll, es kann den größten Unwert tragen, z. B. die Unzucht. Das Unangenehme kann einen Wert einschließen, z. B. die Erfüllung eines Versprechens, den Wert der Wahrhaftigkeit und Treue. Nur nach dem Inhalt, welchen das Angenehme, bezw. das Unangenehme hat, kann Wert oder Unwert vorliegen. Ist aber der Inhalt nicht wertig, so auch das Angenehme nicht. Absurd aber klingt es, wenn man das sinnliche Gefühl oder die Empfindungen wertvoll oder wertlos bezeichnet. Sinnliche Gefühle und Empfindungen können wohl auf einen Wert hinweisen, z. B. das sexuelle Gefühl auf den Fortpflanzungswert; das Hungergefühl auf den Unwert der mangelnden Nahrung für den Körper. Diese Zustände scheiden aber von dem eigentlichen Wertbegriff aus. Vielleicht rächt sich auch die Bezeichnung „Wertgefühl", wo das Gefühl den Wert gibt, schließlich wie bei dem Angenehmen und Unangenehmen selbst für den Wert gehalten wird. Siehe *Der Formalismus etc.* S. 104. — Wenn Scheler das Lusterlebnis an einem Wert selbst wieder als Wert nimmt, so ist dies auch zu bezweifeln. Das Lusterlebnis an einem Werte ist doch das eigentliche Bewußtwerden, Innewerden des vorgefundenen Wertes, bezw. auch Unwertes. Es ist das eigentliche „Wertfühlen", die Freude über den Wert. Ist aber unter Lusterlebnis verstanden die subjektive sinnliche Lust, z. B. am Besitz, so kann diese fundiert sein auf die Einsicht in den Wert des Besitzes. Ob aber in beiden Fällen ein neuer Wert zu dem „Wertfühlen" hinzutritt, muß ich bezweifeln. Das Lust- bezw. Unlusterlebnis ist doch nur ein größeres und tieferes „Wertfühlen", das wegen seiner Stärke sich auch in Innervationen umsetzt, siehe *Der Formalismus etc.* S. 31 f. Es ist zu befürchten, daß bei solchen Aufstellungen sich die Objektivität der Werte wieder in ein subjektivistisches oder psychologisches Erlebnis auflöst, was nach Schelers sonstiger Auffassung nicht der Fall sein kann. — Ebenso zweifelhaft scheint die Auffassung der neuen Relationserfassung von Joh. Lindworsky zu sein, welcher die Richtigkeit einer Beziehungserfassung, etwa das Ergebnis der Gleichheit oder Aehnlichkeit schon in dem geradezu „angenehmeren" oder „leichteren Gehen" sehen will. Das „Reflexe Erleben" ist nicht vonnöten, es genügt das „Kernerlebnis". Siehe Joh. Lindworsky: ***Revision einer Relationstheorie,*** Archiv für die gesamte Psychologie 1924, Heft 1.

eingeschlossen ist, aber das Wertsein ist nicht das Angenehme, nicht die Lust oder Unlust. Auch ist es keine bloße Konstruktion des Geistes oder eines Bewußtseins. Nein, es ist wirklich, es ist gegenständlich gegeben, ein wirklicher Sachverhalt ist es, was wir als Wert bezeichnen. Der Gegenstand ist unabhängig von jedem Bewußtsein gegeben, er kann nicht von ihm modifiziert werden. Das Subjekt bleibt immer das Rezipierende, es sucht das Objekt zu erfassen. Der Wert steht uns als ein zu erfassender Sachverhalt gegenständlich gegenüber. Werte sind da, sind nicht erst durch ein Bewußtsein erzeugt, nicht erst von einem Subjekt geschaffen. Wohl kann der Wert einem Subjekt erst im Bewußtsein aufgehen. Denn ohne Bewußthaben kann kein Subjekt etwas wissen von einem Etwas. Trotzdem kann aber das Bewußte ohne dieses wissende Subjekt sein.

Wie tritt der Wert uns entgegen? Da sich die Werte in den Dingen realisieren, werden wir uns die Werte in den Gütern zur Gegebenheit bringen. Wir werden dabei, um den Wert rein zu erfassen, von allem anderen, womit das Objekt behaftet ist, abzusehen haben. Der Farbenwert kann uns nur aufgehen, wenn wir von den Farben, die als blaue, rote, grüne, gelbe, violette usw. gegeben sind, als diesem Blau, Rot, Grün, Gelb usw. absehen, und lediglich das Merkmal des Gefärbtseins ins Auge fassen.[1]) Der Wert an sich kann als eine Gegenständlichkeit Wirklichkeit haben und doch in der existenzialen Realität mehrfach gegeben sein. So z. B. „die Menschheit". Alles, was dieses Merkmal „Menschheit" als notwendiges Merkmal hat, ist „Mensch". Ob dieses Merkmal in dem einen Menschen nach seiner höheren, in einem anderen nach seiner niedrigen Entfaltungsmöglichkeit ausgebildet ist, kommt hier nicht in Frage. Wie sich die Menschen die Ausprägung dieses Merkmals „Menschheit" in der Geschichte gedacht haben, haben die Künstler der verschiedenen Epochen in ihren Werken gezeigt.

Der Wert ist also kein Nichts, sondern ein Merkmal, eine qualitas, eine Beschaffenheit, die an einem Ding haftend, dieses in einem neuen Aspekt zeigt. Er gilt unabhängig von jeder Relation

---

[1]) J. Geyser glaubt in seinem Buch: *Einige Hauptprobleme der Metaphysik*, Freiburg 1923, S. 70, daß ein „schauendes Wahrnehmen" der Farbe nicht möglich ist. M. E. kann, wenn das Farbesein einmal an irgend einem Dinge zur Gegebenheit gebracht ist, in einem Roterlebnis z. B. dem Subjekt das Farbe-Sein mit gegeben sein.

und jedem Subjekt, obwohl es möglich ist, daß er zu einem Subjekt in Beziehung tritt.

Abgesehen von dieser möglichen, aber nicht notwendigen Relation des Wertes zu einem Subjekt, steht er aber in einer objektiven Relation zu einem Werte, der als Maßstab für seine Werthaftigkeit dient. An diesem gemessen, weist sich der Wert erst als Wert oder Unwert aus. An diesem Normwert wird also der Wert erst zum Wert. Der Tod fürs Vaterland gewinnt erst Wert, gesehen von der treuen Liebe zum Vaterland, welche den Bürger sich wappnen ließ, um unter Verachtung des eigenen Lebens zur Verteidigung seines höchsten Erdengutes hinauszuziehen. Die Ehe wird erst wertvoll durch die eheliche Treue. Der Verzicht auf die Annehmlichkeiten des Lebens erhält erst Wert, wenn er wegen eines höheren Wertes gesetzt wird, z. B. des sozialen Wohles in der Krankenfürsorge und in der Kinderpflege oder des religiösen Wertes in der Askese. Diese Begründung des Wertes ist aber nicht schlicht gegeben, sondern ein Schließen des begründeten Denkens. Der Maßstab des höheren Wertes, wodurch eine Handlung oder Gesinnung erst werthaltig wird, muß durch denkendes Reflektieren erst ergründet werden. Zuletzt muß aber der Normwert ein höchster, oberster und letzter Wert sein.

Man kann bei den Werten die Unterscheidung in Eigenwerte und abgeleitete Werte vornehmen. Eigenwerte wären jene, die in sich wertvoll sind, z. B. Reinheit, Tapferkeit, während die abgeleiteten Werte z. B. Ehe, Soldat erst durch die Beziehung zu den Eigenwerten werthaltig sind. Doch stehen die Eigenwerte auch nicht unvermittelt nebeneinander, sondern in sachlicher Beziehung zu einem höchsten Werte, der sie als Werte erst begründet. Wir sahen schon, daß Wert mit Sein nicht identisch ist; beide Begriffe stehen aber auch nicht ohne jede Relation nebeneinander. Denn ohne Sein ist eben nichts denkbar oder wirklich. Das Sein ist der Träger des Wertes. Da wir dem Sein nichts Gleiches an die Seite stellen können, ist es der oberste Begriff, dem alle anderen untergeordnet sind. Das Eine, das Etwas, das Wahre, das Werthafte sagen von dem Sein alle etwas Besonderes aus. Sie suchen den Seinsbegriff zu ergänzen, sie verdeutlichen und erklären ihn in seinen Merkmalen, sie erfüllen ihn. Ebenso wie das Verhältnis des ens zum unum, des ens zum aliquid, des ens zum verum Grundprobleme der Metaphysik darstellen, so auch das Verhältnis des ens zum

bonum, des Seins zum Wert. Die enge Verknüpftheit des Wertigen mit dem Seienden geht dem denkenden Bewußtsein in der Teleologie alles Seins auf.

Jedes Sein hat seinen Zweck. So ein Seinsgegenstand seinem Zwecke entspricht, ist er sinnvoll, ist er wertvoll. Der Zweck ist real im Seienden gegeben, liegt in der Struktur des Seienden. Dies findet sich schon in der körperlichen Welt. Jede Mißgestalt, jedes Abweichen eines Gebildes von der normalen Form gilt als unwertig. Diese zu ihrer Norm teleologisch eingestellte Entwicklungs- und Bildungsfähigkeit nennt A. Fischer die „organische Plastizität". Solche in ihren eigenen Gesetzen verlaufenden Strukturen gibt es auch in der geistigen, psychischen Welt, deren Ziel eben das Denken ist, die Analyse und Synthese. Mit der Entwicklung des vernünftigen Denkens bilden sich Bewußtseinsgegebenheiten aus, die in ihrer besonderen Gestaltung nicht mehr aus dem Bewußtsein erklärt werden können. Sie gründen in einem vom realen Bewußtsein unabhängigen Etwas. Ich denke hier an die Begriffe wie Identität, Widerspruch, Gleichheit, Aehnlichkeit; an Universalien wie Sein, Wahres, Schönes, an Wert. Diese können nur in einem realen Bewußtsein bewußt werden, aber sie sind da unabhängig von einem sie denkenden Bewußtsein, sie sind wirklich. Wie aber alles Endliche und Unvollendete zu einem Unendlichen und Vollendeten strebt, wie das relative, kontingente Sein ein unendliches, absolutes Sein erstrebt, wie jede Mannigfaltigkeit zu einer Einheit drängt, so erheischt die relative Wahrheit die absolute Wahrheit, das relativ Wertvolle den absoluten Wert. Da alles Bestehende im Seienden wurzelt, jedes Sein in seinem ihm zugeordneten Zwecke oder im Streben zu ihm seinen Wert findet, der also deswegen auch im Sein ruht und volle Wirklichkeit ist, muß das Absolut-Seiende die Quelle von allem Seienden sein, in ihm muß alles wurzeln und begründet sein. In diesem alles umfassenden, unendlichen Absoluten — man könnte hier religiös sprechen und sagen Gott — liegt die höchste Wertwirklichkeit. An diesem höchsten und absoluten Wert müssen sich alle Eigenwerte, und somit auch alle abgeleiteten Werte als Werte ausweisen. Ohne diesen absoluten Wert fehlt jeder Wertmaßstab. Dieses Absolutseiende und Wertige kann aber nicht das kosmische All sein, da man sonst das Eigengesetzliche, die Eigenentwicklung der Strukturen als absolut setzte. Nicht das All des Kosmos, nicht die bildungsfähige Kraft ist das Absolute.

Wie wir unter allen Werten die geistigen wie das „Wahre, Gute, Schöne als die höchsten Werte ansehen, so muß das Absolute, damit es eben das Absolute, der höchste Wert, die Einheit aller Werte sein kann, ein geistiger Wert sein. Die geistigen Werte Wahrheit, Güte, Schönheit müssen in diesem vollendet sein, d. h. dieses Absolute kann nur ein geistiges Wesen sein. Da wir nun unter einem selbstdenkenden, sittlichfühlenden, ästhetisch empfindenden Wesen eine Person verstehen, so muß die Einheit von absoluter Wahrheit, Güte, Schönheit eine Person darstellen. Eine geistige, höchststehende Person wird so der höchste, der absolute Wert.[1])

Der Irrtum sei aber fern gehalten, als ob das Wahre, Gute und Schöne willkürliche Festsetzungen dieses Wesens wären; die Werte sind nur in ihm absolut verkörpert, in ihm absolut vollendet, aber sie sind nicht seinem willkürlichen Wollen unterworfen. Es muß sich notwendig als geistiges Wesen nach diesen objektiven Werten richten, d. h. in ihm als dem Absoluten müssen diese sich in ihrer Wesenheit — ja in seiner Wesenheit — ausprägen, da Trennung von Wert und Sein bei ihm, der höchsten Seinsfülle und Wertwirklichkeit, unmöglich ist.

In allen Wertanschauungen, die einen objektiven Wert anerkennen, werden das Wahre, Gute und Schöne als die höchsten Werte betrachtet. Alle anderen messen sich an diesen als Werte oder Unwerte. Durch die Verschiedenheit der Werthöhe, die den einzelnen Werten zukommt, ist die formale Rangordnung der Werte bestimmt. Davon ist zu unterscheiden die materiale Rangordnung als System der Werte. Dies wäre die inhaltliche Zuordnung der Wertgehalte zueinander. Ganze Gruppen von Werten kann man hier unterscheiden. Bei Münsterberg fanden wir schon die Einteilung in 24 Werte.[2]) Die Phänomenologie hauptsächlich unter dem Einfluß Schelers weist im allgemeinen 4 Grundklassen auf, die wieder mannigfache Einteilungen erfahren: die reinen Ichwerte, die Bedingungswerte, die geistig kulturellen Werte, der religiöse Wert. Unsere Aufgabe ist es hier nicht, ein Wertsystem zu errichten, und deshalb verzichten wir auf ein näheres Eingehen auf diese Gedankengänge.

Erwähnt sei in aller Kürze noch das Verhältnis von Mensch und Wert. Wie kommt der Mensch zu dem Wert? Im allgemeinen kann man wohl zwei Wege unterscheiden, einen begrifflich suchen-

[1]) Eine weitere Ausbildung dieses Gedankens gehört in die Metaphysik.
[2]) Vgl. v. d. Arbeit S. 31.

den und einen erlebend findenden. Einem Gegenstande gegenübergestellt, kann ich mir in analysierendem Denken seine Merkmale vor Augen führen, und darunter Wertmerkmale bemerkend, auf Wert schließen. Wenn ein A aus den Merkmalen a, b, c, d, e, f besteht, und c und f Wertmerkmale sind, so muß ein B dieses A als werthaltig ansehen. Eine goldene Uhr kann für mich werthaltig werden, weil sie eben „golden" ist oder auch weil sie mir wertvoll zur Zeitangabe oder als Andenken, sei es an einen Festtag meines Lebens, sei es als Erbstück des Vaters usw. ist.

Man kann aber auch durch ein Werterlebnis zur Werthaltigkeit eines Gegenstandes geführt werden. Ein B kann an einem A das Wertmerkmal c erleben [1]), ohne sagen zu können, ohne klar darüber zu sein, welcher Wert hier vorhanden, kann B doch erleben, daß A werthaltig ist, ja vielleicht klar darüber sein, daß ein bestimmter Wert da ist, ohne doch diesen zu kennen. Möglich ist auch, daß B volle Einsicht in c des A erlebt. Bei dem Wertfinden glaube ich drei Arten unterscheiden zu müssen:

*a)* ein schlichtes Werterleben,
*b)* ein erlebendes Erfassen,
*c)* eine erlebende Werteinsicht.

B erlebt an einem A das c, erlebt lediglich, vermag aber nicht den Eindruck als den so und so bestimmten zu erfassen, B ist es unmöglich, einem D das erlebte c in Worten wiederzugeben. Eine feinsinnige Seele erlebt in einem Andante eine Melodie, sie bemerkt geradezu das Zittern ihrer Seelensaiten, weiß aber nicht, ob diese Melodie stille Freude oder tiefe Trauer wiedergibt. Sie ist ihr schlechthin wertvoll. Schon anders, wenn ein Mensch im Chopinschen Trauermarsch das Traurige, in Wagners Einzug auf der Wartburg die jubelnde Freude, in den feinen Gesichtszügen eines anderen die Güte findet. Hier erfaßt B in dem Erleben des A das so und so bestimmte c, den so und so gefärbten Wert.

Die volle Tiefe und Weite des Wertes findet B aber erst, sobald er Einsicht in den Wert von A gewinnt. In einem Erlebnis vermag dem ideal gesinnten Jugendlichen die ganze Tragik des Lebens aufzugehen. In der Seelenhaltung eines anderen vermag die innere Reinheit mir aufzuleuchten. Ohne jede Analyse, ohne die geringste begriffliche Auflösung kann hier in einem Erleben volle Einsicht gewonnen werden. Der erste Weg des begrifflichen Erfassens, des reflektieren-

[1]) B = Bewußtsein, A = Außenstehendes, c = Confluidum, D = Dritter.

den Denkens stellt die einzelnen Merkmale des Gegenständlichen wohl scharf auseinander, vermag aber nicht die tiefe Einsicht zu gewähren, wie das Erleben dieses Merkmales. Das begriffliche Denken löst in feinsinniger Analyse z. B. die Schönheit in ihre Merkmale auf und zeigt mir die Gründe, weswegen die Schönheit ein hoher Wert ist, aber nimmermehr kann es die Seele so packen, wie die erlebende Werteinsicht der Schönheit, das Erlebnis der Schönheit, welche der Psyche die Pforten in die Tiefen der Schönheit öffnet. Letzthin wird in vielen Fällen ein Erlebnis die Anregung zum begrifflichen Denken sein. Das allen Menschen von Natur einwohnende Verlangen nach Wissen [1]) wird dazu treiben, das Erlebnis in seine Elemente zu zergliedern, um die Struktur kennen zu lernen. Mit dieser Analyse ist aber nicht gesagt, daß das Verständnis ein tieferes wird; vielleicht wird dem Erlebnis sogar seine Tiefe genommen.

## II. Abschnitt: Tadel und Lob als Werte.

### 1. Kapitel.

### Tadel und Lob in ihrer Anwendung.

Spenden wir Lob, äussern wir Worte des Tadelns, so sind diese unsere Aussagen fundiert in einem Sachverhalt, den wir zu loben, bezw. zu tadeln uns genötigt sehen. Dieser Sachverhalt, der unsere Stellungnahme in diesen Akten fordert, muss ein Merkmal, eine Qualität tragen, mit Wert behaftet sein, die eine solche Stellungnahme bedingt. Denn es wäre sinnlos, eine Beurteilung zu geben, wenn kein wertenthaltendes Merkmal diesem Sachverhalt zukäme. Der Wert selbst, der uns in dem Gegebenen entgegentritt, muss uns schon vorher bekannt sein, da wir ja nicht eine Beurteilung setzen können über ein c, das uns selber noch fremd wäre. Es setzt also die Beurteilung einen Wert voraus, der unabhängig von dieser momentanen Erscheinung Geltung besitzt. Ferner muß uns, die wir dieses c beurteilen, dieser Wert bekannt sein, d. h. wir müssen uns schon früher an einem Gegenständlichen den Wert zur Gegebenheit gebracht haben bei Passivität unseres Selbst. Hier ist die Sachlage eine andere. Die Beurteilung fordert von mir eine Stellungnahme, ein Aus-mich-Hinaustreten. Das Subjekt ist jetzt Aktivität, das Subjekt tritt dem Werte entgegen. Von dem Subjekt hängt es ab, ob es

[1]) Aristoteles: *Metaphysik* A, 1; 980 a 20. *πάντες ἄνθρωποι τοῦ εἰδέναι ὀρέγονται φύσει.*

den Wert sieht, oder ob es blind ist für diesen, ob es den Wert richtig schätzt, oder ob von Neigungen und Eigenwünschen gehemmt sich täuscht [1]). Auch physiologische Hemmungen können dem Subjekt den Wert verdunkeln. Schmerzen werden die Aufmerksamkeit ablenken von den Werten. Noch mehr ist dies im Psychischen der Fall. Kummer und Sorge, die im äusseren Lebensgang sich schon durch geschwächtes Lebensgefühl geltend machen, behindern die Aufgeschlossenheit zu Werten, während Freude und Erfolg den Wertblick weiten. Das Subjekt muss also Stellung nehmen zu einem ihm am Objekt gegebenen Wert, der ihm aus früheren Erlebnissen oder aus dem Denken bekannt ist. In Tadel und Lob gibt es Antwort auf den gegebenen Wert. Welche Qualität am Gegenständlichen wird das Subjekt als Wert anerkennen, welche als Unwert abweisen? Die Lösung dieser Frage scheint sich am besten zu ergeben, wenn wir uns dieses Wert — X in den billigenden und mißbilligenden Werturteilen zur Gegebenheit bringen.

### a) Tadel und Lob in Geschichte und Kunst.

Ein bejahendes und verneinendes Werturteil führt stets als Objekt ein Faktum, ein Geschehenes oder Gewordenes mit sich. Abgesehen davon, dass das Lob der Zukunft nur ein idealer Enthusiasmus eines hoffnungsreichen Subjektes ist im Vertrauen auf seine eigenen Gedanken und Kräfte oder auf die günstigen Wirkungen des „Gegenwärtigen", ist der Preis der Gegenwart stets nur eine Anerkennung des Gewordenen von seinem Wertinhalt aus. Der Wert, der sich in den beiden Formen des Faktischen der Beurteilung unterziehen muss, wird gemessen an den höchsten Werten unserer Wirklichkeit, an dem Wahren, Guten und Schönen und nach dem Eifer, mit welchem diese Ideale erstrebt wurden. Die wachsende Verwirklichung dieser Ideale und das geistig ethische Streben zu ihrer Erreichung wie zur Vereinigung mit ihrem lebendigen Urquell und ihrem persönlichen Inhaber in dem Geschehenen und Gewordenen herauszustellen, und es unter bestimmten Wertaspekten zu ordnen, hat sich die Wissenschaft des Geschehenen zur Aufgabe

[1]) Ueber die Ursachen und die Arten der Wertblindheit, über totale und partielle usw. gibt den besten Aufschluss: „Dietr. v. Hildebrand in: „Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis" (Jahrb. f. Philos. und Phänom. Forschung, Bd. V 1922) ebenfalls über Stellungnahme in: „Die Idee der sittlichen Handlung", ebd. Bd. III 1916.

gesetzt. Die Geschichte vermag über das Vergangene nur ein rechtes Urteil zu fällen, wenn sie dieses in ihrer Entstehung und Entfaltung, in ihren Wirkungen und Folgen mit genügender Distanz, um selbst von Strömungen dieses Faktums sowie von Anteil uud Parteinahme frei zu sein, betrachten kann. Der Historiker, welcher die Folgen eines Geschehens übersehen kann, muss sich selbst in das Vergangene zurückleben. „Den gelebten Moment begreifen wir aus seiner Vergangenheit, den historischen aus seiner Zukunft. Dies ist das prinzipielle Hindernis, die Gegenwart historisch zu verstehen“ [1]). Fanatiker wie Annalisten und Chronisten, die entweder gefangen in ihrem subjektiven Werthorizont oder die nicht zwischen Element und Element durch die eigentümliche Bewegtheitsform, die wir Leben nennen, eine Verbindung schaffen [2]), sind unfähig, Geschichte zu schreiben. Solche Geschichtsschreiber verdienten vom wissenschaftlichen Wertstandpunkt, der stets seinen Wert vom Endzweck der bestimmten Wissenschaft ableitet, schärfsten Tadel, weil diese Auffassung nicht dem Ideal der wissenschaftlichen Historik entspricht [3]) [4]).

[1]) G. Simmel: „Die historische Formung“, Logos Bd. VII 1917/18 S. 140.

[2]) Ebd. S. 114.

[3]) E. Spranger schreibt hierüber: „An ihrem eigenen Leben entzünden sie das Leben der Vergangenheit; nicht umgekehrt. Wie wäre es sonst möglich, dass das Edelste früherer Epoche so lange verkannt und verschüttet läge, wenn nicht alles von dem lebendigen Herzen abhinge, das es auffasst und wiedergibt?“ In „Kultur und Erziehung“, Leipzig 1919, S. 132.

[4]) Jede Wissenschaft leitet ihren Wert von ihrer Vollendung, ihrem Ziel, ihrem Zweck ab; von ihrem Endzweck oder ihrer Zielsetzung erhält sie Wert, der an den höchsten Werten oder an von diesen abgeleiteten Werten sich ausweist. So findet die Logik, Noetik, Historik ihren Wert in ihrer Zielsetzung des Wahrheitswertes, Ethik und Pädagogik erhält ihn vom Werte des Guten; Aesthetik vom Schönen, reine Philosophie aus der Erklärung ihrer Objekte, welche die drei höchsten Werte sind (Wahrheit, Güte, Schönheit) und aus dem Suchen nach dem einenden Grund dieser höchsten Werte (Metaphysik), Theologie aus der Erklärung des Objektes, welches der einende Grund der höchsten und damit aller Werte darstellt, der Urgrund ist, Gott. Reine Philosophie und Theologie tragen so den höchsten Wert, da sie ihren Wert nicht von der Zielsetzung empfangen, sondern schon aus ihrem Objekt heraus. Rechtswissenschaft erhält ihren Wert aus einem abgeleiteten Wert, aus dem Recht, das seinen Wert erst aus dem Guten empfängt. An der Sittlichkeit muss sich das Recht erst als Wert ausweisen. Die Medizin findet ihren Wert auch erst aus einem abgeleiteten, aus den geistigen und kulturellen Werten allgemein. Medizin ist ein, um mit Scheler zu sprechen, Bedingungswert, welcher die geistigen und kulturellen Werte erst ermöglicht. Ohne Gesundheit der physischen Or-

Zur rechten Beurteilung einer Zeitepoche, sei es auch nur der kleinsten Zeitspanne, einer Begebenheit, sei sie auch noch so unbedeutend, muss diese in ihrer mannigfaltigsten Entwicklung und Wirkung durchforscht werden. Ist die in ihr pulsierende Kraft ein mühendes Trachten zur Angleichung an die höchsten Ideale, findet sie unsere volle Zustimmung, selbst wenn sie behindert durch physische und psychische Hemmungen nur wenig erreichen konnte. Geht aber ihre ganze dynamische Gerichtetheit auf niedrige Werte, so möge historische Forschung nachfolgenden Generationen sie in ihren Wirkungen zur Warnung hinstellen.

Neben dieser historischen Beurteilung mit dem Maßstab der höchsten Werte steht eine andere, welche die Begebnisse unter den subjektiven Idealen subsumierten Werten betrachtet. Immerhin ist diese speziellere Art eine werthaltige, so sie ihre Resultate wieder orientiert an den höchsten Werten; unterlässt sie dies, wird dieses Urteil durch die Einseitigkeit der Beleuchtung nie ein objektives Bild des Sachverhaltes liefern. Die Wertstellungnahme wird durch die Absorption der anderen Werte nur eine beschränkte, wenn nicht eine irregeleitete sein können. Zur Einschätzung Martin Luthers wird der Protestantisch-Orthodoxe zu einem Wertbild gelangen, welches dem des Katholisch-Orthodoxen diametral entgegengesetzt sein wird. Der Germanist und Literar-Historiker wertet Luther wegen der Förderung der neuhochdeutschen Sprache durch seine Bibelübersetzung, der Pädagoge schätzt sein energisches Eintreten für die Erhaltung und Errichtung von Schulen. Die Wertsicht, welche durch diese spezielle, dadurch begrenzte Betrachtung der einzelnen gewonnen wird, kann für die Bedeutung Luthers nicht normierend sein, die Anerkennung und Abweisung, welche auf Grund dieser beengten Einfassung von der einzelnen Stellungnahme gegeben wird, vermag die Persönlichkeit Luthers nicht voll zu würdigen. Tadel und Lob, welches fundierend auf solcher beschränkten Wertkenntnis in Urteilen ausgesprochen wird, muss sich selbst an einem höchsten Werte messen, um werthaltig zu sein. Der in Tadel und Lob ausgesagte Wert kann das Lob und den Tadel selbst wieder werthaltig machen. In Tadel und Lob wird Stellung von einem Subjekt zu einem Wert genommen. Weist Tadel und Lob sich als berechtigt. d. h. historisch wahr aus,

---

gane, ohne ein gesundes Sensorium und Cerebrium (encephale) sind geistige Werte unmöglich.

so sind beide Aussagen selbst wieder wertvoll, sind sie unberechtigt, d. h. historisch unwahr, so unwertig.

Der Germanist und Pädagoge bezeichnen durch ihr Lob bei Martin Luther einen Wert, der an dem Wahrheitswert der Tätigkeit Luthers gemessen, sich als historisch wahr ausweist. Die fanatische Billigung und Verwerfung der beiden Orthodoxen muss sich am Wahrheitswert korrigieren.

Unser altes Problem taucht hier wieder auf, dass sich alle Werte an höheren Werten eben als Werte oder Unwerte ausweisen müssen. Werte können nun notwendig nicht unseren Tadel, sondern müssen unser Lob hervorrufen, wenn nicht eine subjektive Werttäuschung vorliegt. Und diese kann neben physischen und psychischen Faktoren bei der Beurteilung von Geschehenem und Gewordenem auch bedingt sein, wie wir sahen, durch eine verdunkelte, beengte und beschränkte Wertesicht. Bei den beiden Urteilen der Orthodoxen ist die reine objektive Stellungnahme, welche die Wissenschaftlichkeit der historischen Forschung fordern muss, noch nicht erreicht. Sie können wohl die Tatsachen richtig festgestellt haben, gehen aber mit Anforderungen an diese heran, die sie ihrem eigenen Standpunkt entnehmen. Da die Tatsachen diesem nun nicht entsprechen, fällen sie ein negatives oder positives Werturteil, welches den Umständen nicht angemessen ist. Hierher gehören auch die vielen lobenden und tadelnden Urteile des täglichen Lebens und auch mancher Wissenschaften, die sich über dem Mangel an Intelligenz, über die ungeheuren Irrungen in den religiösen Anschauungen und Gepflogenheiten vergangener Zeiten, aber auch der Gegenwart nicht genug aufhalten können. In Wirklichkeit hat natürlich der Betrachter, welcher dem Zusammenhang der Begebenheit ferner steht, der sich vorher ein objektives Wertsystem im richtigem Urteil gemessen am wahren Wertmaßstab erarbeitet hat, in der Beurteilung, in der Billigung und Mißbilligung von Tatsachen eine leichtere Aufgabe. Diesem ist auch die Möglichkeit, Tadel und Lob in rechter Weise zu verteilen.

Neben der Geschichte gibt es noch ein anderes Gebiet, in dem jeder glaubte befugt zu sein, anzuerkennen und abzuweisen. Es ist die Kunst, in der auch tatsächlich die subjektiven Beziehungen von solcher Bedeutung sind, dass man hier an einem höchsten, einenden Wert zweifeln zu können scheint. Die ästhetische Welt hat man

geradezu das Gebiet der Objekt-Subjektbeziehung genannt[1]). Bei näherem Zusehen findet man aber auch hier den einenden Wert, an dem gemessen die Kunst erst Kunst ist und Wert hat. Ebensowenig wie die menschliche Erkenntnis die adäquate Wahrheit erreicht, wie das menschliche Erkenntnisstreben nur eine allmähliche Annäherung an die Wahrheit darstellen kann, wie der Maßstab für alles Erkennen bleibt, so ist auch die Schönheit keine real existierende „Tatsache", sondern ein Gesichtspunkt, ein Ideal, wie Wahrheit, kein abschliessend erreichter Erfolg, sondern ein ewiges Ziel"[2]). Bei aller Subjektivität des ästhetischen Wertens dürften „einige Urteile, die auf der allgemeinen menschlichen Organisation beruhen, wie die über Symmetrie der allgemeinen Uebereinstimmung sicher sein; ebenso das aristotelische „Nicht zu klein und nicht zu gross", die platonische Einheit in der Mannigfaltigkeit, Proportion und Kontrast als Elemente der allgemein positiv ästhetischen Wirkung, sowie die Beschäftigung der Funktionslust der Sinne"[3]), in Arabesken und Ornamenten.

Abgesehen von diesen allgemein anerkannten Formen der Schönheit, bei denen sich Billigung und Missbilligung des Betrachtenden und Erlebenden in gleicher Weise äussert, scheint die ästhetische Beurteilung nicht einem gemeinsamen Wert Ausdruck zu verleihen. Einen Trennungsstrich muss man wohl führen zwischen „das gefällt mir" und „das ist schön". Eine bestimmte Landschaft erweckt mein Gefallen, da sie vielleicht mit persönlichen Erlebnissen verknüpft ist, eine Linie in einem Bilde, ein Satz in einem Scherzo gefällt mir, da er mir gerade besonders liegt, — dies alles braucht aber in sich keinen eigenen Wert zu haben, noch das Gefallen eines anderen zu wecken. „Das ist schön", bedeutet einen reinen Wert, welcher an dem Objekt (Natur, Kunst und Phantasie) gegeben ist. Der Satz fordert von jedem, welcher das Objekt betrachtet und den Wert erfährt, Anerkennung. So können eine grandiose Berglandschaft, ein wogendes Kornfeld, die vornehm feinen Züge eines Gesichtes, die Farbenkombination eines Bildes, die schmelzende Melodie eines Tonstückes diese spontane imperative

[1]) Vgl. hierzu Georg v. Lukacs: „Die Subjekt-Objekt-Beziehung in der Aesthetik", Logos, Bd. VII, 1917/18.

[2]) A. Fischer: „Aesthetik und Kunstwissenschaft", Münchener Philosophische Abhandlungen, Leipzig 1911, S. 123.

[3]) Edith Landmann-Kalischer: „Ueber den Erkenntniswert ästhetischer Urteile", Arch. f. d. gesamte Psychologie, Bd. V, 1905, S. 216.

Antwort hervorrufen in positivem und negativem Sinne. Bei solch tadelnden und lobenden Gefühlsausbrüchen tritt das Ich, das Subjekt, das eigene Erleben als sekundäres Element zurück. Hier urteilt das Subjekt nicht über sich und seinen Affekt, sondern über ein Gegenständliches, das ihm gegeben ist, an dem es diesen Wert erlebt. „Der Inhalt (Wert) des Objektes ist einfach da[1]), nicht erst vom Subjekt gezeugt und in den Gegenstand hineinprojeziert. Der ästhetische Genuß ist prägnant ausgedrückt, Genuß am ästhetischen Gegenstand[2]). Dieses Erleben am Gegenstand, welches das Subjekt im Erfassen mit der in früheren Erlebnissen hinauskristallisierten Schönheit vergleicht, erzeugt die bejahenden oder verneinenden Worte.

Welche Werte sind in der Kunst zu loben, welche zu tadeln, was verlangt man von der Kunst? Was von der Natur? In der letzteren ist es die Licht- und Farbenwirkung, welche das Auge sich in ihrer Harmonie baden läßt in nimmerruhender Stille: die Erfüllung der sehnsuchtsvollen Weite, welche den Menschen sich vergessen läßt und ihn hinausträgt in den weiten Kosmos, die ihn träumen läßt von der Weite des Alls; es ist die grandiose Ueberwältigung durch den Kosmos, welche den Menschen sich seiner Nichtigkeit bewusst werden läßt[3]).

In der Kunst ist es das reine Erlebnis der „Selbstheit“[4]), welches den Menschen sich seiner tiefsten Wesenheit inne werden läßt. Kommt in ihr nur die peripherische Seite des gewöhnlichen Lebens zum Ausdruck, erhält sie unsern schärfsten Tadel. Von der Kunst fordern wir mehr, verlangen wir das Schwerste, den Menschen darzustellen nicht in seinen gewöhnlichen Zügen, die uns im Alltag auch begegnen, nicht im „bürgerlichen“ Gleichmaß, wie wir ihn alle Tage erblicken, sondern den Menschen, sei es in seiner Enge und Beschränktheit, sei es in seiner ganzen Grösse und Weite, entweder so, wie er nicht sein darf, wie wir ihn nicht wollen, oder so, wie er nicht sein kann, wie er eben unser aller erstrebenswertes Ideal und Ziel sein soll. Wir erhoffen bei der Kunst Erhebung unseres eigenen Ichs von dem Persönlichen in das Objektive, in das Allgeltende, Befreiung von der individuellen Gebundenheit

---

[1]) Th. Lipps, „Aesthetik“, Hamburg 1906, Bd. III, S. 39.
[2]) A. Fischer, a. a. O., S. 101.
[3]) Vgl. R. Otto, „Das Heilige“, Breslau 1920.
[4]) G. v. Lucacs „Metaphysik der Tragödie“, Logos, Bd. II, 1911/1912. S. 84.

und Stärkung unseres Ideals für den Alltag. An den Pforten der Kunst lassen wir gleichsam unser erdengebundenes Ich zurück, treten ein in ihre Halle und erleben ihre Fülle mit dem „ideellen Ich“ [1]). Nicht die Sterelisierung des Stoffes genügt, die Form muß auch sterelisiert werden. Aus dem gemalten, geformten oder gemeißelten Bild muss die Idee, der Geist sprechen, die Musik den vom Irdischen freien Geist führen in die Tiefen oder Höhen der Erlebensweite, der Tanz die vom Geist beherrschte, behende Materie zeigen, die Dichtung, das Erleben in seinen zarten und feinen Zügen formen, Dramaturgie das Menschenschicksal erleben lassen. Nicht handelnde und fühlende Personen soll der Künstler darstellen, sondern Charaktere. Die Tragödie z. B. um eine Kunstart herauszugreifen, braucht, ja darf ihren Helden nicht durch Gerechtigkeit oder Ruchlosigkeit hervorragen lassen, sie muß ihn in eine bestimmte Fehde führen, die gerade durch ein fehlendes Etwas so bestimmt ist. Das Ethische ist nicht das tragisch Entscheidende. Untragisch ist es, wenn der Schuldlose in Schuld fällt oder der Schuldige zugrunde geht. Tragik ist keine Tatschuld, sondern eine Seinsschuld. Die ethische Seite ist etwas Sekundäres. Was die Tragödie hervorruft, ist der Zuruf: tua res agitur, es ist dein Schicksal, dein Menschenschicksal. Die „schöne“ Welt ist keine Welt für ideale Menschen, sondern für wirkliche Menschen. Der Zweck der Tragödie, wenn man bei Kunst überhaupt von Zweck sprechen darf, ist die *καθάρσις*, die Reinigung der Zuhörer [2]). Aus der Betrachtung, das ist nicht allein mein Los, sondern Menschenlos, gebiert sich die Läuterung. Ein Kunstwerk muss uns zeigen den Menschen. „Der Mensch, das ist der wollende, der innerlich arbeitende, auch der sich wehrende, der weiterstrebende, der kämpfende und ringende, auch der denkende; es ist der so oder so über das Schicksal Ueberlegene oder Sichergebende . . . ein

---

[1]) Th. Lipps, a. a. O. und „Weiteres zur Einfühlung“, Arch. f. d. gesamte Psychologie, Bd. IV, 1905.

[2]) Schiller fragte einmal: Ist das Theater eine Reinigungsanstalt? Dies ist nicht der Fall. Furcht und Mitleid sind es, welche die Tragödie hervorruft. Die Erschütterung ist keine zentrale. Bei dem Mitfühlen sei es als Mitleid, sei es als Mitfreude, ist es mitgegeben, dass es nicht mein Leid oder meine Freude ist, sondern die eines andern. Wohl wird dieses Leid, diese Freude eines anderen im Verstehen oder im Nachfühlen einem gegenwärtig, stets aber bleibt das intentionale Gerichtetsein. Vgl. M. Scheler: „Die Sinngesetze des emotionalen Lebens“, Bd. I, Bonn 1923.

rührseliges Stück gibt uns nicht die Würze, das Salz, den Stahl und das Eisen, die festen Bestandteile, die zum Menschen gehören und erst den Charakter konstituieren[1]). Von diesem gegenständlichen Werte, von der Angleichung an das Ideal sei es die Schönheit, sei es das gesetzte Endziel und Ideal spendet der Aesthet sein Lob bezw. bei Ermangelung der Ausgleichung äussert er seinen Tadel. „Das künstlerische Genie schenkt uns somit mit jedem Kunstwerk einen lebendigen Organismus, eine neue aus glühenden Seelentiefen geschöpfte Offenbarung“[2]). Die Kunst als Genuß aufzufassen, ist eine Entwertung, ist ein Mißbrauch. Tritt eine Darstellung mit dem Werte des Guten, welchem die Schönheit beigeordnet ist, in Konflikt, so ist die Darstellung nicht künstlerisch oder wird von nicht wertvoller Gesinnung aufgefasst. Kunst kann mit dem Guten nicht streiten. Daß ästhetische Urteile divergieren, erklärt Edith Landmann-Kalischer damit, dass eine grössere Anzahl ästhetischer Urteile sich meist nicht auf ästhetische Elemente beziehen, zum Teil vielleicht erklärt es sich auch aus der Kompliziertheit des ästhetischen Organs, welches eine Differenzierung nach ganz verschiedenen Richtungen ermöglicht“[3]).

Die Einheit dieser Mannigfaltigkeit, der absolute Wert, die absolute, die ideale Schönheit sucht man in der „Einheit des Zieles,“[4]) bald in dem „Gemeinsamen,“ welches die ästhetischen Werte in „monarchischer Unterordnung“ zur Einheit verbindet,[5]) bald in „der von der Vernunft geleiteten Phantasie,“[6]) im „ästhetischen Urphänomen,“[7]) in der „richtigen rhythmisch normalen Auffassung,“[8]) welches kurz gesagt die ideale Schönheit ist. An ihr gemessen als dem Endziel aller Kunst wird die Kunst wertvoll, die mühende Angleichung an dieses Ideal bildet so das Lobenswerte, die Entfernung, d. h. mit anderen Worten das Vorherrschen der Materie das Tadelnswerte.

In diesen Werturteilen der Historik und Kunst, in welchen nicht die Historik als wissenschaftliche Forschung oder ihre erzählende

---

[1]) Th. Lipps: *„Weiteres zur Einfühlung“*, S. 375 f.

[2]) J. Volkelt: *„System der Aesthetik“*, München 1905, Bd. III, S. 523.

[3]) E. Landmann-Kalischer. a. a. O. S. 319.

[4]) J. Volkelt: a. a. O. besonders S. 437.

[5]) Th. Lipps: *„Aesthetik,“* Hamburg 1906, S. 53.

[6]) Siehe Fr. Medicus: *„Giordano Bruno als Aesthetiker,“* Logos Bd. V, 1914/15. — [7]) Broder Christiansen: *„Das ästhetische Urphänomen,“* Logos Bd. II, 1911/12. — [8]) Otto Baensche: *„Kunst und Gefühl“*, Logos Bd. XII, 1923/24, S. 21 ff.

Darstellung, in welchen nicht die Kunst nach ihrer Darbietung und Ausgestaltung gebilligt, bezw. mißbilligt wird, erstreckt sich jeder Tadel, jedes Lob in ihrer Tendenz auf den gegenständlich objektiven Wert, der verwirklicht ist. In „ich lobe mir jene Zeit," „diese Begebenheit verdient den schärfsten Tadel" urteilen wir, wie gesagt, über den Wert, der sich in „jener Zeit," in „jener Begebenheit" offenbart, zugleich beziehen wir den Tadel und das Lob auf die Menschen, durch welche „jene Zeit" so geworden, „diese Begebenheit" so bestimmt wurde. Ebenso ist in den tadelnden und lobenden Prädikationen des Kunsturteils die Beziehung auf den Schöpfer dieses Bildes, dieser Figur, dieser Dichtung usw. eingeschlossen. Nicht die Renaissance lobe ich, sondern die Renaissance-Menschen, die solche Schöpfungen hervorbrachten. Die „Divina Commedia" lobe ich nicht, wohl kann ich sie erhaben nennen, ich lobe ihren Gedankengang und damit Dante Aligheri. Ein Kunstwerk kann ich als unwertig bezeignen, nicht wegen seines Gegenstandes, sondern wegen seiner Farbenzusammenstellung, Stoffanordnung usw., tadeln an ihm kann ich nur seine Ausführung und damit den Künstler.

Geschehnisse, bei denen keine Menschen mitwirken, die unabhängig von jeder Menschenkraft eintreten, können nicht getadelt oder gelobt werden. Es gibt ein überwältigendes Naturereignis, eine grandiose Berglandschaft, ein liebliches Tal, es wäre absurd, hier lobende oder tadelnde Worte zu benutzen. Von einem lohnenden Bergaufstieg, einem nicht lohnenden Ausblick spricht man, aber nicht von einem zu tadelnden bezw. zu lobenden. Dieses Lobende bebezeichnet soviel wie die Anstrengung belohnend, die Mühen ausgleichend, das nichtlohnende soviel wie „der Mühe nicht wert."

Bei der Ermunterung zum Handeln hat der Sprachgebrauch eine lobenswerte Sache, bei der Hemmung eines Tuns eine tadelnswerte Angelegenheit. Hier steht lobenswert für lohnenswert, tadelnswert für nicht lohnend und heißt: dieses Handeln befriedigt dich trotz des Arbeitsaufwandes oder es befriedigt nicht. Es kann aber auch bezeichnen: wenn du dies tust, bist du des Handelns wegen, des im Tun realisierten Wertes wegen zu loben bezw. zu tadeln.

Aus dieser Erörterung wird klar, daß man Werte an sich, wertenthaltende Handlungen nicht tadeln und loben kann, wohl das Wertstreben, wohl die Mühen, die zum Werte führen. Streben und Begehren, Mühen und Anstrengungen kommen aber nur bewußt Menschen zu, d. h. Wesen, welche sich ein Ziel,

einen Wert mittels ihrer Vernunft setzen können und zu dem sie durch ihr Vernunft geleitetes Wollen streben und gelangen können. Nur Menschen können Werte tendieren, nur ein Vernunft geleiteter Wille sie realisieren. Soweit bei der Beurteilung einer Handlung eine Person in Frage kommt, kann ich dieses Tun loben. Die Handlung als Handlung loben, wäre sinnlos. Tadel und Lob bezieht sich stets auf Menschen und auf das aus ihrem Willen fließende Tun, bezw. die durch ihnen bewirkten Zustände, sofern ihre Gesinnung, ihre Handlungen wertig oder unwertig sind. Tadel und Lob urteilen über einen Wert, der gegenständlich gegeben ist, gehen aber zugleich auf den, welcher diesem Werte in dieser konkreten Gestalt Wirklichkeit verleiht.

**b) Tadel und Lob in der menschlichen Gesellschaft.**

Aus dem Ausgeführten geht hervor, das Tadel und Lob stets drei Bestandteile voraussetzt: Wert, wertverwirklichende Person, wertsehende und urteilende Person. Denn nur wenn ein Wert vorhanden ist und dieser von einer Person, d. h. einem denkenden, vernünftigen, mit Willen ausgestatteten Wesen verwirklicht wird in irgend einer Form des Daseins, wenn eine andere Person, welche die Werte in ihrer Wertigkeit und nach ihrem Wertgehalt bekannt sind, diese von der anderen Person verwirklichte Werte bewußt werden, und sie diese in Beziehung zu den objektiven Werten oder zu der ihr bekannten Wertkenntnis setzt, d. h. Urteile bildet, ist Tadel und Lob möglich.

Man wende nicht ein, daß auch Tiere gelobt und getadelt werden. Man klopft anerkennend ein Pferd, wenn es sich im Laufen oder etwa im Rennen tapfer gehalten, man schimpft einen Hund, welcher die ihm angezüchteten Manieren nicht einhält, ohne ihn zugleich zu züchten. Dieses billigende und mißbilligende Verhalten zu den Tieren geschieht von uns aber nur in Analogie zu dem Verhalten den Menschen gegenüber. Wir übertragen hier das Milieu des Menschen in das des Tieres, setzen gleichsam in das Tier eine selbstdenkende, selbsthandelnde, verantwortungsbewußte Person und glauben deshalb loben und tadeln zu müssen.

So schlagen auch Kinder zum Beispiel eine Tischecke, an der sie sich gestoßen und wehe getan, sagen möglicherweise noch hinzu: „du böse Ecke.“ Dieses Anthropomorphieren geschieht überhauft häufiger als man denkt. Je naiver der Mensch, umsomehr

diese Milieuverwechslung. Erst mit fortschreitendem Denken setzt scharfe Unterscheidung ein.

Was Werte sind, haben wir gesehen, wem Tadel und Lob zukommt, gefunden; jetzt fragt sich, wer kann tadeln und loben? Die Frage scheint leicht zu beantworten, da ja nur Personen Werte sehen und verwirklichen können. Es muß zugegeben werden, daß jede Person ein Werturteil fällen kann. Ob dieses immer rechtmäßig ist, mag vorerst gleichgültig sein. Denn durch die Irrtumsmöglichkeit im Werten läßt sich die Rechtmäßigkeit nicht ausschalten, ebensowenig, wie man aus der Irrtumsmöglichkeit des Erkennens auf die menschliche Unfähigkeit zur Wahrheitserkenntnis schließen darf. Da aber die Einzelperson stets sich in einem Gewebe von mannigfachen Fäden der Tradition, Gewohnheit, Sitte, Beeinflussung, Abhängigkeit von ihrer Umwelt und ihren Mitmenschen befindet, da sich in jedem Einzelmenschen die Sektoren verschiedener geistiger und kultureller, körperlicher und wirtschaftlicher Kreise schneiden, jeder Mensch ein Kreuzungspunkt der variabelsten Richtlinien ist, mag Tadel und Lob mannigfache Form und verschiedenen Gehalt annehmen. Es besteht sogar die Möglichkeit, daß das einzelne Urteilsvermögen, die einzelne Wertstellungnahme von dem Urteil größerer Kreise bestimmt wird, der eigene Wertmaßstab nur der einer größeren Anzahl Menschen meiner nächsten Umgebung oder Betätigungsfeldes ist.

Jeder Mensch ist in die große Menschheit hineingeboren, wird von ihr aufgezogen und wächst in sie hinein. Erst mit zunehmendem Verstand leuchtet das Ich im Gegensatz zum Du, das eigene Wesen im Unterschied zu allen anderen auf. Allmählich entsteht die Erkenntnis, daß Ich nicht nur Ich ist, daß dieses Ich auf vielerlei Art mit anderen Menschen verwachsen ist, viele Dinge das Ich mit anderen Menschen gemeinsam hat, das Ich von ihnen abhängt, daß das Ich ohne diese anderen nicht bestehen kann. Es ist die Erkenntnis, daß das Ich in den mannigfachsten „Wechselwirkungen" steht, wie Tönnies,[1]) Vierkandt,[2]) Simmel,[3]) A. Fischer[4]) dies genannt haben. Von dieser wechselseitigen Verbindung ist Tadel und Lob in den verschiedensten menschlichen Gruppen abhängig.

---

[1]) Ferd. Tönnies: *„Gemeinschaft und Gesellschaft,"* Berlin 1922, S. 23.

[2]) A. Vierkandt: *„Gesellschaftslehre,"* Stuttgart 1923, S. 28 und S. 345.

[3]) G. Simmel: *„Soziologie,"* Leipzig 1908, S. 766.

[4]) A. Fischer: *„Psychologie der Gesellschaft,"* b. Kafka, *„Vergleichende Psychologie,"* Bd. II, 22, S. 352.

Zwischen diesen Beziehungen, in welchen jeder Mensch steht, glaube ich mit Tönnies scharf unterscheiden zu müssen zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft, welche beiden Gruppen sich mir dann wieder in je zwei Teile scheiden, in denen Tadel und Lob in anderer Färbung auftritt.

Die Gemeinschaft, die sich in eine physische und psychische teilt, verknüpft den Menschen aufs engste mit denen, welche ihm leiblich oder geistig verwandt sind, in die er hineingeboren ist oder mit deren Gedankengängen und geistigen Zielen er übereinstimmt. Die Gesellschaft, die sich mir in Urbanität und Verbände — diese nennt A. Fischer „Organisationen“ [1]) — scheidet, stellt die Beziehung mit fernstehenden oder geistesfremden Menschen dar, mit denen das Ich zusammenleben muss, und mit welchem es zur Erreichung bestimmter Zwecke sich verbinden kann. Die physische Gemeinschaft gebildet von Familie und Verwandtschaft im weitesten Sinne, in welche das Ich hineingeboren wird, erschliesst dem Subjekt das Leben und behütet es zugleich vor den Gefahren desselben. In ihr kreuzen sich die anderen drei menschlichen Beziehungskreise, ohne die schliesslich die Familie und Verwandtschaft auch nicht sein kann. Ein Kreis rein für sich gibt es überhaupt nicht. Da aber dieser erste Zyklus dem jungen Menschenkind die Grundsätze meist für das ganze Leben mitgibt, ihm den „Rückhalt“ für das spätere Dasein vermittelt, gewinnt diese erste Gruppe einen besonderen Wert. Jeder Tadel, jedes Lob, wie es auch beeinflusst ist von irgendeiner der anderen Gruppen, gewinnt im Menschen hier besondere Wurzeln. Meist ohne jeden Widerwillen, nur in späteren Jahren vielleicht mit Trotz oder Eigensinn aufgenommen, führt es den Menschen in den Gedankenkreis dieser Gruppe ein. Tadel und Lob, das in diesem Kreise fällt, wird deswegen gern entgegengenommen, weil der junge Mensch fühlt, dass er einer Leitung bedarf, Anleitung braucht, daß „man es gut mit ihm meint“. Tadel und Lob wird hier auf jedem Gebiet zur Verbesserung und Anregung gegeben, um das Subjekt zu einem guten Mitglied der Gemeinschaft und Gesellschaft zu erziehen. Es bilden sich Gewohnheiten, welche den Menschsn zur „zweiten Natur“ werden bald zum Heile, bald zum Verhängnis seiner Geistigkeit.

Die psychische Gemeinschaft wächst teils aus der physischen heraus, teils entsteht sie erst auf höherer Kulturstufe. Familie und

[1]) Derselbe, a. a. O. S. 85.

Verwandtschaft, welche durch die immer wiederkehrenden Ereignisse des Menschenlebens — Geburt, Ehe, Tod — sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt wird und sich bei solchen Geschehnissen zusammenfindet, umgibt diese mit bestimmten feierlichen Gebräuchen, die oft die Form religiösen Kultus' annehmen und das stärkste Gemeinschaftsband bilden. Da Entstehen, Verbinden und Vergehen in jeder physischen Gemeinschaft grundlegend ist zu ihrem Bestehen, so die Grundlage zum Brauche bei allen die gleiche, bildet sich ein Brauch zur Sitte. Sitte wird somit eine äußere Regelung der menschlichen Lebensführung und nimmt im Gegensatze zur persönlichen Gewohnheit objektive Geltung an Mit der Entwicklung des Gemeinschaftslebens erweitert sich der Umkreis der von der Sitte geregelten äußeren Lebensführung. Gemeinschaft kann sich nämlich auf fremde Wesen im geschichtlichem Verlaufe erweitern, indem z. B. eine Gruppe von Menschen geistig zusammengeschlossen werden, die sich sonst fremd sind. Stämme stellen meistens nur eine im Laufe der Geschichte vergrößerte Familie dar, die sich zur gemeinsamen Verteidigung gegen andere Stämme zusammengeschlossen, ebenso die Sippe, welche eine engere geschichtlich noch nicht soweit gewachsene Verwandtschaft im Stamme darstellt.[1]) Der Stamm ist gegenüber der Sippe z. B schon eine Gesellschaft, da sich hier mehrere Familien und Sippen, wenn sie auch früher verwandt waren, zum gemeinsamen Schutze etwa zusammen geschlossen haben. Und doch sind die Stämme eine Gemeinschaft, da ein geistiges Band sie zusammenschließt. Es ist das Stammesbewußtsein, welches durch gleiches Erlebnis, gleiche Erfahrung sie eint, es ist die Religion, die sie zusammenschweißt. Es ist im heutigen Sinne gesprochen das Volksbewußtsein, die Vaterlandsliebe, die Religion, die eint. Im Volksbewußtsein wie in der Religionsgemeinschaft bilden sich gewisse Gepflogenheiten aus, denen sich das Einzelsubjekt zu unterwerfen hat. Tadel und Lob, welches dem Einzelnen in diesem Kreise widerfährt, heißt soviel: du handelst der Sitte gemäß oder zuwider. Lob macht in der Gemeinschaft den Einzelnen zum Helden und Führer, Tadel schließt ihn aus. Volksgemeinschaft orientiert sich für die Erteilung von Tadel und Lob stets am Nützlichkeitsprinzip. Wer sie fördert, ihr einen Sieg, eine Hegemonie sei es auf politischem, wirtschaftlichem oder geistigem Wege erwirbt,

[1]) So ist der ganze Stamm Israel nach den biblischen Quellen auf Thare und Abraham zurückführbar.

empfängt das höchste Lob, wer sie in ihrer Existenz schädigt, ihren Ruf drückt, den schärfsten Tadel.

Bei den religiösen Gemeinschaften ist die Verteilung von Tadel und Lob an Uebernatürlichem normiert. Das Heilige sowie alles, was mit diesem in Berührung kommt, Priester, Tempel, Geräte usw. ist tabu. Wer es mißachtet, muß zum wenigsten für eine bestimmte Zeit ausgeschlossen werden, wenn nicht für immer; bei den Naturvölkern steht sogar Tod auf solcher Mißachtung. Vom Religiösen, an denen alles Sehnen und Hoffen der Menschen hängt, geht das höchste Lob, der schärfste Tadel aus für den, welcher sich auf diesem Gebiete auszeichnet, sei es durch Zauber und Askese, sei es durch Frömmigkeit und Liebe, welcher sich hervortut durch Ueberhebung und Mißachtung. Hier kennt die Gemeinschaft nur Ehrfurcht oder Schande.

Das Lob, welches dem Uebernatürlichen selbst gespendet wird, ist ganz anderer Art, wie das hierzu Behandelnde. Es ist soviel wie Anbetung, Preis, und bedeutet tiefste Dankbarkeit. So werden die Lobhymnen gesungen an den höchsten Festen der Gottheit zu Lob, Dank und Preis.

Der Tadel, der — so absurd es klingt — wenn auch nicht der höchsten Gottheit gegenüber vorkommt, so doch den Dämonen, Engeln, Heiligen gegenüber ist unserer Art und zwar der niedrigsten. Er ist utilitaristisch fundiert. Eine Bitte an den Dämon, Engel oder Heiligen, die keine Erhörung fand, wird durch Mißachtung des Bildes oder der Statue desselben geahndet.

Neben Volks- und Religionsgemeinschaft besteht als dritte Art der psychischen noch die Geistesgemeinschaft, die erst auf höherer Kulturstufe auftritt. Künstler, Forscher und Gelehrte werden durch ihr geistiges Streben geeint, fühlen sich in ihrem Schaffen verbunden mit den Gleichstrebenden. Tadel und Lob, das in dieser Gruppe real wird, ist entweder das des Meisters zum Schüler oder das der Kritik. Der Meister will den Schüler zu sich emporheben, ihn in seine Gedankengänge, in seine Technik und Arbeitsart einführen. Jedes Näherkommen des Jüngers wird er löblich, jedes Abweichen tadelnswert finden. Abgesehen davon, daß der Jünger den Meister übertrifft. Hier wird aber der echte Meister keinen Gram empfinden, sondern wird sich über seinen Sprößling freuen und ihn loben, da er seine Gedanken der Vollendung näher führt.

Der Verkehr zwischen den Gemeinschaftsgliedern, welche die Lebensführung der Einzelnen regelt, wie wir gesehen, ist die Sitte. Sie umgibt die ins Leben einschneidenden Erlebnisse mit besonders feierlichen Gebräuchen, das Leben der geistig führenden Personen mit ehrfurchtsvoller Weihe. Die Kinder sehen in ihren Eltern nicht nur die bloßen Erzeuger und Erzieher, sondern auch die Stellvertreter der Gottheit, erleben in ihnen die allumfassende Macht der wirklichen Liebe. Nur Ehrfurcht ist hier am Platze.

Soweit sich die Sitte in Symbolen ausdrückt, trägt sie tiefen Sinn. Je erhabener und ehrfurchtsgebietender eine Handlung sein soll, umso feierlich ernster die Gebräuche. Das zeigt sich denn besonders in der Religion. In den prachtvollsten Gewändern, mit den kostbarsten Gefäßen und den edelsten Erzeugnissen unter feierlich-ernstem Schritt und Rhythmus und erhebensten Zeremonien wird das Opfer der Gottheit dargebracht. Ebenso ernst-feierlich ist die Haltung des Volkes, welche dem Opfer beiwohnt. Ein von der Sitte geregeltes Niederknien oder Aufstehen muß heute noch im katholischen wie im protestantischen, im russischen wie im griechischen wie im indischen Gottesdienst beobachtet werden. Ebenso wird die Kleidung von der Sitte geordnet. Eine scharfe Trennuug zwischen männlicher und weiblicher Bekleidung, ein Standeskleid für Geistliche, Professoren, Offiziere, Richter usw. gibt es. Daß die schwarze Farbe das Reservierte ausdrückt, sei es das Vornehme, sei es das Zeichen der Trauer, Purpur das Würdevolle usw., ist Produkt der Sitte. R. Ihering[1]) wie auch F. Tönnies[2]) weisen darauf hin, daß die Sitte vielfach aus der Rücksicht gegen das Feinere, Zartere, Schwächere entstanden sei. Für die Umgangsformen mag dies gern zugestanden sein. Muß doch das „Herbe mit dem Zarten, das Harte mit dem Weichen" sich verbinden, um den reinen Klang zu erzeugen. Hat doch der mittelalterliche Minnedienst ein Ideal ausgebildet, das zu erreichen heute noch des Jünglings Streben ist oder sein sollte: die Ritterlichkeit. Mögen auch die Salons der Thargelia, Aspasia in Athen, die der Caerellia, Clodia[3]) in Rom, in denen tiefste Lebensfragen vielleicht in zu leichtem Plauderton behandelt wurden, oder die Salons der Frau v. Lincoln und der Marquise v. Pompadour in Frankreich, in denen die wichtigsten Staatsfragen

[1]) R. Ihering: „Der Zweck im Recht," III. Aufl. Lpzg. 1893.
[2]) F. Tönnies: „Die Sitte," Sammlg. v. M. Buber, 25. Bd. Frankfurt 1909
[3]) Vgl. v. Gleichen-Rußwurm: „Elegantiae."

beplaudert wurden, nicht das Beste in schöngeistigen Essays gegeben haben, zur vornehmen Sitte haben sie immerhin beigetragen. Wenn auch diese fein sittigen Gepflogenheiten nur für Feinsinnige empfänglich sind, die mit sich das Zartbesaitete zu vereinen wissen, so bringt geschichtlicher Verlauf manches hiervon auch in die breiteren Kreise des Volkes. Ob die Sitte stets Sittliches enthält, das zu prüfen, ist Aufgabe der Ethik. Neben sittlich neutraler Sitte wird Sittliches und Unsittliches stehen. Ein höher entwickeltes sittliches Bewußtsein ist jedenfalls immer nur die Quelle sittlich guter Sitte; diese Erwägung bestätigt unsere Behauptung, daß Sitte letzthin an Sittlichkeit orientiert ist und von dieser ihren Wert empfängt. Steht sie mit dieser in Widerspruch, so ist sie unwertig. Wer es wagte, sich über diese beschriebenen Sitten, aber ungeschriebenen Gesetzen hinwegzusetzen, verfiel nicht allein dem schärfsten Tadel, sondern er würde von der Gemeinschaft gemieden. Es bedarf des höchsten Mutes und Selbstbewußtseins bei der Erkenntnis einer unwertigen, aber „eingebürgerten" Sitte, sich ihrer zu entledigen. Der, welcher einer neuen Geistesrichtung folgt, welche der alten nicht bekannt ist, ohne gegen sie zu sein, wird den härtesten Kampf mit seinen Angehörigen erleben müssen. So Thomas von Aquin, als er die aristotelische Philosophie, die erst nach 1000 durch die Araber weiter bekannt wurde, in die scholastische Theologie einführte, die bisher augustinisch orientiert war. Der mit dem weniger ausgesprochenen Eigenleben, der Durchschnittsmensch, der sich gern und bereitwillig dem Gemeinschaftsgeiste einordnet und seinen Bahnen folgt, wird jedenfalls ein Lobempfänger sein, während der Eigenlebige, der Individuelle nur Anerkennung findet, je größeren Geisteskreis sich seine Gedanken errungen, vielfach erst nach seinem Tode.

Verflacht die Sitte, d. h. schwindet der Inhalt, während die Form bleibt, so kommen wir zur Convention, die sich in der Gesellschaft vor allem ausbreitet. Sie regelt den Verkehr im Umgange mit Menschen, sei es auf den Promenaden und Straßen, sei es in Geselligkeit und Versammlung. Es sind die Sitten sich zu begrüßen und zu empfangen, zu essen und zu sitzen, zu plaudern, sich zu kleiden und sich zu zeigen, kurz das Leben und sein Umgang mit fernstehenden Menschen, welche durch nichts miteinander verbunden sein können. Oeffentliche Meinung und Mode spielen eine Hauptrolle. Ich nenne dies alles Urbanität, da solche Umgangsformen erst seit Entstehen der Städte, besonders der Großstädte ihre Entwicklung

und Ausbreitung gefunden haben. War es in der Gemeinschaft der Führer, auf den man blickte in ehrfurchtsvoller Scheu, dessen Führeramt auf Ueberzeugung, auf Glauben an ihn beruhte, so ist es in der Gesellschaft die Macht, die auf Uebermacht gegen die anderen fundiert ist auf politischem, wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet. Die Mode ist die Gehilfin der öffentlichen Meinung, da jedes Mitmachen der Mode Reichtum und Vornehmheit – leider ist diese heute noch zu sehr mit Reichtum verknüpft — zeigt. Auch der Staat hat stets die öffentliche Meinung zum Lob seiner verdienstvollen Bürger benützt, in dem er sie in Rom mit Triumphzügen und Ehrenkränzen, im modernen Staat mit Titeln, Orden und Rangerhöhungen belohnte. Es sind dies meistens Belohnungen für Leistungen, welche der Staat und auch die Sitte — vielleicht der Staat wegen der Sitte — mit dem formalen Lohne, dem Gelde nicht begleichen kann, weil letzteres zu sehr der vitalwirtschaftlichen Lage angepaßt ist. So spricht die Sitte auch von Honorar, Gage, Deserviten. Es fehlt, wie Ihering sagt, die „Aequivalenteigenschaft“[1]) bei dem Gelde. In den Formen von Anstand, Höflichkeit und Takt, zeigt sich uns die conventionelle Sitte der Urbanität, deren Gegenteil die Rustizität wäre. Ihre völlige Assimilation trägt den Menschen Lob ein. Jede Rücksichtslosigkeit und Taktlosigkeit bringt ihm Tadel. In diesem conventionellen Sinne zeigt sich Tadel und Lob, so sehr es den Menschen auch beschämen, bezw. erleichtern mag, als das weniger wichtige, da es die eigentliche Persönlichkeit unverletzt läßt. Ein wünschenswertes Zubehör ist es für die Persönlichkeit, sich in den menschlichen Sitten der Convention zurechtzufinden und sich in den Salons recht zu bewegen. Notwendig zur Persönlichkeit ist es nicht, wohl erforderlich für den Gebildeten und Vornehmen.[2]) Man wird in der konventionellen Sitte nie über die Persönlichkeit aburteilen. Deshalb ich auch Tadel und Lob am wenigsten scharf ausgeprägt hier nenne. Nur falls der Betreffende gewissen Kreisen der Gesellschaft angehört, verlangt man von ihm, daß er diese oder jene Formen beherrsche. Wie man vom Bürger nicht die Formen des Adels fordert, so nicht bestimmte Formen von den sogen. Volks-

[1]) R. Ehering: „Der Zweck . . .“, S. 109.

[2]) Erstarrt zur absoluten, kalten Convention ist die Etiquette, die hier erwähnt sein mag. An fürstlichen Höfen kennt sie genau meistens nur der Zeremonienmeister. Da das feierliche Rituell mannigfache Schönheiten in sich birgt, wird es aufrecht gehalten, besonders in conservativen Kreisen, wie sie z. B. der englische Adel und Grundbesitz darstellt.

kreisen. Die Persönlichkeit als solche, die in ethischer Hinsicht fundiert ist, wird bei Verstößen gegen die Konvention nicht in Betracht gezogen, da eine Scheidewand zwischen ihr und der momentanen Handlung stets gemacht wird. Ein „ungehobelter Mensch" ist nicht schon ein „schlechter Mensch".

Neben diesen allgemeinen Gesellschaftsformen, welche durch die konventionelle Sitte ihr Lob, ihren Tadel verteilen, ohne die Persönlichkeit als solche anzutasten, stehen die Verbände. Der Einzelmensch kann sich zur Erreichung verschiedener Zwecke mit Gleichstehenden zusammenschließen jeweils in einem anderen dem einzelnen Zwecke entsprechenden Verband. So giebt es Turn-, Sport-, Studenten-, Soldatenvereine, Konsumgesellschaften, Aktiengesellschaften jeder Art usw. Die Bindung, welche der Einzelne beim Eintritt in einen solchen Verband eingeht, beruht auf Treu und Glauben, d. h. auf sein Ehrenwort oder auf Vertrag. Bricht er das, oft nur durch den Eintritt vollzogene, aber stillgegebene Wort, hält er den Vertrag nicht ein, so gilt er auch zugleich als „schlechter" Mensch. Seine Person als solche unterliegt dem Tadel, analog bei dem Lob. Er gilt als wortbrüchig und untreu, unehrenhaft und unverlässig.

Noch schärfer wird der Tadel bei den Verbänden, die ein Zugehören zu gewissen anderen Verbänden eo ipso ausschließen, manchmal sogar das ganze Eigenleben umpfangen. Als Beispiel sei genannt ein sozialistischer Verband, welcher seinen Mitgliedern nicht nur hilft in der Erreichung bestimmter politischer Ziele und wirtschaftlicher Vorteile, sondern auch das ganze Leben umspannt in Sport- und Wandergruppen, in literarischen, in künstlerischen und ethischen Zirkeln. Durch die Einbeziehung der verschiedenen Interessengebiete in den einzelnen Verband, wird der Einzelne vollständig in den Verband einbezogen, eine Teilnahme an anderen Verbänden unmöglich, aber auch unnötig gemacht. Vom Verbande aus wird zur Erreichung eines bestimmten Zweckes gemeinsames Vorgehen in dieser oder jener Richtung verordnet, wie z. B. Streik, Demonstration. Der Einzelne hat sich hier der Verbandsmacht zu fügen. Ein Streikbrecher wird nicht allein als untreu und schlecht bezeichnet, sondern auch als asozialer Mensch und Kriecher hingestellt werden. Der Verband kann nicht nur seine Ausscheidung aus dem Verband vollziehen, sondern ihn sogar aus der Stelle, die ihn vielleicht in besserer sittlicher Erkenntnis, in weiterem Scharfblick für die Ge-

samtheit, in tiefem Pflichtbewußtsein seines Standes veranlaßt hat, gegen seine Genossen zu handeln, entfernen.

Von dem Standpunkt des Verbandes, der Partei ist es ja vorteilhafter, den Gegner zugleich als „schlecht," die Anhänger, die Getreuen als die „Guten" hinzustellen. Ein solches Sehen durch die Verbandsbrille sucht bei den Gegnern und Anhängern eine Werttäuschung zu erzeugen. Man verkennt hier den eigentlich persönlichen Wert und setzt an seine Stelle die fremdgeformten.

Sobald es sich in der menschlichen Gesellschaft — Gesellschaft als weitester Begriff genommen, unter den alle Lebenden fallen — nicht um eine psychische Gemeinschaft oder um eine konventionelle Sitte handelt, ist die soziale Bewertung vom utilitaristischen Prinzip beherrscht. Die Nützlichkeitsthese ist auch, wo es sich um Volksgemeinschaft und gesellschaftliche Verbände handelt, die einzig richtige. Denn nur sie erschließt den Wert des einzelnen Mitgliedes, da ihr Bestehen und Vergehen von der Förderung oder Schädigung der Handlungen ihrer Mitglieder abhängig ist. Eine Gemeinschaft oder eine Gesellschaft kann nicht den loben, der selbst bei bester persönlicher Gesinnung, bei dem persönlich höchsten Wert sich gegen sie wendet. Sie würde sich selbst ihr Todesurteil sprechen. Von diesem sozialen Tadel und Lob kann man die utilitarische These verstehen. Diese wird erst falsch da, wo sie das Gute und Böse aus diesem Tadel und Lob ableiten will, denn die Persönlichkeitswerte (z. B. Gerechtigkeit, Güte, Keuschheit) stehen über den sozialen. Um erstere zu verwirklichen, kann eine Person letztere übergehen.

Ferner ist das soziale Lob, der soziale Tadel aufs schärfste zu verwerfen, wenn sein Inhalt eng verbunden ist mit Interessengleichheit, mit Parteilichkeit. Hier werden Werte nur anerkannt, nur abgelehnt, so sie für das gemeinsame Interesse von Nutzen, bezw. Schaden sind. Zugleich ist dies eine Verwechslung von sittlich Gut und Nutzen, sittlich Schlecht und Schaden. Es ist der Standpunkt des Pharisäers, der nur seine Parteigenossen würdigt, alle anderen aber verdammt. In vorwiegend ständig geordneten Gesellschaftsgebilden herrscht ein solcher Standpunkt vor, in welchem das einzelne Individuum vollständig hinter seinem sozialen Charakter zurücktritt,[1]) wo das Subjekt lediglich nach seiner sozialen Zugehörigkeit gewertet wird. Wie weit das Subjekt in ethischer Hinsicht in seine Gruppe verschwindet und den pharisäischen Blick gewinnt,

[1]) Vgl. A. Fischer; a. a. O. besonders S. 357.

der nur diese seine Gruppe als die höchststehende, beste ansieht, bleibt hier dahingestellt. In solchen Gebilden kann das Standesbewußtsein Abgrenzungen gegen die anderen Stände und Klassen hervorbringen, die geradezu religiös geweiht sind. Ich erinnere nur an das starke Kastenwesen in Indien und China, wo ein Kastenmitglied nicht sprechen darf mit dem Mitglied einer niederen Kaste, an das russische Popentum, das nur durch Heirat der verschiedenen Popenfamilien untereinander sich als Kaste abtrennt, in die kein anderer hineinkann.[1])

### c) Tadel und Lob in der individuellen Beurteilung.

Tadel und Lob meint im eigentlichen Sinne stets den Menschen. Wohl kann eine Menschengruppe über eine andere urteilen, letzthin trifft diese den Einzelmenschen. Das Werturteil über den Einzelmenschen, soweit er einer Gruppe zugerechnet wird, kann eine Aenderung erfahren, wenn man den Menschen als Menschen beurteilt. Dieser letzte Entscheid fordert eine Stellungnahme zum Wert des Individuums; und weil sich jede Gemeinschaft, jede Gesellschaft aus Individuen konstituiert, ist dies das wertvollste Urteil, denn mit dem Wert des Individuums wächst und sinkt der Wert der Sozietät. Durch die Vereinigung mehrerer Individuen zu einer gemeinsamen Gruppe kann der Verkehr zwischen ihnen einen Brauch, eine Sitte, ein neues Werthaltiges hervorbringen. Letzteres kann aber auch nur aus der Wertigkeit der Elemente herauswachsen. Deswegen es auch eine gute und schlechte Sitte gibt. Der Wertmaßstab für die Sitte ist, wie schon erwähnt, die Sittlichkeit, die sich nur an Personen zur Gegebenheit bringen läßt.[2]) Aus sittlich werthaltigen Individuen kann nur eine gute Sitte erwachsen, aus sittlich minderwertigen oder unwertigen eine schlechte. Der sittlich hochwertige Mensch, die Persönlichkeit ist also grundlegend für die Güte der Gemeinschaft. Tadel und Lob, welches stets nur den Menschen meint, muß also in der Beurteilung der Persönlichkeit ihr eigenstes Betätigungsfeld finden. Der Personwert, d. h. das, was das Individuum erst zur Person macht, muß gründen in dem dem Menschen Eigensten. Dies sind nicht die Ich-Werte, wie Gesundheit, Angenehmes usw., welche der Mensch mit allen Lebewesen gemein hat, ist nicht seine psycho-physische Existenz, die im biologischen

[1]) Vgl. G. Simmel: a. a. O. besonders S. 503.

[2]) Auch der Sprachgebrauch kennt keine sittlichen Sachen.

Lichte gesehen als die ärmste alles Lebendigen erscheint, nur um seiner Geistseele willen kann der Mensch die „Krone der Schöpfung“ genannt werden. Denn diese schafft die geistigen oder kulturellen Werte.

Tadel und Lob über seine geistig schöpferische Tätigkeit erfährt der Mensch mannigfach, wie wir schon gelegentlich der Erörterung von Historik und Kunst sahen. Aber weit entfaltete intellektuelle Fähigkeiten in Wissenschaft und Kunst, schöpferisch tätige Kräfte des spekulativen Denkens und aus reichen Gemütstiefen sprudelnde Quellen künstlerischen Schaffens zeigen uns zwar einen gut intellektuell oder gemütvoll veranlagten Menschen, der mit großem Fleiß seine Anlagen zu entsprechender Höhe entwickelt hat, gibt uns aber nicht die Persönlichkeit. Wohl kann die Ausbildung der naturgeschenkten Kräfte und der mühende Fleiß zur Entfaltung dieser gelobt bezw. der Mangel des Fleißes und die Verkümmerung der Anlagen getadelt werden. Persönlichkeit aber gründet in dem, welches sich der Mensch, jeder Mensch, ob er intellektuell oder im Gemüte von Natur beschenkt ist oder nicht, an sich erkämpfen und erringen muß, die Herrschaft seiner Geistseele über die Materie, sowohl über die seines eigenen Ichs, wie über die der Außenwelt; das geistige Prinzip soll er an sich herausmeißeln und feilen, das unabhängig vom Wandel alles Vergänglichen objektiv unveränderlich gegeben ist, das Denken und Fühlen, Wollen und Handeln, Wahrnehmen und Stellungnehmen leitet, die sittliche Güte. Schätzen wir doch manchmal Personen ihrer Wissenschaft, ihres Forschens wegen, ohne in ihnen Persönlichkeiten zu sehen. Analoges beobachten wir an Künstlern. So bleibt nur der sittliche Wert, welcher den Menschen zur Persönlichkeit macht. Neben dem religiösen Wert, welcher die Menschen über sich hinausweist in eine höhere, übernatürliche Welt, sehen wir in dem Sittlichen den höchsten Wert. Entschuldigen wir doch manchmal das Fehlen der Schönheit, den Mangel großer Kenntnisse und reichen Wissens mit der Bemerkung: er ist aber ein guter Mensch, er hat ein goldenes Herz. Schätzen wir doch in den klaren Kinderaugen die Seelenreinheit und Unschuld.

Zur Persönlichkeit aber ist es den Menschen erforderlich, rationale[1]) Bildung zu haben. Wohl kann der Mensch durch gewöhnende Erziehung an bestimmte Stellungnahmen gebunden

[1]) „Rationale“ nicht im gewöhnlichen Sinne. Es steht im Sinne von erzogener Vernunft.

werden und im späteren Leben die gewohnheitsmässig erlernte Haltung einnehmen, sodass sein Tun und Handeln sittlich wertvoll ist, aber Persönlichkeit braucht er deswegen nicht zu sein. Es steht sogar zu befürchten, dass er bei vollständiger Aenderung des Milieus, der Umgebung und der seelischen Haltung, aus der Gewohnheitsbahn gerät, in der Verwirrung dann Unwerte setzt. Eine sittlich werthaltige Person setzt Wertekenntnis voraus, die Persönlichkeit handelt um des Wertgehaltes willen, den sie in früherer Wertsicht gewonnen, setzt ihre Handlungen mit dem Bewusstsein der Werthaftigkeit selbsttätig und unabhängig, frei von äusseren Hindernissen und inneren Hemmungen.

Persönlichkeit kann man somit einen Menschen nennen, der sich mittels seiner rationalen Gaben, die ausgebildet eben schärfere Unterscheidungen ermöglichen, Werte erarbeitet hat und um des Wertgehaltes willen handelt im freien Selbstentschluss. Mit der feineren Unterscheidung des Denkens wird er auch die Nuance der Werte genau kennen lernen. Dies ist der Grund, daß intellektuell Hochstehende empfindlichere Sittlichkeitsbegriffe haben, daß man bei ihnen eine grössere Verantwortung voraussetzt. So kann ein geistig Geweckter schon dort Werte sehen, wo die Masse noch neutral fühlt. In diesem Falle wäre er verpflichtet, diese Werte zu beachten, sie nicht zu übergehen. Ein gewohnheitsmässig anerzogenes Verhalten kann später bei Ausbildung der Geisteskräfte auch in ein sittliches übergehen, wenn die rationalen Fähigkeiten so gereift sind, daß der Wert klar erkannt wird, das Handeln nicht dann aus Gewohnheit, sondern um des Wertgehaltes willen vollzogen wird.

Tadel und Lob wird sich bei der Persönlichkeitsbeurteilung richten müssen nach der Ausbildung der rationalen Fähigkeiten und dem Personwillen. Denn wer trotz guter Geistesentwicklung bei normaler Veranlagung in der sittlichen Auffassung zurückbleibt, ist dies Schuld seines Willens. Ohne Mühe, ohne Willen ist keine Sittlichkeit zu erreichen. Tadelnswert erscheint so jede Haltung, die es lediglich an dem Willen mangeln lässt, die sich aus ihrem „bürgerlichen“ Schlaf nicht aufrütteln lässt. Gesinnung und Tun darf nicht erzwungen oder gewohnheitsmässig erlernt sein, sondern muss frei willentlich da bezw. gesetzt sein, um sittlich genannt werden zu können. Eine Gesinnung kann auch dann als gute gelobt werden, wenn es nicht zu einem Handeln kommt, oder

dies aus äusseren oder inneren Hemmnissen nicht möglich ist. Sie ist aber tadelnswert, trotzdem die Handlung eine sittlich gute ist, wenn sie (die Gesinnung nämlich) mit diesem Tun nicht Werte, sondern unter dem Scheine der sittlichen Güte, Vorteile, Einfluss, Gunst erzielt z. B. Lebensrettung der Rettungsmedaille, der Belohnung, des Ruhmes wegen.

Sind aber die rationalen Kräfte bei geistig kranken Menschen für die Wertesicht nicht bildbar oder anormal, so wird sich Tadel und Lob für diese Personen, die es jetzt bezw. nie zu einer sittlichen Persönlichkeit bringen, auf die Beurteilung des Willens beschränken, der sich müht der Sittlichkeit zu entsprechen. Das Streben und Wollen des Guten ist hier schon lobenswert, ohne die tieferen Motive, sei es Belohnung, sei es Furcht, näher zu berücksichtigen. Erst mit der Entwickluug des Denkvermögens und Ausbildung des Wertsehens ist echte sittliche Beurteilung möglich.

### 2. Kapitel.

## Das Wesen des sittlichen Wertes und seine Begründung.

Ehe wir in unserer Untersuchung über Tadel und Lob weiterschreiten, ist es wohl eine Notwendigkeit, den sittlichen Wert, welcher im eigentlichen Feld, der persönlichen Beurteilung allem Tadel und Lob zugrunde liegt, nach seinem Wesen zu untersuchen und in seiner Begründung aufzuweisen, was im folgenden in aller Kürze geschehen soll[1]).

Unter den höchsten geistigen Werten haben wir den sittlichen Wert gefunden, koordiniert dem Wahren und Schönen und ihnen gleichwertig. Psychologisch kann sogar die Sittlichkeit die Pflege der Erkenntnis- und Schönheitswerte anregen, sodaß die Güter: Wissenschaft und Kunst aus sittlichem Pflichtbewußtsein geboren sind. Hiermit stimmt auch unsere frühere[2]) Behauptung überein: daß der sittliche Wert niemals mit dem Wahren oder Schönen in Widerstreit geraten kann, da keine echte Wissenschaft, keine echte Kunst unsittlich sein kann.

Wie das Wahre und Schöne ist auch das Gute ein Eigenwert. Er ist in sich selbst wertvoll. Realität gewinnt er nur bei Personen. Nicht das leibliche Sein der Person wird hier Träger des

[1]) Eine grössere Ausführung wäre Aufgabe der Ethik. Hier nur ein Ueberblick über die Hauptrichtungen.

[2]) Vgl. von dieser Arbeit S. 73.

Wertes, sondern dieser ist eine Qualität des Geistes der Person. An ihn kommt er uns, wie wir vorhin sahen, in der Gesinnung und Willensrichtung zur Gegebenheit. Der sittliche Wert hat die Sondereigenschaft ein normativer zu sein, er fordert die Person auf, den Wert zu verwirklichen. Nicht dieses in ihm lebende Gebot und Sollen ist der Grund des Guten, sondern das Gute ist eben gefordert, weil es seinem objektiven Wertgehalt nach gut ist. Denn alles Sollen wurzelt in einem Wert, nicht umgekehrt der Wert in einem Sollen.

Kants Satz: „Du kannst, denn du sollst!“ [2]) wird uns nie zur Freiheit führen im Sinne des kritizistischen Denkers. Nach ihm sei das Handeln eben nur nötig, weil es geboten ist, also ein Tun um des Sollens willen. Im Sinne Max Schelers [3]) kann dieser Satz aber auch nicht verstanden werden. Sein Gedankengang läuft dahin, dass diese Worte nur soviel bedeuten: es wäre ein Gebot unsinnig, das ausserhalb unseres Könnensbereiches läge. Daß man nicht tun kann, was man mit seinen Kräften nicht vermag, ist mir auch klar. Für mich bezeichnet dieser Satz aber soviel wie: du hast mit deinen rationalen Fähigkeiten Einsicht in den sittlichen Wert genommen, welchen du jetzt nach der Kenntnisnahme auch realisieren bezw. anstreben mußt. Es wäre sittliche Schuld, wenn der eingesehene Wert nicht verwirklicht wird aus Bequemlichkeit oder Willenlosigkeit, aus gesellschaftlicher Rücksicht oder Menschenfurcht.

Der Wert ist das Primäre, er gibt dem Sollen erst seinen Inhalt. Die Pflicht, das Wirklichkeit fordernde Sollen ist abgeleitet vom Werte, ist eine vom Werte, eine von aussen herankommende Forderung an mich. Wenn der Wert deutlich erfaßt ist, so liegt die Forderung klar vor, sich in bestimmter Weise zu verhalten. Wer die Fülle des materialen Wertes erfaßt hat, fundiert die Forderung des Handelns. Ein stärkeres Erleben dieser Forderung liegt vor, wenn wir uns dagegen wehren. Es wäre ja Hochmut, sich gegen dieses Wertsollen aufzulehnen, aber doch psychologisch verständlich. Mit dem Namen „Pflicht“ bezeichnen wir das richtige Verhalten bei solchem Zwiespalt. Was ich bei der Pflicht als das Sollende erlebe, ist um seines Wertgehaltes willen das Sollende und somit das Gute, das sich in dieser Forderung, in diesem Sollen als Wert kund gibt, ohne den sittlichen

---

[2]) J. Kant: *„Kritik der praktischen Vernunft“*, § 6.

[3]) M. Scheler: *„Der Formalismus . . .“* S. 243.

Wert zu verlieren, weil es gesollt wird. Scheler irrt, wenn er schreibt: „Gehört es zum Wesen des Guten, ein auch im Sinne des Pflichtsollens „Gesolltes“ zu sein, und besteht es eben hierin — so müsste ja das Gute, indem es verwirklicht wird, auch geradezu aufhören das Gute zu sein und ein sittlich Indifferentes werden“ [1]). Während ich sonst bei dem Werterblicken bereitwillig den Wert auch verwirkliche und die richtige Stellung zu ihm einnehme, erlebe ich bei der Auflehnung gewisser Neigungen in mir erst die Stärke der Wertforderung. Wenn ich diesem Sollen des Wertes trotz der andersweisenden Neigungen und Wünsche folge, verliert der Wert doch nicht an Wert, vielleicht gewinnt er noch. Das Freigewollte der Sittlichkeit faßt Scheler zu ideal auf; im irdischen Menschen leben noch Kräfte, die in andere Richtung drängen, während im Bewußtsein ein Etwas liegt, das auf ein Seinsollen des Wertes hinweist.

Von einem bestimmten Werte erfährt das Sollen erst seine Berechtigung, von einem Unwerte das Nichtsollen. Ohne Wert bezw. Unwert gibt es so kein Sollen bezw. Nichtsollen. Ein formales Sollen im Sinne Kant's scheidet in der Ethik aus, ein bestimmter materialer Wert kann erst eine Forderung an den Menschen stellen. Dieser erzwingt aber dann normativ von jedem Menschen, der seinen Wertgehalt erfährt, eine bestimmte Stellungnahme. Wird diese vom Menschen nicht gesetzt, d. h. verwirklicht er den positiven Wert nicht, entfernt er den negativen Wert, den Unwert nicht, realisiert er den Unwert statt den Wert, welches ihm vollständig als dem mit freiem Willen begabten Wesen überlassen ist und in welcher Entscheidung er von keinem beeinflußt zu werden braucht, streng sittlich nicht beeinflußt werden darf, so ist seine Wertantwort unwertig, so sie sich auf sittliche Werte bezw. Unwerte bezog unsittlich. Verwirklicht er den Wert, zieht er den Wert dem Umwert vor und vernichtet er den Unwert, so trägt sein Handeln Wert, so es sich auf sittliche Werte bezw. Unwerte erstreckt, ist es sittlich.

Der sittliche Wert schließt somit neben seiner normativen Beschaffenheit eine einsichtsvolle, die Werte erfassende und frei sich entscheidende Person, während der Wert selbst sich zweidimensional zeigt als sittlich Gutes oder sittlich Schlechtes.

Da aber alles Wertvolle für den Willen einer Person den Charakter der Zielsetzung annimmt, so auch das Sittliche. Die Lehre

[1]) *„Der Formalismus. . .“*: S. 214.

vom Sittlichen, die Ethik wird so eine Lehre von Zielen für das menschliche Wollen. Die Erreichung dieser Ziele vollendet die Werthaltigkeit des Individuums und schafft aus ihm die Persönlichkeit, welche in dem Gehorsam gegen das Reich der Werte ihre Aufgabe erfüllt, letzthin gegen die Einheit der Werte, gegen das Urgute, gegen die reinste geistige und wertvollste Persönlichkeit, gegen das Wesen, das wir Gott heißen. Dieses höchste Wesen, in welchem der sittliche Wert seine Vollendung findet nnd vollkommen erfüllt wird, kann nur eine Person sein, da, wie wir gesehen, der Wert überhaupt und vor allem der sittliche Wert sich nur bei Personen zur Gegebenheit bringen läßt. Nur eine höchste, d. h. über alle Personen hinausragende Persönlichkeit kann so normativ verpflichten, wie es in den sittlichen Werten geschieht. Die letzte metaphysische Begründung wird im Monismus und Pantheismus, welche das letzte Absolute nicht Person sein lassen, aufgehoben. Dies zeigt sich in beiden genannten Bestrebungen besonders in der Aufhebung des realen Unterschiedes zwischen Relativem und Absolutem, denn das göttlichabsolute Wesen wird selbst ins Relative gezogen und zu einem stets sich entwickelnden oder sich manifestierenden immanenten Wesen gemacht. Es besteht nach ihnen also kein Absolutes, an dem sich der Wert eben als Wert oder Unwert ausweist.

Neben dieser theistisch-teleologischen Begründung und den schon erwähnten formalen Imperativ Kant's, der in neuester Zeit von Scheler als unhaltbar erwiesen und durch die materiale Wertethik abgelehnt wurde, hat der sittliche Wert noch mannigfache Begründung gefunden, in dem man Beschaffenheiten der menschlichen Seele oder Bedürfnisse, die aus dem Zusammenleben der Menschen herauswachsen, absoluten normierenden Wert beilegt.

Der erkenntnistheoretische Skeptizismus, der an der Möglichkeit des Erkennens objektiver Sachverhalte zweifelt, muß als Moralskeptizismus ebenso die objektiven sittlichen Werte in Frage stellen. Den Skeptizismus zu wiederlegen, ist Aufgabe der Erkenntnislehre. Hier sei nur erwähnt, wenn man keine Werte sieht oder bei der Wertesicht an ihrem Sein dennoch zweifelt, kann man auch keine Werte verwirklichen.

Andere Denker glauben das Sittliche von mannigfachen individuellen und sozialen Umständen abhängig zu machen, die nur relativ gelten können. So will die naturalistisch-biologistische Form die sittlichen Anschauungen mit der biologischen Entwicklungslehre stets

höher und höher steigen lassen. Auf jeder Stufe bleibt aber der Wert relativ. Andere identifizieren den objektiven Wert mit der subjektiven Wertung und sehen in den logischen wie ethischen Anschauungen eine Wertung, die nur für bestimmte organisierte Wesen (Anthropismus) Geltung haben kann. Ja, man läßt mit der Umschichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse die ethischen Werte wechseln. Herbert Spencer unterschied so eine Kriegs- und Friedensgesellschaft und nach diesen verschiedenen Gesellschaftsformen auch eine Kriegs- und Friedens-Moral (Humanitätsideal). Im analogen Sinne sprach Karl Marx von einer Klassenmoral.

Etwas Wahrheit ist in diesem Denken immerhin verborgen. Denn historisch gesehen, sind die Werturteile der Menschen mannigfach verschieden. Es ist aber auch richtig, daß die menschliche Erkenntnis im Aufstieg begriffen ist und mit dem Wachsen der sittlichen Einsicht differenzieren sich die sittlichen Anschauungen, die im Grunde und in ihrem Kern gleich bleiben. Tiefe Denker können dadurch, wie schon erwähnt,[1]) einen sittlichen Wert erkennen, wo die große Masse, die in ihrer Schwere nur langsam fortschreitet, nur ein indifferentes Sein erblickt. Hierüber schreibt Scheler in seinem Aufsatz: „Zur Rehabilitierung der Tugend“:[2]) „Es ist nicht die Pflicht und ihr Tun, was adelt — wie die Kantische, kurzsichtige Ethik meint — sondern „Noblesse oblige“: es ist der ursprüngliche Adel der Menschen, der ihnen ganz verschiedene Spannweiten von möglichen Pflichten setzt, durch die sie an die sittliche Welt in ganz verschiedenem Maße gekettet und für sie bedeutsam sind.“

Hieraus kann man aber nicht auf einen berechtigten Skeptizismus, Evolutionismus und Relativismus schließen. Wie man aus der Tatsache des Irrtums nicht auf die Unmöglichkeit der Erkenntnis schließen darf, so ist es ebenso vermessen, von der falschen sittlichen Wertung aus die Erkenntnis von objektiv Sittlichem zu leugnen. Der absolute Skeptizismus hebt sich geradezu selbst auf, da er als objektive Wahrheit proklamiert, man könne keine Werte sehen und erkennen.

Der Evolutionismus spricht nur von der Entwicklung des sittlichen Bewußtseins, ohne etwas über den Wert auszusagen. Am Ende der Entwicklung soll das Absolute stehen. Von diesem Gut, diesem Endziel aus erscheinen nach Hegel, Spencer, Marx alle Werte

[1]) Siehe v. d. Arbeit S. 90.

[2]) *„Abhandlungen und Aufsätze“* Bd. I, Lpzg. 1915, S. 307.

als relative. Auch uns sind die Werte gemessen am Absoluten alle relativ; für uns besteht aber zum Unterschied von ihnen, welche den absoluten Wert erst am Ende der Entwicklung stehen lassen, der absolute höchste Wert jetzt schon und wir können uns von ihm in unserem denkendem Bewußtsein Rechenschaft geben.

Obwohl alle Völker zu allen Zeiten in den obersten und allgemeinsten sittlichen Anschauungen und Unterscheidungen (Gut-Böse) übereinstimmen, wie es von zahlreichen Forschern bestätigt wird, kann nicht bestritten werden, daß zahlreiche Mängel in der Erkenntnis des sittlichen Wertes bestanden haben und bestehen, veranlaßt durch die nur allmähliche, stets schwierige Ausbildung des menschlichen Denkens. Diese Irrungen haben oft in abergläubischen oder falschen religiösen Anschauungen ihren Grund, so z. B. das Menschenopfer. Bei denen aber, die es darbrachten, war es ein tiefer Glaube, daß, um von der Gottheit hohe Wünsche zu erlangen, man auch ein großes Opfer bringen müßte. In diesem Sinne gab Agamemnon Ephigenie der Göttin. Hätte sich aber ein Vater hier sich eines ihm unwillfährigen Kindes entledigen wollen, so hätte man auch dies als gemeinen Mord bezeichnet. Als Beweis mag gelten hierfür, daß der Gottheit nur die besten und tapfersten Jünglinge, die keuschen und schönsten Jungfrauen geschenkt wurden.

Ferner muß gegen den Evolutionismus geltend gemacht werden, daß sie dem Menschen sein Zielgut, sein persönliches Lebensziel nimmt, da er ihn zu einem bloßen Gliede einer Entwicklung herabwürdigt. Es muß ein absolutes ethisches Ideal geben, dem sich anzugleichen, stets praktisch ethische Aufgabe bleibt.

Gründet denn der sittliche Wert in dem, was Lust, Glück und Nutzen fördert? Der Gedanke dieser Fundierung kehrt im Laufe der Geschichte in den mannigfachsten Wendungen wieder. Als Sinn des Lebens sucht man bald eine persönliche Lust (Hedonismus, Aristipp, Holbach), bald ein Streben nach Erfüllung des wohlverstandenen Interesses (Th. Hobbes, M. Stirner); dann ist es eine heitere Philosophie, die sinnliche und geistige Genüsse ausgleicht (Epikur), ein Genießen der geistigen Individualität (Hegel) oder ein diesseitiger Lebensgenuß (ethischer Materialismus). Besser Gesinnte glauben diesen subjektiven Eudämonismus, dessen Mängel und Unzulänglichkeiten sie sehen, durch eine Flucht ins Soziale zu überwinden. Für sie ist das größtmögliche Glück der größtmöglichsten Anzahl das sittliche Zielgut (selfish system, J. Bentham, J. St. Mill).

Das Glücksstreben ist ohne Zweifel ein tiefer Seelenzug des Menschen, aber es ist schon psychologisch unrichtig, auf dieses das menschliche Wollen einzustellen. Denn jemehr man die Aufmerksamkeit auf sein eigenes Ich lenkt, umsoweniger wird man wertsichtig. Die Haltung, die man die egoistische nennt, will nur das für die Person gewinnen, was ihrer momentanen Lage das Beste scheint. Der Egoist blickt nicht auf die Werte, sondern die Dinge selbst sind für ihn das Wichtigste. Wenn Scheler schreibt: „Der Egoist ist durchaus auf Sachen und auf Werte von Sachen gerichtet — nicht etwa auf sein Ich und seine Gefühlszustände,“[1]) so bedeutet das soviel: die Dinge werden nur in dem Werte erlebt, welcher Beziehung zum Subjekt hat, sei es als brauchbar, sei es als lustvoll oder angenehm. Ihm ist es nicht um den Wert als solchen zu tun, sondern nur darum, daß der Vorteil oder Nutznießung empfängt; kurz „der Wert, daß er (selbst) der Träger der Werte sei, wird für ihn der Auswahlgesichtspunkt, nachdem sein Fühlen alle möglichen Werte . . . auswählt.“[2]) Er selbst möchte gut sein. Letzthin muß aus solcher Haltung der Hochmut und Pharisäismus geboren werden.

Umso unzufriedener der Mensch mit sich selbst ist, umso „unglücklicher“ er selber sich hält, desto eher wird bei ihm ein Streben nach Lust einsetzen. Je größer die seelische Zerrissenheit, je stärker die Haltlosigkeit des Menschen wird, umsomehr weicht die Sehnsucht nach Glücklichkeit, die nicht mehr erreichbar scheint, dem Begehren nach Lust. Die peripherische Schicht, die sinnlichen Gefühle, die leichter erregbar sind, soll das zentrale Ich überströmen und zufrieden stellen.[3]) [4])

Die Lust kann so kaum das Glück des Menschen darstellen und sicher nicht das Fundament des sittlichen Wertes und der Persönlichkeit abgeben. Das Glück muß vielmehr als Begleitsymptom bestimmter Handlungen, als inneres Befriedigtsein gewissen Tuens auf-

---

[1]) *„Der Formalismus“* . . . S. 250.

[2]) Ebenda. [3]) Ebenda S. 358.

[4]) Die christliche Lehre vom Fegfeuer, welches den Gerechten noch reinigen soll von sittlichen Schlacken, ist hier sehr tiefgehend. Der Mensch, der noch nach Lust hascht, muß zuerst zu wahrem Glückseligkeitsstreben geläutert werden, die peripherische Lusteinstellung muß zur zentralen geistigen Glückseligkeit umgewandelt werden, ehe er sich im Geiste Gottes freuen kann. Es muß eine Vergeistigung eintreten, ehe der Erdenwohner das Himmelreich zu schauen und seinen Frieden zu fassen vermag.

gefaßt werden. Sittlichkeit ist Handeln rein um des Wertgehaltes willen, freies Wertsetzen ohne jede Rücksicht auf das eigene Ich. Das Glückempfinden ist ein subjektives Zustandsgefühl, das erst wertvoll wird, so es sich an einem Werte als gut ausweist. Der Wert des Heroischen würde nie dem nach Glück und Nutzen Jagenden eigen; echtes Glück bleibt also Folgeerscheinung eines sittlich wertigen Handelns, wie Aristoteles[1]) und mit ihm Thomas von Aquin[2]) schon gesehen, und ist nicht das Ziel.

Für den Sozialeudämonismus, bei dem letzthin das Glück der Einzelnen wieder maßgebend bleibt, gelten die gleichen Einwände.

Der sittliche Wert wird dann noch gegründet in einer reinen Personalethik. Schon Plato zeigt eine energistische Auffassung, wenn er den höchsten Wert in einem harmonischen Ausgleich der drei Seelenkräfte sucht. Aristoteles erhob die objektive Vollendung der menschlichen Wesensanlage sowohl nach ihrer individuellen wie sozialen Seite zu ethischem Prinzip. Die Stoa beschliesst den antiken Energismus mit der Forderung nach einem naturgemäßen Leben, das sich ganz und ergeben in den Naturlauf fügen soll. Die Hochscholastik verchristlicht den aristotelischen Gedanken. Ueber Shaftesbury erscheint uns in der Monadenlehre Leibnizens, im Vernunftutilitarismus Christ. Wolffs, in der universalistischen Philosophie des deutschen Idealismus bei Fichte, Hegel, Schleiermacher, monistisch begründet bei Fr. Paulsen, der Energismus, der stets mit einer Metaphysik zur Erklärung vom Sinn des Seins und Lebens verbunden ist.

Eine blosse Nutzethik überwunden, das Handeln wieder unter Werte und Normen geordnet, den absoluten Wert metaphysisch zu gründen gesucht zu haben, ist das Verdienst dieser Richtung. Dieses Prinzip vermeidet es, die Lust mit Kant als wertlos anzusehen, sie lässt diese nur als Folge des Wertes eintreten.

Aber aus schon angegebenen Gründen[3]) glauben wir keinen Verzicht leisten zu können auf die absolute Wertvollendung in einer Persönlichkeit. Wenn die Entwicklung des Werthaften nicht mehr frei gewollt wird, sondern nur noch die notwendige Entfaltung des Menschenwesens ist, wie der ethische Pantheismus will, ist dies nicht mehr Sittlichkeit. Der sittliche Wert selbst wird zu einem

[1]) Nik. Eth. X, 7; 1177 a, 23; I, 11; 1100 b.

[2]) Sum. c. gent. III, c. 26; Sum. theol. I, II, q. 3 a 4.

[3]) Vgl. von dieser Arbeit S. 95,

Sachwert gemacht, da als Träger ein unpersönliches Absolutes gewählt wird. In Hegels omnipotentem Staat findet das Individuum keinen Raum mehr für sittliche Selbstentfaltung, es wird gleichsam als „Akzidenz der allgemeinen Substanz" vom Staate verschlungen. Wundts „Kulturfortschritt", der als Begriff, wie er selbst sagt [1]), der individuellen Entwicklung entnommen ist, „um durch die Auffindung eines solchen (Begriffes) . . . der vorgefassten Idee eines transzendenten Zweckes zu Hilfe zu kommen", macht die Kulturentwicklung selbst absolut und die Persönlichkeit nur zu einem kulturfördernden Mittel. Kultur ist aber nie Eigenwert, da es viel Indifferentes in ihr, wie auch trotz wissenschaftlicher und künstlerischer Höhe viel Unsittliches in ihr geben kann; sie ist ein abgeleiteter Wert, d. h. sie hat Wert, insofern sie sich als Wert an einem Eigenwert ausweist, dieser wäre das Sittliche. Kultur, die erst ihren Wert vom sittlichen Wert nimmt, kann nie ihn so begründen, das wäre eine petitio principii.

Der neuere Personalismus, wie ihn Theodor Lipps gestaltet, kommt unserer Auffassung sehr nahe. Nach ihm ist „vollkommene sittliche Gesinnung" die höchste Lebendigkeit und das volle natürliche Gleichgewicht aller möglichen menschlichen Zwecke, ein Gleichgewicht in dem Sinne, daß jedes Motiv, dem ein höherer objektiver Wert zukommt, von selbst, oder mit Selbstverständlichkeit sich überordnet jedem anderen von niedrigem objektivem Werte" [2]). Die Forderung: „Sich selbst treu zu bleiben" [3]), ist nur eine Konsequenz. Lipps hat leider die letzte metaphysische Begründung nicht gesucht. Er schliesst seine Ethik mit dem Bekenntnis des Zusammenhangs von Ethik und Religion. Diese Begründung für den absolut höchsten Wert, die „absolut reichste Persönlichkeit" hätte ihn konsequent zu einer theistischen Begründung führen müssen.

William Sterns „funktionelle Richtungs-Teleologie" trägt besonderen Wert, da durch diese „das Tun der Person auf Verwirklichung von Zwecken eingestellt ist" [4]). Wert wird mit Sein in dem von uns beschriebenen Sinne miteinander verbunden. Ebenso findet seine Persondefinition unsere Anerkennung, nach der Person „eine reale, eigenartige und eigenwertige Einheit bildet . . . und als

---

[1]) *„System der Philosophie"*. Bd, II, S. 212, III. Aufl., Leipzig 1907.
[2]) *„Die ethischen Grundfragen"*, Leipzig 1899, S. 131.
[3]) Ebenda S. 134.
[4]) *„Die menschliche Persönlichkeit"*, Leipzig 1918, S. 268.

solche . . . eine einheitliche zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt“[1]). Doch seine panpsychistische Begründung fordert Ablehnung, da die Gleichsetzung des Alls mit der Gottperson Gott den persönlichen Charakter nimmt, das endliche Sein jetzt unendlich wird; ferner die Uebertragung des Bewusstseins auf Tiere und Pflanzen trotz der in „sich organisierenden Plastizität.“ Stern glaubt sich als Gedankenvollender von Spinoza-Schelling-Fechner mit seinem „psycho-physischen Parallelismus“ und erklärt mit dem Fechner'schen Beispiel der Konkavität und Konvexität[2]) die beiden Erscheinungsformen desselben Seienden. Mit dieser Ineinanderstellung von All und Person nimmt er den Menschen den absolut sittlichen Persönlichkeitswert, weil die Allperson in seinem Sinne keine Persönlichkeit sein kann, zerschlägt er das Ideal[3]), an dem sich der Wert als Wert ausweisen muß.

M. Scheler betont mit Recht die Individualität und Unersetzlichkeit der sittlichen Persönlichkeit. So richtig seine Kritik auch an Kant ist, so fehlt doch der Ablehnung des Zweckgedankens die Berechtigung. Die Ethik wird durch den teleologischen Gedanken nicht „herabgewürdigt . . . zu bloß technischen Werten[4]), eine materiale Ethik wird dadurch nicht „von vornherein verwerflich[5]). Das immanente Streben zur Wesensvollendung, zum Endzweck ist nicht gleich zu setzen dem vulgären Zweck des Nutzens, des Erfolges oder der Leistung. Die höchste Vollendung der sittlichen Person liegt in dem Zielpunkte ihres Wesens, in ihr selbst und wird deshalb nicht Sachwert, sondern bleibt Personwert, höchster Personwert. Das lebendige individuelle Eigenwesen, in welchem das tiefste Selbst seinen Träger hat, findet hier seine ihm eigene Ausgestaltung. Scheler gegenüber muss betont werden, dass der Gottesgedanke nicht Ausgang, sondern der Endpunkt des sittlichen Denkens ist. Wir können Gott erschliessen einmal aus den menschlichen, unvollendeten sittlichen Anlagen, die ihren Wertcharakter erst aus

---

[1]) *„Person und Sache“*, Leipzig 1918, S. 268.

[2]) Ebenda S. 198.

[3]) Von den beiden „Konvergenzfaktoren“ der Vorwelt und Umwelt (Vererbung und Erwerbung) und von der „Wirkungsrichtung“ des Innen- und Aussenfaktors sei hier einer weiteren Erörterung nicht stattgegeben. Das tatsächliche Zusammentreten der beiderseitigen Faktoren soll letzthin das Verhältnis von Mensch und Kosmos erklären, das in seiner letzten Ausdeutung panlogistisch gedeutet wird. Siehe hierzu „Die menschliche Persönlichkeit“, S. 102 ff.

[4]) M. Scheler: *„Der Formalismus . . .“*, S. 5 f.

[5]) Ebenda S. 25 f.

dem Absoluten ableiten, und aus der Norm der Werte. Als philosophisches System schliesst der Gottesgedanke die Ethik ab, nicht das sittliche Verhalten. Das übernatürliche Gebiet, welches den Gottesgedanken primär trägt, wird durch Scheler in zu nahe Beziehung zum natürlichen menschlichen Verhalten gesetzt.

Wenn sittliche Vollendung menschliche Lebensaufgabe ist, bezeichnet dies eine subjektive Forderung, die durch Hineinformen der Eigenperson in objektive Werte erst möglich wird. Persönlichkeitsvollendung ist somit ein objektives Ziel sittlicher Lebensaufgabe. Dieses Hingegebensein zur eigenen Selbstvollendung ist keine egoistische Selbstliebe [6]), sondern Liebe zu Werten, die objektiv wirklich sind die gründen in der absoluten, höchsten Persönlichkeit, der anzugleichen die Hauptaufgabe des Menschenlebens bleibt. Der Dienst im Reiche der Werte, der Gehorsam zu den objektiven Werten ist letzthin Gottesdienst, da ja in Gott alle Werte ihre Vollkommenheit, Vollendung und Wertfülle finden.

---

[6]) Siehe S. 98 f. dieser Arbeit.

# Tadel und Lob als pädagogische Werte.

Von Wilhelm Gerhard Schuwerack, M. Gladbach.

## I. Abschnitt.

## Tadel und Lob als allgemeine Bildungsmittel.

Jedes Lob, jeder Tadel faßt einen Wert in sich, dem zugestimmt, bezw. der abgelehnt wird von einem wertsichtigen Subjekt, welches dem Werte und der in ihren Gesinnungen und Handlungen wertsetzenden Person gegenübersteht. Eine solche Beurteilung geht aus von einem Dritten, von einem Zuschauer, der rein rezeptiv den Wert an dem Gegebenen (Gesinnung, Handlung, Zustand) auffaßt, diesen mit dem objektiven Werte vergleicht und aus der gefundenen Verschiedenheit des gegebenen Wertes gegenüber dem objektiven Werte sein Urteil bildet.[1]) Das Urteil erhält durch die Werteinsicht des urteilenden Subjektes eine bestimmte Nüance, welche Modulation eben durch die Werttiefe und Qualität der persönlichen Güte des Subjektes bedingt ist. Ist ein so bestimmtes Werturteil auch unbeteiligt an den Akten, denen Tadel und Lob zugesprochen wird, verhält es sich auch passiv zu dem beurteilten Tatbestand, so kann es doch bei der passiven Anerkennung oder Verurteilung in manchen Fällen einen aktiven Charakter annehmen. Im bisher Erwähnten ist Tadel und Lob lediglich ein Werturteil und, abgesehen von der bloßen Billigung und Mißbilligung des anhaftenden Wertes, ist uns nicht mehr bewußt geworden. Und doch finden wir in unserem Bewußtsein noch Wertaussagen, die sich mit der Beurteilung nicht begnügen, sondern deren Streben dahin geht, das beurteilte Subjekt anzuspornen, den erworbenen Wert zu halten, noch eine größere Wertfülle zu erstreben, bezw. von dem erzielten Unwert zu lassen und sich der positiven Wertseite zuzuwenden. Das aktive Merkmal in Tadel und Lob will Aktivität wecken in dem Beurteilten, es wendet sich an die „guten Seiten" des Subjektes, objektive Werte zu verwirklichen, Unwerte zu vernichten. In diesem Werte fordernden Tadel und Lob liegt so ein erzieherisches Moment, welches dem Subjekt den Unwert besonders aufweist, zugleich aber bestrebt ist, im Tadel den zu verwirklichenden Wert zu zeigen, im Lob auf den

[1]) Für die philosophische Begründung des Wertes vgl. W. G. Schuwerack: Das Wesen des Wertes und seine Begründung, Philos. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 39. Bd. 1926 Heft 4 und 40. Bd. 1927 Heft 1.

erworbenen Wert sogleich den höheren Wert nahezurücken, um im Subjekt jede Stagnation zu vermeiden und es wertiger zu machen. Diese pädagogische Seite in Tadel und Lob in seiner sozialen und individuellen Schattierung sowie im Lichte der Werttheorien zu erwägen, möge unsere folgende Aufgabe sein.

1. Kapitel.

**Das Wesen des erziehenden Aktes, des erziehenden Tadels und Lobes.**

Erziehung ist ein bewußtes Führen persönlicher Dispositionen oder Potenzen zur Aktualität, ein Fühlen werthaltiger Anlagen zum Bewußtsein des zu Erziehenden mit der Absicht, den Willen des zu Erziehenden zur Realisierung der Werte anzuregen. Der Erziehungsakt setzt so ein Zweifaches voraus: einen Erzieher und die Erziehungsfähigkeit des zu Erziehenden. Da nun einmal der Mensch nicht als eine „tabula rasa" (J. Locke) oder als Wesen mit nur guten Eigenschaften (J. J. Rousseau) seinen Lebensweg antritt, ist ihm ein Erzieher nötig. Wie schon die Mendel'schen Gesetze für den pflanzlichen und tierischen Organismus ein Sichfortpflanzen bestimmter Merkmale lehren, so ist es das Verdienst der neueren Naturphilosophie, darauf hingewiesen zu haben, daß sich auch für den menschlichen Körper bestimmte Fortpflanzungsgesetze aufstellen lassen. Durch die Qualität des Centrosoma des Spermatocoons, aus welchem die sog. „Spermasonne" mit den protoplasmatischen Strahlen sich entfaltet, und der Chromatinschleifen (Chromosome) ist die Vererbung elterlicher Eigenschaften auf die Nachkommen bedingt. Neben diesem elterlichen Einfluß kann sich die Erscheinung des „Atavismus" geltend machen, d. h. es kann ein Zurückschlagen der Eigenschaften des Individuums auf entferntere Vorfahren eintreten. Das Gesetz der individuellen Variation kommt hinzu, d. h. selbst bei größter Determination des Einflusses der Ahnen zeigen sich neue, dem Individuum eigentümliche Züge geistiger und körperlicher Art. Selbst wenn man auf dem Boden des Creatianismus' steht, d. h. wenn man die Menschenseele stets neu als „Gottes Ebenbild" geschaffen sein läßt, muß man die Beschaffenheit des körperlichen Keimes beachten, da selbst die beste Seele mit einem schlecht beanlagten Körper gehemmt sein muß.

Die durch diese Einflüsse dem Individuum mitgegebene Anlage hat durchaus dispositionellen Charakter. Sie ist nichts Fertiges und Abgeschlossenes, sie erscheint als bildungs- und ausgestaltungsfähig. Die Möglichkeit einer Gestaltung erscheint umso wahrscheinlicher, je früher die Erziehung des Individuums beginnt; um so tiefere Wirkung scheint sie für die besonderen Anlagen zu erreichen, wenn sie sich dieser sogleich bei dem ersten Hervortreten in verständnisreicher Weise annimmt. Je stärker eine Anlage ist, umsoweniger wird sie

verborgen bleiben. Bei den gleich starken Anlässen ist es möglich, daß eine Anlage von großer Valenz im besten Maße entfaltet wird, während eine schwächere Anlage im gleichen Falle latent bleibt. Aus diesen Ueberlegungen ergibt sich, daß das Individuum in der Gesamtheit seiner Anlagen gesehen bildungsfähig ist. Wir können schwache Dispositionen durch eine geleitete und übende Erziehung entwickeln und mittlere Anlagen durch Nichtbeachtung ganz verkümmern lassen. [2])

In dem Gesagten liegt aber auch, daß es bei den äußeren Reizen und Anlässen, bei den Anregungen des Erziehers nicht bleiben darf, es muß die Selbsttätigkeit des Individuums hinzutreten. Erziehungs- und Bildungsfähigkeit kann somit nur da vorliegen, wo die von außen indizierten Veränderungen aktiv selbsttätig übernommen und beibehalten werden.

Von dem Erzieher selbst muß deshalb auch Rücksicht genommen werden auf die Anlagen des Zöglings. Es wird von dem Erzieher ein Verstehen des Lebens seines ihm Befohlenen gefordert. Dieses bedeutet aber kein „getreu abbildendes Nacherleben des subjektiven Seins, Erlebens und Verhaltens einer Einzelseele", [3]) sondern es ist eine Art Erkennen, welches den Zusammenhang der sich zeigenden Gesinnung und der getätigten Handlungen aus dem körperlich oder geistig bedingten Zusammenhang der Vorstellungswelt des zu Erziehenden zu erklären vermag. Verstehen ist ein zunächst analysierendes, dann synthetisierendes Denken und Erklären des Erziehers vom Zögling. Die Vorstellungswelt des Schülers muß der Erzieher zunächst klar stellen, um daran anschließend ihm Werte zu zeigen und ihm zu helfen in seinem Ringen nach Wissen und Wahrheit. Von dem echten Verstehen aus ist es erst möglich, bestimmte Anregungen zu geben. Denn Forderungen, die unverständlich sind, können keine Wurzeln schlagen, selbst wenn ihr Ziel ein bedeutender Erfolg bedeutet. Den Erziehungsbedürftigen müssen Werte aufgewiesen werden, die objektive, ewige Geltung haben. Werte können aber nur gesehen werden an Gegebenheiten, können in ihrem Wesen nur durch denkendes Erfassen erkannt werden. Deshalb muß der Erziehungheischende an die Werte herangebracht werden, muß zum Willen zum Wert erzogen werden. Die Selbsttätigkeit des Schülers muß hier vor allem betont werden. Der Erzieher kann nur ein Helfer sein, Werte aufzusuchen und diese gefundenen reiner zu erkennen, das Erkennen und Vertiefen des Wertes, das selbstlose Lieben und Verwirklichen des Wertes hängt von dem Willen des Erziehungsbedürftigen ab. [4]) Erziehung selbst ist dann der die suchende

[2]) Siehe E. Meumann: „Vorlesungen", Bd. II, Lpz. 1920, 11. Vorl. S. 300 ff.
[3]) E. Spranger: „Psychologie des Jugendalters", Lpz. 1924, S. 6.
[4]) Siehe auch A. Fischer: „Erziehungsziele nach dem Kriege, Sonderabdruck aus „ Zur Frage der Berufsvormundschaft", Teil X, 1917.

Seele verstehende Wille, die Wertempfänglichkeit und Wertgestaltungsfähigkeit des Erziehungsfähigen von innen her zu entfalten.[5]) An der Welt des Scheines kann der Mensch seine Bildung nicht erfahren. Er muß selbst miterleben und mitringen. Einer nur ästhetischen, beschaulichen Form, entsagt auch „Wilhelm Meister". Das Lob der individuellen Beschränkung, mit welchem dieser Bildungsroman ausklingt,[6]) bedeutet aber nicht Einseitigkeit, Wilhelm Meister bleibt „ganzer Mensch". Nicht in der Stoffübermittelung liegt der Schwerpunkt jeder Erziehung, sondern in der formalen Bildung. Denn nicht für konkrete Lagen des Einzellebens kann Erziehung jeweils die rechte Handlungsweise geben, sie vermag nur die Leitsätze, die Richtlinien aufzuweisen, aus deren Befolgung für die momentanen Lebenslagen das richtige Verhalten hervorgeht. Erziehung kann sich deshalb nie begnügen mit der Ausbildung bestimmter Anlagen, etwa der intellektuellen, sie muß auf den ganzen Menschen gehen. Jedwede Beschränkung auf Ausgestaltung und Vertiefung einer Disposition züchtet eine Einseitigkeit groß, welche dem Menschen zur Hemmung im gesellschaftlichen Ganzen werden muß. Gemütsarmut hindert den intellektuell Reichen im menschlichen Verkehr. Eine besonders ausgeprägte Anlage wird sich auch bei der Erziehung des ganzen Menschen stets als hervorragende zeigen. Diese verdient dann eine besondere Ausbildung. Diese besonderen Anlagen, deren Erziehung das Sekundäre in der Gesamterziehung darstellt, die bei den Menschen eine verschiedene Valenz aufzeigen, bedingen den geistigen Austausch der Menschheit, bewirken die geistigen Strömungen, deren Folgen sich in wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht in der Historie bemerken lassen.

Nur ein verstehender Erzieher vermag aber die Leitung zu übernehmen. Dieses Verstehen ist, wie oben schon gesagt, eine Art Erkenntnis des anderen Menschen, kein bloßes Nachleben. Daß im Erzieher ein ähnliches Erlebnis stattfindet wie im Zögling, hat mit Verstehen noch nichts zu tun. Bei dieser Annahme des Verstehens müßten ja auch in dem einen Menschen die gleichen Gefühlsverläufe entstehen wie in dem anderen. Das echte Verstehen scheint aber gerade das Gegenteil zu sein. Sonst würde jede Gefühlsansteckung schon Verstehen sein. Letztere ist aber meistens nicht mehr als ein Nachahmen von Ausdrucksbewegungen, das erst sekundär Affekte, Strebungen und Handlungstendenzen in Menschen und Tieren schafft, wie es in den elementaren Erscheinungen von Herden und Massen zu beobachten ist. Bei diesen Massenbewegungen wird jedes nachahmende Glied die Gefühls- und Ausdruckserscheinungen nicht für die der anderen, sondern als die eigenen ansehen. Im Verstehen tritt das Gegenteil ein.

[5]) Siehe E. Spranger: „Lebensformen", Halle 1921, S. 338.
[6]) ebd. S. 157.

Alles Auffassen wird als das Erleben des anderen genommen. Eine verstehende Erkenntnis läßt uns erst wahrhaft den anderen als anderen erleben, als diesen einen und einzigartigen, unverwechselbaren und unersetzbaren, sie enthüllt uns den reinen individuellen Menschen, losgebunden von dem sozialen Ich und den gemeinsamen Lebensbedürfnissen, frei von den Leidenschaften und den Sprachidolen, die oft den wahren Menschen unter ihre Formen verstecken. „Ein Mensch ist umsomehr Individuum, jemehr er intime Person ist, jemehr er zugleich schweigendes Erleben ist, jemehr er ferner auf sein leibfreies Sein reduziert wird". [7])

Aus solcher Einsicht in das individuelle Leben kann der Erzieher seine wahre Tätigkeit erst entfalten. Es ist unmöglich mit einem Schlage den Jugendlichen fertig und vollkommen zu haben. An den gegebenen Dispositionen muß man anknüpfen, sie warten auf Entwicklung. Bekannt werden diese dem Erzieher nie durch ein Achten allein auf die äußeren Zeichen und Ausdrucksbewegungen des Jugendlichen, nein, letztere müssen ihn anregen, ein tieferes Verständnis des Jugendlichen zu gewinnen. Fehlt dem Erzieher dieses echte Verstehen, so kann man denken an das Bild eines Großindustriellen, „der genau weiß, welche Arbeiter, Beamte, Abnehmer und Lieferer er hat, vielleicht über alle genaue Angaben in seiner Kartei besitzt; dazu erschöpfende Beschreibungen aller Rohstoffe und Waren nach schärfsten chemischen und physikalischen Untersuchungsmethoden, — aber von den Leuten als Menschen weiß er nichts, und er hat kein ursprüngliches Gefühl für edlen Stoff und wertvolles Werk", [8]) mit dem ein Erzieher verglichen werden kann, der zwar die ihm Anbefohlenen kennt in ihren Aeußerungen, der erfahren ist in manchen pädagogischen Methoden, aber das Selbst in seinen Zöglingen nie erfaßt hat, ja sich nicht einmal um dieses gekümmert hat. Erziehung ist der schwierigste Beruf, da sie die tiefste Menschen-, d. h. Seelenkenntnis fordert, aber auch der edelste Beruf, behandelt er doch das Schönste, was erschaffen ist, die Geistseele. „Ein Kind erziehen — das bedeutet seine Seele in seinen Händen tragen —". [9])

Jugend, die für das spätere Leben, für das bürgerliche und soziale Zusammenarbeiten reif gemacht werden soll, ist aber nicht allein Vorbereitungsleben, diese Zeit hat auch ein Eigenrecht. Wie die Natur dem Kinde einen vom Erwachsenen mannigfach abweichenden Organismus geschenkt, ihm eine eigene Vorstellungswelt gegeben hat, so müssen auch die Erwachsenen ihm eine besondere Lebensperiode einräumen,

[7]) Siehe hierzu besonders M. Scheler: „Wesen und Formen der Sympathie", Bonn 1923, S. 7—10 und S. 143—46.

[8]) So R. Guardini in „Das Erwachen der Kirche in der Seele", Hochland 1922, Maiheft.

[9]) Ellen Key: „Das Jahrhundert des Kindes", Berlin 1907, S. 93.

die ihre Betätigung nicht allein als Vorbereitung für das kommende Erwachsensein findet. Das Verdienst J. J. Rousseaus und in unserer Zeit Ellen Keys ist es, auf dieses Jugendrecht besonders hingewiesen zu haben. Das kommende Erwachsensein kann so auch nicht den Maßstab der Erziehung bilden, das Kind kann seinem späteren Erwachsensein als Norm für seine jetzigen Handlungen wenig Interesse abgewinnen, sondern die Werte müssen hier die Norm sein, soweit sie dem kindlichen Denken schon verständlich sind. Der Erzieher muß aufmerksam machen auf diese Werte, die in Gesinnung und Willen, in Worten und Handlungen ihren Ausdruck finden. Dieses setzt aber die Wertesicht des Erziehers voraus. Nur ein erzogener Erzieher, eine Persönlichkeit mit hohem Wertgehalt vermag wirksamen Einfluß auf die Erziehungsbedürftigen auszuüben. Ein gewisser „kosmischer" Zug wird von dem Erzieher verlangt, der nicht durch einseitige Werturteile und gesellschaftliche Vorurteile, nicht durch methodische oder didaktische Einseitigkeit beengt ist. Von seinem Objekt, von dem Verstehen seines Zöglings ausgehend, vermag er sich ein Ziel seiner Aufgabe zu stecken, welches ihm für diesen Zögling, gemessen an dem objektiven und ihm bekannten Werten, den größten Wert zu haben scheint. Diese Zielsetzung fordert somit von ihm eine Wertkenntnis, die er sich nur früher durch Selbsterziehung und Selbstarbeit errungen hat. Nicht allein die Kulturwerte der Vergangenheit sollen ihm bekannt sein, er selbst muß auch die geistig kulturellen Strömungen seiner Zeit durchdacht und erfaßt haben, aus welchen er die wahren Werte zu selegieren versteht, um sie für seine Aufgabe brauchbar zu machen. Denn aus den wirkenden Werten der Gegenwart baut sich auf die Zukunft, für die er die ihm Befohlenen erziehen soll. Je umfassender seine Wertesicht ist, umso besser wird er für die kommende Zeit vorbereiten können. Seine Berufserziehung muß deshalb eine ausgewählte, auf Werte eingestellte sein.

Sein Streben wird dann sein, die zu Erziehenden auch wertsichtig zu machen, sie zu befähigen, in steigendem Maße hellsichtig Werte aufzusuchen, sie immer reiner zu erkennen, immer vorurteilsloser zu lieben und immer selbstloser zu verwirklichen.[10]) Zu diesem Ziele wird er manche Erziehungsmittel benutzen. Tadel und Lob werden seine letzten nicht sein. Mannigfache Erfolge werden ihm ganz spontan lobende Worte entlocken, andere wieder tadelnde. Als Bedürfnis wird er es empfinden, Anerkennung zu spenden, wo Werte verwirklicht wurden, Mißbilligung zu äußern, wo Unwerte sich darstellen. Bei diesem Tadel und Lob kommt es dem Erzieher nicht so sehr auf den Wert bezw. Unwert an, der verwirklicht ist, er bildet gleichsam nur die Ursache des Tadels, des Lobes, er fundiert die Billi-

[10]) A. Fischer: „Erziehungsziele nach dem Kriege", 1917, S. 86.

gung und Mißbilligung; der Erzieher tadelt und lobt primär das Streben und den Eifer des Zöglings, der in der Verwirklichung des Wertes, bezw. Unwertes seinen Ausdruck gefunden hat. Und hierin liegt das erzieherische Moment von Tadel und Lob. Der Getadelte bezw. Gelobte fühlt, das dieses sich auf ihn bezieht und erst sekundär auf die Aeußerungen, durch welche Unwerte und Werte gesetzt wurden. Diese sind nur die Ursachen des Tadels und Lobes.

Jeder Tadel hat die Tendenz auf den Getadelten und sucht durch die in ihm enthaltene Beurteilung dem Getadelten den Unwert seiner Gesinnung, seines Wollens, seiner Aeußerung, seiner Handlung aufzuweisen. Analog im positiven Sinne ist es bei dem Loben. Die Bemühungen, die solche Werte hervorriefen, werden gelobt. Durch den gesetzten Wert bezw. Unwert erhält Lob, bezw. Tadel erst einen Sinn. Denn würde dieser fehlen, wäre jedes Lob, jeder Tadel sinnlos, da ihm das Fundament, die Ursache entzogen sei. Ein in Urteilsform geprägtes Lob würde beim Mangeln des Wertes gar kein Urteil sein, da ihm das Objekt oder Prädikatsnomen fehlt.

Außer dieser Anerkennung, dieser Abweisung findet sich in jedem Lob, in jedem Tadel, wenn sie erzieherisch gemeint sind, noch ein weiteres erzieherisches Moment; der Ansporn. In jedes so beschaffene Lob schließt der Erzieher gleichsam ein: in dieser Weise muß es immer vorwärts gehen. Es ist für den Zögling ein Wegweiser, der ihm die rechte Bahn zeigt, die er einhalten muß. Der belohnte Wert gleicht einem Meilenstein, welcher den Jugendlichen voranweist, wie dem Wanderer, der sich durch die Bestätigung eines Ortskundigen auf dem rechten Wege weiß, jeder Meilenstein ein Ansporn ist mit der Aussicht, bald das Ziel zu erreichen. Auch der Tadel birgt in sich einen Ansporn. Der vom Erzieher getadelte, von dem Zögling realisierte Unwert zeigt dem Zögling die Abweichung vom rechten Weg, ruft ihn zurück, läßt ihn einhalten und sich besinnen. Tadel ist ein Ansporn zum Einhalten, zum Sichbesinnen, zur Umkehr, zum rechten Weg. Ist Tadel und Lob berechtigt, wenn es wegen verwirklichter Werte bezw. Unwerte gegeben ist, so benutzt der Erzieher dieses aus dem letzten erwähnten Moment, den Ansporn heraus auch dann, wenn der Wert oder Unwert noch gar nicht realisiert ist, um den Erziehungsbedürftigen entweder zu ermuntern oder zu hemmen. Der Erzieher mit seiner größeren Erfahrung und seiner tieferen Werterkenntnis bietet in diesem Falle dem zögernden und überlegenden Zögling eine Hilfe, die seinen Mühen um das gesetzte Wertziel als rechte oder unrechte zeigt, ihn psychisch in der rechten Denkart hält. Im Hinblick auf den zu realisierenden Wert ist hier ein Lob als Ermunterung gestattet, welches den Schüler anspornt, alle Mühen für diesen Wert aufzuwenden. Ebenso dient in diesem Falle der Tadel als Hemmung

des Zöglings, durch welchen der Erzieher noch rechtzeitig vor Ausführung oder in der Ausführung einer Handlung den Unwert zeigen kann. Der Tätigkeitsdrang wird hier aufgehalten, um einer Ueberlegung Platz zu machen, die entweder bei Erkenntnis des tendierten Unwertes die Tätigkeit aufhebt oder einen anderen Weg zur Erreichung des vorgenommenen Wertes erwirkt. Tadel vermag somit ein Wollen aufzulösen, das direkt ein wertloses bezw. unwertiges Etwas tendiert, und vermag den Erziehungheischenden noch zeitig darauf aufmerksam zu machen, daß diese eingeschlagene Untersuchungsart nicht zu dem gesetzten Wertziele hinführt, sei es, daß diese Art nun einmal einen anderen Wert hervorbringt, sei es, daß sie nur einen Unwert zeugen kann. Auch in dieser Art von Tadel und Lob erleben wir die Wichtigkeit des Wertes, welcher erst den Sinn des Tadels und Lobes bildet, welcher erst die Berechtigung zur Ermunterung und Hemmung in pädagogischer Hinsicht gestattet.

Erziehung, sehen wir, hat einen teleologischen Charakter, da sie stets den Willen zur Realisierung eines bestimmten Wertes oder Wertideales auffordert. Alle pädagogischen Ideale sind Verkörperungen von Wünschen, die sich wieder nach Werten richten. Was wir Wert halten, wollen wir in der Erziehung verwirklicht sehen. Was uns immer wieder antreibt, diese Wertideale zu verwirklichen, in der Erziehung, ist der „Idealismus", der sich nährt an der Ueberzeugung, daß, wenn die Wertung aus dem Relativismus und Subjektivismus nicht herauskommt, doch hinter dem Relativen das Objektive ruht, der objektive Wert". [11]) Diesen zu realisieren, ist die höchste Teleologie jeder Erziehung. Wenn auch für einfachere Fragen der Erziehung wie für körperliche Pflege und elementare Didaktik nicht die Wertesicht primär leitend ist, sondern „Situationszwang" und „Intuition", so werden sekundär doch die Zwecke und Mittel stets gesucht werden unter der Frage: was tut dem Zögling not; und das ist doch schon eine Wertfrage. Die höhere geistige und sittliche Erziehung, die Charakter und Persönlichkeitsbildung, moralische, staatsbürgerliche, soziale und andere Erziehung wird den Wert stets in den Vordergrund rücken müssen. Denn hier muß Klarheit herrschen, was das Ziel, der Zweck der Erziehung ist. J. Wagner fordert in seiner „Pädagogischen Wertlehre" mit Recht, [12]) daß der „Hauptzweck der Erziehung" im Wertbewußtsein deutlich allen Einzelzwecken gegenüber als der Spitzenwert, allen Sonderzwecken gegenüber als der Allgemeinwert" hervorgehoben werden muß. Gilt uns als Hauptzweck der Erziehung

[11]) J. Wagner: „Pädagogische Wertlehre" (Band 23 der „Pädagogischen Monographien") Leipzig-München 1924, S. 30. Für das Folgende siehe auch hier.

[12]) a. a. O. S. 31.

die Bildung der geistig sittlichen Persönlichkeit, so haben sich alle anderen Werte diesem als dem Spitzenwert zu subsummieren und zur Entfaltung dieses Zielwertes mitzuarbeiten. Tadel und Lob wird in dieser teleologischen Werterziehung als Hauptmittel gelten, den Zögling zur Erreichung der Werte zu ermuntern und bei jugendlicher Irrung die rechten Bahnen zum Werte zu weisen.

2. Kapitel.

**Tadel und Lob als sozial-individuelle Bildungsmittel.**

Da jeder Mensch schon der Beschaffenheit seines leiblichen Daseins nach einem Menschenkreise angehört und innerhalb menschlicher Geselligkeit aufwächst, ist ein Einzeldasein nicht möglich. Der Mensch mag fern von der Gesellschaft vielleicht im Gegensatz zu den aktuellen Anschauungen zum Revolutionär der Gesellschaft erzogen werden ohne Hilfe sozialer Momente — nie wird er zum Einsiedler, zum Einzeldasein erzogen. In der Familie, in der normalerweise das Kind seine erste Pflege und Bildung erfährt, wird man primär darauf achthaben, dem Kinde seinen Anlagen entsprechend eine Lebensstellung zu geben, ohne das soziale Moment, die Eingliederung seiner Fähigkeiten in den Organismus der menschlichen Tätigkeit näher ins Auge zu fassen. Des Kindes intellektuelle und sittliche Potenzen bemerkend, wird man bestrebt sein, diese zu wecken und sie ihm durch gewöhnende Erziehung nutzbar zu machen fürs kommende Leben. Das Kind selbst, das wohl über die Grenze seiner eigenen Person hinausfühlen und wollen kann, vermag diese soziale Beziehung nur wieder konkreten anschaulichen Einzelpersönlichkeiten gegenüber zu erleben, „das Erleben seines Verhältnisses zu einem übergeordneten Ganzen ist noch unentwickelt“ [13]). Die Erzieher werden deshalb im Hinblick auf die individuell vorhandenen Fähigkeiten bemüht sein, die Jugend durch Tadel und Lob mit Hinweis auf andere zu ermuntern, diese Potenzen zu aktualisieren und sie in mannigfaltigster Art zu vertiefen und ihren Inhalt zu bereichern und zu erfüllen. Durch Ausbildung der subjektiven Anlagen glaubt man das Kind zu befähigen, eine Stellung innerhalb der Gesellschaft einzunehmen, die seinem Leben erst einen sinnvollen Zweck gibt, an der es selbst zur Werthaltigkeit des gesellschaftlichen Niveaus beitragen kann. Denn die Tätigkeit der Einzelpersönlichkeit gestaltet erst die gesellschaftliche Lage, die niemals wertig sein kann, wenn ihre Mitglieder Unwerte tendieren. Die Güte der Persönlichkeit bestimmt die vornehme Gesinnung des menschlichen Verkehrs, mit dem Werte der Teile steigt der Wert des Ganzen. Die Einzelpersönlichkeit muß deshalb an Güte wachsen, und das Bild der Menschheit wird ein anderes, ein besseres. Wie ein Organismus, dessen Glieder und Funk-

[13]) W. Stern: „Psychologie der frühen Kindheit“, Lpz. 1921, S. 278.

tionalgewebe krank sind, nicht ein gesunder sein kann, so auch nicht die menschliche Gesellschaft werthaltig, so lange die Menschen selbst keine Werte tendieren.

An den subjektiv geistigen Anlagen des Einzelnen, durch welche sich der Mensch erst differenziert von jedem anderen, wird man deshalb auch mit der Erziehung beginnen, um die Kulturlage zu heben oder weiter zu fördern. Weil nun kein Mensch ohne die Gesamtheit leben kann, (auch wenn er sich von jeder Politik und sozialer Frage fern hält und in reinem Aesthetentum nur mit seinen Idealen verkehrt und in ihrem Sinn Kultur pflegt, ist er in der Befolgung seiner eigenen Ziele oft abhängig von anderen) müssen die Heranwachsenden befähigt werden, die jeweilige Kultur, die sie von ihren Vätern überkommen, zu verstehen, zu erleben. Hier genügt nicht nur ein intellektuell historisches Wissen, sondern sie müssen versuchen sich einzufühlen und einzufügen, um erst die Kultur ganz erfahren zu können. Aber nicht nur in der Pflege des Erbes und in der Erhaltung des Ueberkommenen besteht ihre Aufgabe; sie müssen aus der erlebten väterlichen Kultur heraus selbst mitwirken, um das Ideal zu erreichen, Unebenheiten des Weges zu diesem auszumerzen und dieses selbst zu klären. Aus dem Streben und dem Sichbemühen zu diesem Ideal schenkt die Betätigung der individuellen Seelenkräfte den Personen geistige Höhe und sittliche Reife, sie gestaltet das Individuum zur Persönlichkeit. [14])

Nicht allein notwendig gebunden an die Gesellschaft der Menschen ist der Einzelne, er muß sich dem Gesamtorganismus einfügen in sittlicher Pflicht; naturnotwendig bedarf er der Gesellschaft, um nicht in einseitiger Verkennung den höheren Blick zur verlieren, um überhaupt Anregung zu einem sinnvollen Leben zu finden und dem Spiel seiner psychischen Kräfte zweckvolle und befriedigende Tätigkeit zu geben. Der Mensch bedarf des Ansporns der anderen, um seine physischen und psychischen Anlagen auszugestalten und auszuwirken. Allein das Bewußtsein der möglichen Beachtung von anderen reizt den Eifer. Des Knaben Betätigungsdrang findet in der Bewunderung seines im Sand gebauten Tunnels, seines gebauten Hauses von Seiten der Mutter neuen Mut, schwierigere architektonische Aufgaben zu lösen. Des Mädchens Puppenpflege erhält durch die mahnende Erinnerung der Mutter an ihre Behandlung Berichtigung, wie die Puppe gekämmt, gekleidet und zu Bette gelegt werden muß. Die anerkennenden oder mahnend tadelnden Aeußerungen gewöhnen das Kind an bestimmte Gebräuche und Handlungen der Umgebung in aufmunternder und berichtigender Weise. Durch das Beachtetsein von anderen unterläßt das Kind manches, zu dem Neugierde oder Wißbegier es hinzieht,

[14]) Siehe auch E. Spranger: „Vortrag über Lehrer und Erzieherpersönlichkeit“ in „Die deutsche Schule“ 1924, Heft 10.

gewinnt es selbst Freude an der Betätigung seiner Kräfte. Ebenso wie im Kindesalter, ist das Verwachsensein mit der Umgebung im ganzen Menschenleben, und die Urteile, die hier ihre Prägung finden, nehmen vielfach erzieherischen Charakter an. Tadel und Lob aus dem Kreise, der uns mit Gleichen zusammenführt, wie die Klasse, die Zunft, das Corps usw., trägt deshalb eine so tiefe Wirkung, weil es eben einen demütigt vor Seinesgleichen oder weil es über Seinesgleichen erhebt. Das gespendete Lob eines Kreises stärkt die psychischen Schwingen und treibt vorwärts auf diesem Wege. Aber auch der geäußerte Tadel gibt Kraft, er reizt die persönliche Ehre und spornt an, die erlittene Zurücksetzung wieder wegzumachen. Vielleicht will man erst jetzt zeigen, was man kann, und überflügelt die anderen. Andererseits vermag Tadel aber auch Erbitterung zu wecken und den Trotz zu veranlassen, nun gerade gegen die bestehende Gesellschaftsordnung zu handeln.

Dieses soziale Lob, das gewöhnlich und im richtigen Sinne Werten gegenüber gegeben wird zur Anspornung, solcher Tadel, der gegenüber Unwertigem geäußert wird, um erzieherisch zu berichtigen und zu mahnen, vermag aber auch eine Werttäuschung im Einzelsubjekt hervorzurufen, es vermag den Einzelnen herabzuziehen und selbst zu entwürdigen. Frdr. Nietzsche hat recht, wenn er schreibt: „Man wird nur von Seinesgleichen gelobt" und „wer dich lobt, sagt zu dir: du bist Meinesgleichen".[15]) Findet ein Mensch (z. B. bei der ersten bewußten Unehrlichkeit solches Lob von irgendeiner Menschengruppe, fällt ihm durch diese Tat irgend ein Erfolg zu, so kann er bestärkt werden, in dieser Weise bei mehreren Gelegenheiten zu handeln. Diese von einer Gruppe belobte Unehrlichkeit sucht dem Täter den Unwert in einen Wert umzudeuten. Ist diese Werttäuschung einmal vollzogen, ist das zentrale Ich in seiner Wertordnung verwirrt, wird der Wille nur noch vom Streben nach peripherischer Lust und nach momentanem Erfolg geleitet, so ist es eben der Fluch der bösen Tat, daß „sie stets Böses muß gebären".

Vor dieser Werttäuschung oder wenigstens vor der offenen Aeußerung der unwerthaltigen Gesinnung vermg viele zurückzuhalten, die Anerkennung und Mißachtung des Gesellschaftskreises, in dem man bisher gelebt, vermag zu schützen der „gute Name", die „bürgerliche Ehre". Diese Ehre, die jedem seit seiner bürgerlichen anerkannten, d. h. ehelichen Geburt zukommt, deren Sein und Wert ihm vielfach erst in dem Augenblick des Verlustes bewußt wird, regelt das Verhalten des Menschen in seinen sozialen Beziehungen. Auf seinen „guten Namen" hin wird dem Einzelnen Glauben geschenkt, Dinge an-

[15]) Fr. Nietzsche: „Gesammelte Werke", Musarionsausgabe, Bd. XII, Seite 182.

vertraut, Aemter übertragen, der „gute Namen“ öffnet die Wege zum und im Beruf, erschließt Geschäfts- und Geldverbindungen, ermöglicht den Menschen fruchtbringende Tätigkeit im Künstler- und Gelehrtenleben und öffentlichen Amte, in privaten Unternehmungen. Der Verlust dieser „bürgerlichen Ehre“ erwirkt Ausschließung von bestimmten Rechten (Wahlen, Ehrenämter, staatliche Berufe) und Mißtrauen in der Gesellschaft (gesellschaftliches Schneiden). Erworben kann diese Ehre nicht werden, sie ist einfach da, aber ihr Verlust ist jederzeit möglich. Wohl kann das Individuum sie bereichern durch seine Persönlichkeit und deren Wirken. Die Erfüllung dieser Ehre führt das Individuum zu Ruhm und Ansehen, erwirbt ihm das Lob und die einflußreiche Anerkennung bei den Menschen, während der Verlust Mißachtung hervorruft und als einschränkender Tadel selbst den späteren guten Handlungen als Schatten folgt. Durch die Gestaltung unserer modernen Großstädte, in welchen das Individuum völlig zu verschwinden und sich seinen Stammesgenossen und seinem Bekanntenkreis zu entziehen vermag, tritt der Einfluß, welchen der „gute Name“, die „bürgerliche Ehre“ ausübt, zurück. Manche sittlichen Entartungen unserer Großstädte sind eben dadurch möglich geworden, daß der Einzelne sich der sozialen Beobachtung entziehen konnte. Jugendlicher Verwahrlosung ist hier ein Boden bereitet, welchen die besten Erzieher ohne Mithilfe des sozialen Ganzen nicht zu zerstören vermögen.

Wenn auch die mannigfachen Kulturkreise durch Einzelpersönlichkeiten ihren Charakter gewinnen, so bildet auch jeder Stand sein eigenes Ethos aus. Am schärfsten prägt sich dies natürlich in einem streng geordneten Ständewesen, wie es heute fast nur noch in aristokratisch-konservativ, organisierten Staaten vorkommt. In Europa tritt das Standesbewußtsein am ausgeprägtesten im Offizierkorps und im Priesterberuf hervor, die schon durch ihre Kleidung sich von allen anderen Menschen unterscheiden. Die Funktionen als Vermittler zwischen Gott und Menschen haben stets im Priester das Höher- und Mehrsein als andere im Bewußtsein des Standes lebendig erhalten und die Distanz, welche der Stand als solcher dem Volke gegenüber einnimmt, schenkt den Gläubigen Ehrfurcht. Desto bitterer aber auch der Tadel, wenn sich den Gläubigen des Priesters Charakter als nicht übereinstimmend mit ihren Ansichten (selbst wenn der Charakter als solcher werthaltiger ist) enthüllt. Eine vom Volksethos abweichende, in sich vielleicht höhere wertvolle Meinung vermag die ganze priesterliche Tätigkeit zu untergraben.

Für das Offizierkorps ist der überall feingebildete Ehrbegriff von besonderer Bedeutung. Die mit Recht heute verworfene Duellsitte zwingt jeden Offizier, bei dem kleinsten Anflug von Ehrver-

letzung Leben und Gesundheit einzusetzen. Die Unterscheidung zwischen Satisfaktionsfähigen und Nichtsatisfaktionsfähigen gibt den einzelnen Standes- und Corpsmitgliedern eine rein oberflächliche Einschätzungsweise der Menschenbeurteilung. Eine Nichtannahme von Duell, ein Zurückweichen auf der Mensur zieht unbedingten Ausschluß nach sich.[16]) Wenn auch nicht verkannt werden darf, daß aus Offizier- und Studentencorps reiche Persönlichkeiten erstehen für Heer-, Staats- und Wirtschaftsleben, so dürfen doch solche Wirkungen nicht diesem auf Ehre bedachten Corpsgeist zugeschrieben werden. Es ist meistens das Verdienst dieser Männer selbst oder der gute Einfluß einer anderen Persönlichkeit.

Der gute Einfluß, welchen das Bewußtsein der Standeszugehörigkeit hervorruft, darf aber auch nicht unterschätzt werden. Es gibt wohl keine stärkere gesellschaftliche Schutzmacht als das Kleid des Priesters, als die Uniform des Offiziers, als die Couleur des Studenten. Der Träger dieser äußeren Symbole fühlt sich gegenüber dem ganzen Stande verpflichtet, dessen Zeichen er trägt; schon das Tragen dieser Zeichen wird ihn achten lassen auf seine Haltung und seinen Gang, seine Bewegungen und Worte. Vor manchen übereilten Schritten wird das Kleid, die Couleur ihn abhalten, da es der Ueberlegung bedarf, ob durch diese Handlung, diesen Besuch, diese Aeußerung die Uniform, die Couleur nicht verunehrt wird. Wohl ist hierbei jeder spitzfindige Ehr-, Uniform- und Couleurbegriff zu verwerfen, wie es auch die vernünftigen Mitglieder stets getan, der erzieherische Einfluß, welcher durch Tadel und Lob von Seiten des Standes oder anderer gegeben ist, bedeutet für den Einzelnen eine tief einschneidende Macht, die nicht allein die äußere Haltung regelt, sondern auch für die Gesinnung nicht ohne Einwirkung bleibt.

Für das Volk ist der amtierende Priester, der rechtsprechende Richter, der befehlende Offizier primär Amtsperson, er ist sekundär Individuum. Verwischen sich die Grenzen zwischen Amtsfunktion, Standeszugehörigkeit und Personalität, so muß z. B. ein richterliches Urteil als eine persönliche, willkürliche, vom Standesethos gefärbte Beurteilung angesehen werden. Bei den solcher Unterscheidungen Ermangelnden wandelt sich die erzieherische Kraft des Tadels und Lobes in oppositionelle Erbitterung oder in hinnehmende Gleichgültigkeit, entweder wird sich der dem gleichen oder einem anderen Stande Angehörige auflehnen oder seiner Ohnmacht dagegen bewußt resigniert dem laisser faire, laisser aller huldigen. Im staatlich-politischen Leben

[16]) Das Erlanger Ehrenabkommen von 1922 für Studenten, das von den beiden großen deutschen Offiziersverbänden anerkannt ist, gibt jedenfalls eine bessere menschliche Beurteilung die sich im neuen deutschen Staatswesen erfreulicherweise in der Rechtspflege auch durchzusetzen sucht.

führt die fehlende Trennung von Parteimitglied und Persönlichkeit eines Subjektes zu falschen, einseitig-tadelnden und lobenden Beurteilungen der Individualität dieses Subjektes. Die gewaltige Macht, die Abgeordnete in Vorträgen, die Presse in Zeitungen, Flugschriften und Flugblätter bei solcher Beurteilung sich schaffen, kann z. B. eine Wahl zeitigen, welche einen Kandidaten zum Präsidenten stempelt, der zwar ein guter Parteimann, aber kein über den Parteien stehender, die parteiischen Gegensätze ausgleichender Staatsmann ist.

Hier erkennt man genau die Dynamik der Massenerziehung, die stets von einer Elite, wenn nicht von Einzelnen erzeugt ist. Es ist die Leitung einer Menschengruppe, der bestimmende Einfluß einer Persönlichkeit, der einer Bewegung feste Richtlinien vorzeichnet. Mag der Führer einer Bewegung auch noch so große Distanz zu seinen Gefolgsmannen einhalten, der geringste von letzteren sieht in dem Führer die reinste Ausgestaltung seines eigenen Gedankens, den er selber schon lange erwogen, aber nicht mitzuteilen und auszudrücken vermochte. Die Ehre, welche dem Führer widerfährt, ist aller Anerkennung, er ist ja der Führer, der aller Glauben und Hoffnung, aller Sehnen und Wünschen in sich verkörpert. Der Führer lebt nicht für seine Person, sondern er ist da für das Wohl seiner Mannen. Das Herrschaftsverhältnis ist ein ganz anders geartetes Verhältnis.[17])

Die gleiche dynamische Pädagogik findet sich dort, wo ein Symbol Ehre und Ansehen einer Gruppe in sich faßt, wie z. B. bei einer Regimentsfahne. Ist sie vom Feinde erobert, so kann die Tapferkeit des Einzelnen erlahmen, da sie ja doch schärfster Tadel trifft. Die jungen Rekruten, welche die Fahne als die bewiesene Tapferkeit des Regimentes gilt, vermag das Lob der Fahne anzuspornen, ihre eigenen Kräfte bis aufs letzte anzuspannen, um den Lorbeer zu mehren.

Eine andere Form der sozialen Erziehung bildet das gesellschaftliche Lob, der gesellschaftliche Tadel. Der Kampf, der in jede Sittengeschichte, in jede Geschichte der Philosophie, Literatur und Kunst eingreift, der Kampf zwischen dem Nüchternen und Phantasievollen bestimmt auch gesellschaftliche Anerkennung und Verwerfung. Zusammen essen, trinken, plaudern, tanzen, einen Kunstgenuß aufnehmen, ist der Wunsch jedes natürlich veranlagten Menschen. Geistig-seelische Bildung, welche durch das Schwinden der Mühe um das tägliche Brot bedingt wurde, verfeinerte den Verkehr der Menschen untereinander; das Eindringen des Luxus, der gerade wieder durch die Geselligkeit hervorgerufen wurde, gab der Gesellschaft eine prächtig zu entfaltende Eleganz. Die Zusammenkünfte der antiken Klubs auf den öffentlichen Plätzen und Promenaden, in den Akademien und auf den sog. Leschen

[17]) Siehe hierzu die feine Unterscheidung bei A. Fischer: „Psychologie der Gesellschaft", Kafka 22. Vgl. Psychologie Bd. II, 4.

(λέσχη) tragen ganz das geistige, philosophische Gepräge. Verbot es doch die Sitte, über Gelderwerb und Handel zu sprechen. Eine Sitte, die ganz aus dem Zeitgeist herausgewachsen, bei dem jede Arbeit dem Aristrokaten, dem Bürger verpönt war. Seitdem das Christentum den Wert der Arbeit wieder gehoben und besonders seit der Ueberbewertung der Arbeit durch den Calvinismus trat eine Wandlung in dieser Anschauung ein. Die heutige „Gesellschaft", bei der zum Teil auch noch das geistige und künstlerisch Aesthetische seine Stätte findet, hat eine breitere Basis gefunden, da sie sehr oft nur als conventionelle Einladungen „gegeben" werden, als „gesellschaftliche Verpflichtungen" gegenüber dem Stande, der Freundschaft, der Bevölkerung.

Die Gebräuche, die bei diesen Zusammenkünften zu beobachten sind, die nach ungeschriebenen Gesetzen geregelt werden, sind im Grunde Verfeinerungen des menschlichen Trieblebens, sind eine Darstellung des Geisteskampfes gegen das Materielle, der Herrschaft des Geistes über das physisch Triebhafte. In der Schmückung des Tisches, in der Handhabung des Geschirrs, in den Bewegungen und in der Haltung verrät sich Geisteskultur. Dieses gesellschaftliche Sichbenehmen, Sichgeben ist eine nur durch Tadel und Lob von den Erziehern angewöhnte Haltung, welche dem Individuum zur „zweiten Natur" werden muß, um natürlich zu sein; anderenfalls wirkt sie geckenhaft und ruft mit Recht den Tadel der Gesellschaft wach. Von dem schon erwähnten Gegensatz der Nüchternen und Phantasievollen, der konservativ Zurückhaltenden und der mutig Fortschreitenden nimmt der Tadel, das Lob seine Färbung an für Mode und öffentliche Meinung. Jede Gruppe sucht durch ihre geäußerte Meinung Jünger zu erziehen. So sind es in Athen die „Lakonomanen, die finster und feindlich den Freunden und Nacheiferen des schön gelockten, mit Kunst drapierten und tadellos beschuhten Alkibiades entgegenstehen",[18]) so sind es in England die streng gekleideten Puritaner, die sich den lockenstrahlenden Engländern entgegenstellen. So stand Augustus' Gattin Livia als Vertreterin der römischen Einfachheit Julia, Augustus' Tochter aus erster Ehe, als die der Eleganz, gegenüber. Attisches Salz und französische Persiflage spritzt jede Partei gegen die andere. Es sind die gleichen Laster wie in der Bauernhütte, die in der vornehmen Gesellschaft ihr Lob erheischen, ihren Tadel verdienen. „Nur findet sich der Unterschied", wie Lord Chesterfield in den Briefen an seinen Sohn schreibt, „daß sie in der Bauernhütte in natürlicher Häßlichkeit erscheinen, in der vornehmen Gesellschaft nehmen ihnen aber Anstand und gesittetes Wesen die Schärfe und machen, daß sie weniger anstößig erscheinen".[19]) Trotz alledem liegt in der nadelfeinen Ironie der

[18]) Von Gleichen-Rußwurm: „Elegantiae", Stuttgart, S. 136.
[19]) ebd. S. 6.

Gesellschaft ein erzieherischer Faktor. Der selbstbewußte, alle Sinne und Triebe beherrschende Wille, welchen die Gesellschaft großzieht, ist nicht zu unterschätzen. Es liegt mir nichts ferner, hiermit die gesellschaftliche Lüge zu rechtfertigen. Wahre Selbstbeherrschung zeigt sich ohne den gleißenden Schimmer der Lüge. Echte Vornehmheit kennt diese nicht. Vornehmer Charakter ist Aufgeschlossenheit zu allen Werten, und er äußert sich in der Liebe zu allen werthaften Persönlichkeiten, im Haß gegen alles Unwertige. Dieser Haß, diese Liebe findet bei ihm aber keinen spontanen lauten, die Gefühle überwältigenden Ausdruck, sondern offenbart sich in klarer Ueberlegung, in stiller, deutlicher Erklärung, in Anerkennung des Wertes oder Abweisen des Unwertes. Wahre Geselligkeit bei solchen Charakteren ist keine „Anöderei", kein gleißnerisches Gerede, hier weht der Geist, Werte leiten das Sichgeben, Sichnehmen.

Und doch kann ein wahrer, vornehmer Mensch durch die anerkennende und abweisende Gesellschaft auch in seinem Urteile beengt werden. Die Gesellschaft hat über den Einzelnen eine Suggestivkraft. Solon soll schon gesagt haben: „Jeder seiner Athener sei ein schlauer Fuchs, wenn er sie aber auf der Pnyx zusammenhabe, sei es eine Herde Schafe". Aehnlich äußert sich Friedrich d. Große, seine Generäle seien die vernünftigsten Leute, wenn er mit ihnen allein spreche, versammle er sie zu einem Kriegsrat, so seien sie Schafsköpfe. Das Entsprechende meint offenbar der englische Historiker Freemann mit der Bemerkung, das Unterhaus sei zwar hinsichtlich seines Ranges der zusammengesetzten Persönlichkeiten eine aristokratische Körperschaft, sei es aber versammelt, so benehme es sich gänzlich wie ein Demokratenhaufe.[20]) Durch die tägliche Erfahrung, wie auch aus psychologischen Untersuchungen, ist uns die suggestive Wirkung der Heiterkeit der Kneipe, der Trauergesellschaft, die Macht des Wortes, das sonst keine solche Reize auslöst, im Freundeskreis bekannt. Diese das Individuum einhüllende Kraft kann je nach Beschaffenheit der Gesellschaft und des Subjektes anspornende oder auflösende Wirkung annehmen. Die Gesellschaft kann, wie schon gesagt, beitragen zur Stärkung des Willens. Voraussetzung hierbei ist die individuelle Persönlichkeit, welche die in dem Verkehr mit anderen vorliegenden Werte zu ihrer Selbstbildung in sich aufnimmt, die sich aber vorhandenen Unwerten gegenüber behauptet und sich nicht durch die kollektive Suggestion von ihren Prinzipien abbringen läßt. Hier zeigt sich die Kraft der Persönlichkeit, die unbeirrt durch andere Meinungen die einmal erkannten Werte zu verwirklichen sucht. G. Simmel spricht bei der Behandlung dieser Frage von einer „oberen und unteren Geselligkeitsschwelle".[21])

[20]) G. Simmel: „Grundfragen der Soziologie", Sammlung Göschen, 1920.
[21]) ebd. S. 59.

Haschen nach gesellschaftlicher Anerkennung birgt Aufgeben der eigenen Persönlichkeit in sich, fordert ein Sichunterwerfen unter die Launen des sozialen Beifalls. Das neckende Spiel der Kurtoisie und Koketterie, das selbst in seiner feinsten Ausgestaltung bewußt oder mitunterlaufend die Anziehung der Geschlechter sucht, verliert mit dem Ablegen des Schmuckes seinen reizvollen Glanz.

Wir kommen zurück zu unserer Behauptung, daß mit der Persönlichkeit das Wertniveau der Gesellschaft steigt und fällt. Nirgendwo mehr hat man hierauf in den letzten Jahrzehnten aufmerksam gemacht wie in der staatsbürgerlichen Erziehung. Der große Schulorganisator Georg Kerschensteiner und der ethisierende Pädagoge Fr. Wilh. Förster führen aus ihrer reichen Erfahrungswelt, ihrem mannigfachen Wissen heraus die große Schar der Denker der Staatserziehung an. Nur aus einer Gemeinschaftsgesinnung, die letzhin wieder auf der Gestaltung der Persönlichkeit ruht, kann Staatsgesinnung erwachsen. Diese ist nicht enthalten in einem Wissen vom Staate, seinen Einrichtungen und Funktionen; staatsbürgerlicher Sinn ist ein Berührtsein, ein Ergriffensein vom Geiste des Volkes. Damit das rechte Denken sich in richtiges Handeln entlädt, „müssen wir von Jugend auf systematisch angeleitet werden", [22]) unsere selbstischen Ansprüche, unseren individuellen Ehrgeiz in den Geist sozialer Gesinnung zu überführen.

Gemeinschaftgesinnung, die uns zum größeren Kreise, zur Staatsgesinnung erst befähigt, die wir nach Kerschensteiner [23]) der Jugend zeigen „durch die rechte Gestaltung der Schulen, ihrer Schülerverbände, ihrer Arbeitspläne und Arbeitsmethoden", indem man den Zöglingen lehrt, „einer Gemeinschaft zu dienen, sie an die Pflicht zu gewöhnen unter freiwilliger Einfügung, Unterordnung, gegenseitiger Rücksichtnahme, und nicht zuletzt unter freiwilligen persönlichen Opfern, diese Gemeinschaft sittlich zu fördern". — Solche Gemeinschaftsgesinnung kann nicht bedeuten die einseitige Auswirkung der subjektiv gebildeten Prinzipien, nicht in der tadelnden Verwerfung aller anderen Ansichten und in der lobenden Erhebung der eigenen Meinung liegen, sondern sie ist „das liebevolle Verständnis für die Lebensbedingungen der Volksgemeinschaft, die lebendige Fühlung mit dem organischen Leben der staatlichen Gemeinschaft in ihrer nationalen Eigenart". [24]) Tadel, der aus solcher staatsbürgerlichen Gesinnung erwächst, entspringt der Einsicht, daß das Getadelte für den Volkskörper Schädigungen enthält, bedeutet Ausmerzung des Geistes „würdelosen

[22]) G. Kerschensteiner: „Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung", Leipzig 1914, S. 18.

[23]) ebd. S. 33.

[24]) A. Pieper: „Die staatsbürgerliche Erziehung in der freien Volksbildungsarbeit", Volksbildungsarch., Berlin, 1920.

Feilschens“ [25]) im öffentlichen Leben. Sind die staatlichen Führer von diesem echten Staatsgeiste beseelt, d. h. sind sie frei von allem Streit und Hader über die Staatsform und haben sie nur das eine Ziel, das allgemeine Wohl des Volkes und Staates zu fördern, schöpft die billigende und mißbilligende Beurteilung von Vorschlägen aus der liebevollen Betrachtung des Gemeinschaftslebens, so wird die Masse des Volkes auch zur rechten Beurteilung erzogen. Nur aus der sittlichen Wertbeurteilung des Volks- und Staatswohles kann wahre Staatsgesinnung entstehen, nicht aus parteiisch eingestellten oder auf Vorteile tendierenden Bewegungen. Bei letzteren Stellungnahmen erzieht die Verteilung von Tadel und Lob zu einseitig ausgeprägter, subjektiv individueller Beurteilung, während die aus der sittlichen Wertsicht entstehenden, das Volk und Land berücksichtigenden Urteile in ihrer positiv annehmenden und negativ abweisenden Art die Menschen erziehen zur wahren Wertverteilung. Dieser für die Ausgleichung der Gegensätze bedachte Tadel, das für das Allgemeinwohl besorgte Lob regt das Individuum zum überlegenden Denken an, da es ihm erst die Wichtigkeit seines eigenen Selbst für das Ganze in der rechten Weise offenbart. Als Glied des Ganzen trägt seine winzige Eigenart und Selbstarbeit bei für das Gesamtwohl. Zugleich wird aber auch bewußt, daß mit der Höhe der Gesamtheit sein eigenes Wohlergehen steigt oder sinkt. Als ein für sich bestehendes, von jedem anderen getrenntes Individuum ist das Ich eingeordnet in eine Gesamtheit doch verantwortlich für das Ganze. Das echte staatsbürgerliche Lob, der von wahrer Staatsgesinnung getragene Tadel erzieht den jugendlichen Menschen zu hoher sittlicher Auffassung. Beobachten wir auch bei jedem sozialen Tadel und Lob einen bald guten, bald schlechteren Einfluß auf das Individuum, so liegen die Wurzeln der Wertbeurteilung wie der Gesellschaft überhaupt in der Einzelpersönlichkeit, bezw. in der Ableitung und Ausbildung des jugendlichen Individuums. Wie Tadel und Lob, selbst bei der Beurteilung eines Zustandes und eines Kollektivvorschlages wie in der staatsbürgerlichen Gruppe z. B., stets eine Persönlichkeit trifft und meint, so geht auch nur von einer Persönlichkeit Tadel und Lob aus. Objektiver Wert, wertschaffende Person und wertsichtige und wertbeurteilende Person sind somit die Voraussetzungen zum Lob bezw. zum Tadel.

Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit für die Jugend und auch das Recht der Jugend, mit den wahren Werten bekannt zu werden. Bei den pädagogischen Wirkungen, welche die Wertbeurteilung im Einzel- wie im Gesamtleben hervorruft, ist es eine Forderung der Erziehung, im Jugendlichen, in dem mannigfache Kräfte potentiell

[25]) Fr. W. Förster: „Staatsbürgerliche Erziehung“, Gehestiftung, Bd. 2, Leipzig 1910.

schlummern, diese zu wecken, den Blick Werten gegenüber zu erschließen, das Verständnis und die Liebe zu Werten wachzurufen, um seinen Willen anzuspornen, nur der Verwirklichung von Werten seine Kräfte zu leihen.

3. Kapitel.

## Tadel und Lob im Lichte der Werttheorien.

Für das erzieherische Lob, für den erzieherisch wirkenden Tadel fordern wir, daß in dem Lob, dem Tadel ein positiver oder negativer Wert beurteilt werde. Ohne Wertinhalt müssen wir das Wesen des Tadels und des Lobes nicht erfüllt sehen, wäre die Beurteilung ein leerer Wortschwall. Die wissenschaftliche Pädagogik hat sich nun zu fragen, ob eine der aufgestellten Werttheorien für das aufmunternde Lob, den mahnend berichtigenden Tadel normgebend sein könne, ob bei der Oekonomie des Tadels und Lobes eine dieser Werttheorien zu beachten sei. Zur Lösung dieser Frage mögen im folgenden die Theorien im einzelnen unter dem pädagogischen Wertmaßstab gesichtet werden.

Pädagogik als Erziehungslehre des Menschen wird meist auf die Bildung des Jugendlichen beschränkt, wenn man auch nicht verkennt, daß das ganze Leben des Menschen eine fortdauernde Erziehung ist. Da nun einmal diese Einschränkung gemacht ist, hat die Pädagogik zur Beurteilung der Jugendlichen ihren Wertmaßstab der jeweiligen physischen und psychischen Entwicklungskurve anzupassen, d. h. sie darf ihn nicht zu niedrig wählen, um die Spannkraft der Jugend zu erhalten und um alle Kräfte und Anlagen zu wecken, ihn aber auch nicht zu hoch nehmen, um den jugendlichen Geist nicht zu überanstrengen.

Zieht man diesen Gesichtspunkt in Erwägung, so scheint die psychologische Wertrichtung [26]) sich in der Erteilung von Tadel und Lob zur Ermunterung und Berichtigung als die rechte zu erweisen. Sie verkündet die Relativität und Subjektivität der Werte, und nennt wertvoll, was die Fähigkeit der Erweckung von Lust hat. In zahlreichen Untersuchungen hat man die Psychologie des Kindes und neuerdings des jugendlichen Alters herauszuschälen begonnen, um ein Verständnis für das Seelenleben der Jugend zu gewinnen und eine richtige Beur-

[26]) Literatur: v. Ehrenfels: System der Werttheorie II. Bde., Lpz. 1897; O. Kraus: Die Grundlagen der Werttheorie, Jahrbuch für Philosophie von Frischeisen-Köhler; Cl. Kreibig: Psychol. Grundlegung eines Systems der Werttheorie, Wien 1902; Fr. Krueger: Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff d. Moralphilos., Lpz. 1898; A. Meinong: Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie, Graz 1894; Aufsätze in Arch. f. d. ges. Psych. Bd. VI, 1906, Arch. f. d. syst. Philos., Bd. I, 1895, Logos Bd. 3, 1912; H. Westphal: Untersuchung. z. Werttheorie auf Grund einer Betrachtung der Wertgröße, Ztschr. f. Philos. u. Philos. Kritik, Bd. 158, 1915.

teilung fassen zu können. In diesen Jahren überwiegt das Gefühl weit das Verstandesleben, das noch fast unentwickelt ist, ein selbständiges Urteilen ist noch unmöglich, da das Eigendenken sich streng an dem konkret Gegebenen hält. Es liegt deshalb nahe, nur dort zu tadeln, wo die Handlung, wo das Wort tatsächlich aus einer unwertigen Gesinnung geboren wurde, nicht aber z. B. eine Aussage, welche dem Kinde gar nicht als Lüge bewußt sein kann, bei welcher die Phantasie die Führung des Gedächtnisses hatte. Man neigt dazu Lob zu geben, wo Werte und Handlungen dem kindlichen Unverständnis zugute geschrieben werden, die jetzt dem Kinde Lust bringen.

Es ist ein Verdienst, daß die psychologische Wertanschauung aufmerksam macht, jede Wertung sei subjektiv und abhängig von der intellektuellen Fähigkeit des Einzelnen. Die Beurteilung des Erziehers hat sich denn auch aus dieser Kenntnis bemüht, die Entwicklung des Jugendlichen stets zu berücksichtigen. Wo man nicht einseitig von streng abstrakten Gedanken geleitet wurde und das Einzelwesen einzuschätzen wußte, wie in der hellenistischen Zeit, im Humanismus und besonders bei denen, die auf die von Locke ausgehende psychologische Denkart weiterbauten, hat diese Rücksicht stets Platz in der pädagogischen Methodik gefunden. Der Jugendliche hat ein Eigenleben, eine eigene Vorstellungswelt. Daß man nun mit Ellen Key hingehen sollte und das Kind, welches der Erziehung bedarf, und dessen Welt als Norm für jegliche Erzieherarbeit hinstellen, ist wohl zu weit gegriffen. Der Erzieher würde bei dieser Methode ein Individuum heranwachsen lassen, dessen ganze Gesinnungen und Handlungen unter dem Werte des eigenen Urteils, des Eigennutzes stände, der Erzieher würde zum Diener des Zöglings, das Kind zum Despoten und Tyrannen des Erziehers. Man müßte alles loben, was der Schüler lobt, was er tadelt, müßte auch unsere Abweisung finden.

Hier liegt die Gefahr der psychologischen Werttheorie der Erziehung. Sie gibt uns zwar ein Verständnis der jugendlichen Seele aber die Erziehung muß weiterdenken; sie hat bestimmte Zwecke, zu denen sie die Jugendlichen bilden will. Aus dem psychologischen Verständnis wird die Pädagogik Anregung gewinnen für ihre Methode, ihre Ziele werden wohl kaum beeinflußt. Durch die psychologischen Kenntnisse wird der Erzieher die Möglichkeit gewinnen, den Jugendlichen seinen Anlagen entsprechenden Wertzielen zuzuführen, die Wertziele als solche werden durch die Psychologie nicht geändert.

Sind die Resultate der psychologischen Wertanschauung — subjektive — von der intellektuellen Entwicklung abhänge Wertung und Wertsicht — für die Grundlagen der Erziehung und für die Didaktik eine Vorbedingung, so ist ihre Behauptung: es gibt nur subjektive Werte für die Pädagogik nicht nur als Zielsetzung zwecklos,

sondern im tiefsten Sinne schädlich. Das Lossagen vom Objektiven kann nur einen einseitigen Individualismus hervorrufen, der sich bei konsequenter Ausbildung bis zum Stirner'schen Solipsismus steigern kann, oder sich zum Nietzsche'schen Uebermenschen auszuwachsen vermag, nicht aber wäre die Bildung eines Individuums möglich, das sich der historischen Kulturlage einordnet und durch Auswirkung seiner Anlagen mitbeiträgt zum kulturellen Fortschritt der Menschheit. Wohl vermag der jugendliche Verstand objektive Werte noch nicht zu verstehen, wenn das Gemüt sie auch schon in etwa ahnen kann; hier setzt die Erziehung ein, die hinweist auf objektiv gültige Werte, die zu verwirklichen sind. Bei einigem Bemühen wird es auch gelingen, der Vorstellungs- und Denkwelt des Zöglings die Objektivität dieser Werte klar zu machen. Mit der intellektuellen Entwicklung wird sich der Pädagoge auch anstrengen, die Klärung dieser Werte durchzuführen. Durch übende Gewohnheit und zum verantwortungsbewußten Denken so angeleitet, wird der Heranwachsende allmählich sich die Werte zu eigen machen und aus dem Wertbewußtsein heraus wird die Tendenz zum Setzen von positiven Werten, zum Meiden von negativen führen. Zu diesem Erziehungsziel leitet Tadel und Lob aber nur, wenn sie objektive Werte enthalten. Die subjektive Wertheorie führt eher zu einer Verwechslung von sinnlichem und geistigem Ich, von Individualität und Persönlichkeit. Persönlichkeitskultur ist eine Kundgabe schöpferischer Innenkräfte. Diese entfalten sich aber nicht in einem freien, subjektiven Sichausleben des Individuums. Wird der Einzelne nicht an objektiv Wertvollem gebunden, zu dem er mit seiner geistigen Kraft aufstreben kann, bleibt er sich selber, seinen eigenen Wünschen und Neigungen überlassen, so wird ihn seine peripherische Ichwelt überwältigen, seine Sinne und Leidenschaften werden ihn beherrschen. Das Erziehungsziel besteht aber in einer Vergeistigung des Menschen, d. h. der Einzelmensch soll befähigt werden, seine physische Natur völlig zu beherrschen, Sinne und Leidenschaften in seiner Gewalt zu haben. Die Seele soll dominieren über die Materie. Je mächtiger in diesem Sinne der Geistwille ausgeprägt ist, umsomehr Persönlichkeit ist der Mensch, Dieser Freiheitskampf des Geistes gegen die Materie ist kein Sichausleben des Individuums, wie Rousseau, Key, Gurlitt glauben, es ist eine Unterwerfung des Individuums unter ewige Werte. Gleich wie die Rebe nicht ihrer Eigenentwicklung anheimgegeben wird, sondern beschnitten und aufgebunden wird, um in die Höhe sich winden zu können, so muß auch das Individuum seine eckigen Eigenheiten bemeißeln, sich von objektiv Wertvollen leiten lassen, um die wahre Freiheit zu erlangen. Um bildenden Einfluß zu haben, muß Tadel und Lob zu objektiven Werten ermuntern, welche die psychologische

Wertrichtung trotz vielem Guten, das sie schon der Pädagogik gegeben hat und weiterschenken wird, nicht zeigen kann. Würde bei der Erteilung von Tadel und Lob die individuelle Eigenart unabhängig von Objektivem zuweit in Betracht gezogen, so würde dies eine Hemmung zum Persönlichwerden, zur Selbständigkeit des Menschen bedeuten. Es müssen vielmehr in jedem Tadel, in jedem Lob die großen Lebensgedanken und Lebensaufgaben durchleuchten und dem Getadelten, dem Gelobten empfinden lassen, weswegen dies unwertig oder werthaltig war, es muß der objektive Wert in dem jugendlichen Mikrokosmos übersetzt werden, in die Welt „des einfachen Dienstes und der kleinen Treue und dadurch die große Welt mit der kleinen Welt, das Erwachsene mit dem Unerwachsenen in Beziehung“ [27]) gesetzt werden. Dies vermag aber eine psychologische Wertanschauung, die jeden Wert vom Subjekt abhängig sein läßt, nie zu leisten.

Dem relativistisch subjektivistischen Psychologismus stellt die transzendentale logische Wertanschauung der Windelband-Rickert'schen Schule [28]) einen objektiv geltenden, normierenden Wert entgegen. Doch tritt dieser Wert aus einer Geltungswelt als ein Apriori an den jeweiligen Gegenstand heran, er ist ein vom Subjekt an den Gegenstand projezierter Wert. Dem gegenüber muß gesagt werden, daß unter Objektivität nicht ein apriorisches oder vom Subjekt gezeugtes Anschauungsmerkmal verstanden werden kann, sondern daß das Objektive ein vom Subjekt und von jedem Bewußtsein Unabhängiges sei. Der abstrakte Weg, zum „erkenntnistheoretischen Subjekt“, welches Werte sieht, erkennt und in Urteilen bejaht, kommt für eine Pädagogik nicht in Frage. Ein solches konstruktives Wertsehen verläßt den Boden der Wirklichkeit und verliert sich in spekulativen Abstraktionen. Es ist eine Aufgabe der Pädagogik, die Jugendlichen zu abstrakten begrifflichen und diskursiven Denken zu erziehen, die intellektuellen Fähigkeiten zur vollen Selbständigkeit zu entwickeln. Doch darf dabei die reale Außenwelt, die unabhängig von jedem Bewußtsein besteht und keine Setzung irgend eines menschlichen Denkens ist, verlassen werden. [29]) Wie der kindliche Intellekt von der realen Wirklichkeit aus seine Begriffe bilden lernt, so muß es ihm auch ermöglicht werden von dem Gegendständlichen aus, die Werte zu finden. Bleibt der Jugendliche auf sich allein gestellt, muß er von diesem alleinig wahren

[27]) Fr. W. Förster: „Schule und Charakter“, Zürich 1907, S. 68.

[28]) Literatur: E. Lask: Die Lehre vom Urteil, Tübingen 1912; Hch. Rickert: Der Gegenstand der Erkenntnis, 3. Aufl., Tübingen 1915; Vom Begriff der Philosophie, Logos Bd. I, 1910; Wilh. Windelband: Präludien 1911; Ueber Sinn und Wert des Phänomenalismus, Sitz. Bericht; Die Heidelberger Akad. d. Wiss., Philos. histor. Klasse, Heidelberg 1912, 9. Abhdl.

[29]) Eine nähere Ausdeutung muß einer realistischen Erkenntnistheorie überlassen werden.

Selbstbewußtsein letzhin zu einem Solipsismus kommen. Wie man ersieht, liegen die Verschiedenheiten dieser Wertanschauungen auf erkenntnistheoretischem Gebiet, auf das wir hinweisen, aber nicht eingehen können.

Da der Verfasser sich für eine objektive, d. h. von ihm unabhängig bestehende Welt bekennt, ist er gezwungen, diese entgegenstehende Werttheorie abzulehnen und glaubt, daß den Anforderungen derselben wohl geistig gereifte, intellektuell weit fortgeschrittene, für das abstrakte Denken lebende Geister entsprechen können, niemals für eine Erziehung Jugendlicher aber, die eng mit der bestehenden Wirklichkeit verbunden sind, deren Wissenstreben nach Erkenntnis dieser realwirklichen Welt geht, deren körperliches Sein sich dieser Wirklichkeit anzupassen sucht, fördernd sein kann. Tadel und Lob von diesem rein geistigen Gesichtspunkt, dessen Werte nur in dem subjektiven Bewußtsein verankert sind, könnten bei dieser für den Jugendlichen schwachen Begründung keine erzieherischen Faktoren haben. Für die Erziehung ist nichts so wichtig als an dem Selbsterlebten anzuknüpfen, von der Vorstellungswelt des Zöglings den Ausgang zu nehmen. Die Motivation, welche das Tun und Handeln des zu Erziehenden durch Tadel und Lob erhalten soll, muß das innere Selbst des Menschen packen. Der Erzieher muß es verstehen, sich mit dem geistigen Ich des Zöglings zu verbinden, um mit ihm, mit seinen eigenen Ansichten, die er zu wecken sucht, gegen das sinnliche, eigenwillige Ich zu kämpfen. Da kann die abstrakte, logische Werttheorie wenig nützen, die stets nur auf die intellektuelle Bildung eingestellt ist. Sie übersieht mit Kant, daß auch das Gemütsleben der Erziehung bedarf. Eine intellektuelle Erziehung allein bildet den Menschen nicht zur Persönlichkeit. Immermehr sieht man heute ein, daß unsere intellektuelle Schulbildung ergänzt werden muß durch eine parallel gehende Gefühls- und Gemütserziehung. Der rational kühl denkende Kopf ist nicht das Ideal des lebendigen Menschen, er muß belebt werden durch ein gemütsreiches, lebensvolles Herz. B. Pascals Ausspruch: „La coeur a ses raisons“ findet seine Argumente im Leben, in welchem der Feinsinn des Gemütes das Richtige trifft, wo dem Verstande noch die Gründe zum Handeln mangeln. Tadel und Lob, welchem die lebensvolle Wärme fehlt, das starrem, abstraktem Denken entspringt und nicht von liebevollem Verständnis getränkt ist, verfehlt seine erzieherische Wirkung. Das jugendliche, frische, stürmisch pulsierende Leben bedarf des eingehenden Verstehens. Abstrakt logische Beurteilungen werden es nicht zum Handeln anfeuern, sein Sinnen und Trachten nicht zum Nacheifern antreiben, während im psychologischen Verständnis erteilter Tadel, gespendetes Lob des Kindes Streben zur Nachahmung und wiederholender Anstrengung beleben kann.

Trotzdem will der Jugendliche mit wachsender Intelligenz auch wissen, aus welchen Gründen er so handeln soll, welche Werte sein Sinnen und Tun hat, und es würde ihn enttäuschen, wenn er erführe, daß alles nur Wert hat, weil sein Bewußtsein es wert hält, die Erfahrung, daß er nicht vermag, Werte zu realisieren, die von allen anerkannt werden, die objektiven Wert haben, daß er sich nicht führen lassen kann von objektiven Werten, daß er allein auf sich und sein Denken angewiesen ist, kann seinen schöpferischen Idealismus trüben. Die Heidelberger, logische Wertrichtung sieht ein, daß es objektive Werte geben muß; aber sie vermag diese nicht zu begründen in objektiv absoluter Geltung, da sie zur subjektiven Verankerung im „Bewußtsein überhaupt" zurückkehrt. Aus diesem Grunde muß sie als gültige Werttheorie für die Pädagogik ausscheiden. Die Basis in Tadel und Lob würde zwar auf die Notwendigkeit objektiver Werte hinweisen, dem Unterbau würde aber die nötige Fundierung fehlen.

Dieses Fundament sucht die panmetaphysische Wertanschauung zu legen, welche die Werte, die jedem Tadel und Lob zugrunde liegen, in einer „Urwirklichkeit" oder in dem „Gesamtleben" zu finden glaubt. Schon wegen einer solchen Begründung des sittlichen Wertes[30]) müssen wir diese Wertfundierung abweisen, weil der Persönlichkeitsbegriff gefährdet ist durch eine Erklärung, wie das Menschenwesen folge einer notwendigen Entfaltung, der Mensch gehe zuletzt im All auf. Für Tadel und Lob ist es direkt erforderlich, daß der Begriff der sittlichen Persönlichkeit gewahrt bleibt. Es liegt in der freien Entscheidung des einzelnen Menschen, ob er Werte anstreben und realisieren will, Tadel und Lob wendet sich an die gute Seite dieses Willens, um ihn für die Werte zu gewinnen und zu deren Verwirklichung anzuspornen. Nicht durch Naturnotwendigkeit, sondern durch freie Wahl und Entschluß wird der Mensch Persönlichkeit.

Eine pantheistische Urwirklichkeit, eine absolute Kultur kann den Erziehungsbedürftigen nur eine verworrene Einheit der Werte sein, keine antreibende Kraft und Pflicht zur Realisierung der Werte. Die frei sich entscheidende Person kann nur eine absolut wertvolle Persönlichkeit verpflichten. Tadel und Lob wird seine erziehende Kraft aus dem Wertinhalt schöpfen, wenn dieser selbst als Ideal in einer Persönlichkeit fundiert ist, der anzugleichen den Menschen stets ethische Aufgabe bleibt. Wenn auch das kosmische Fühlen der Jugend das Denken zur Metaphysik führt, so ist dies mehr ein zerstreuendes

[30]) Literatur: Hugo Münsterberg: Philosophie der Werte, Lpz. 1908; R. Eucken: Der Sinn und Wert des Lebens, Lpz. 1910; Geistige Strömungen der Gegenwart, Lpz. 1904; Grundlinien einer neuen Lebensanschauung, Lpz. 1907; Mensch und Welt, Lpz. 1919.

Suchen nach einem „Halt", ein religiöses Tasten nach einer Verankerung der persönlichen Werte, als eine Gedankentiefe metaphysisch rationalen Denkens. Der Aufweis einer solchen wertenthaltenden Persönlichkeit ist deshalb eine Hauptforderung der Erziehung, um die Jugend vor Zersplitterung ihres Wesensstrebens zu behüten, sie vor einer falschen Wertordnung zu bewahren und sie zu schützen vor einem irrenden Idealisieren von Unwerten. Es muß für den Menschen ein Ideal sein, an dem er seine geistigen Fortschritte im Kampf mit der Materie messen kann, dem nachzustreben sein Wille immer wieder angefeuert wird. Aus diesem Ideal, das eben höchste Persönlichkeit sein muß, um Persönlichkeiten bilden zu können, das den Zöglingen, wenn auch vorerst nur dunkel, verständlich ist, kann erst Tadel und Lob die Kraft schöpfen, welche die Erziehungsbedürftigen ermuntert zu tapferem Streben, selbst wenn sie gefehlt und geirrt haben sollten.

Die Wichtigkeit solcher Wertfundierung hat von den neueren philosophischen Bewegungen nur die phänomenologische Wertanschauung erkannt in ihrer ethischen Ausdeutung bei Scheler und neuerdings auch bei v. Hildebrand.[31]) Sie hat die Objektivität der Werte herausgestellt und Scheler hat es nicht unterlassen, für das Wertschaffen der eigenen Person auf das Vorbild einer Idealpersönlichkeit hinzuweisen. Je geistiger und je wertenthaltender dieses Vorbild gedacht wird, umso höher geistig steht auch die dem Vorbild nachstrebende Person. Dadurch daß diese Werttheorie den Wert als eine Qualität an einem Gegenständlichen erwies und ihn als eine Beschaffenheit der Person hinstellte, ist der ontische werthaltige Unterbau des Vorbildes geklärt worden. Dem jugendlichen Bedürfnis nach konkreter Gestaltung des Personenwertes, im Sehen der Möglichkeit des zu realisierenden Wertes an anderen macht das Vorbild zu dem wichtigsten Faktor der Erziehung. Tadel und Lob, das von einem solchen „Personenexemplar" des idealen Vorbildes ausgeht oder hinweist, vermögen bei den Erziehungsbedürftigen mehr als alle anderen Anregungen. Denn das, was ihm der zum Vorbild Auserlesene zeigt, will der Jugendliche selbst werden, Anerkennung dieses Weges, den er selbst gewählt, von anderen kann deshalb seinen Eifer nur noch

[31]) Literatur: D. v. Hildebrand: Die Idee der sittlichen Handlung, Jahrb. f. Philos. u. phän. Forschung, Bd. III, 1916; Sittlichkeit u. ethische Werterkenntnis, ebd. Bd. V, 1922. E. Husserl: Ideen zu einer reinen Phänomenologie u. phänom. Philosophie ebd. Bd. I, 1913; Logische Untersuchungen 2. Bd., Halle 1913, Bd. II., Halle 1921; A. Pfänder: Die Phänomenologie d. Wollens, Lpz. 1900; A. Reinach: Ges. Schriften, Halle 1921; M. Scheler: Der Formalismus in der Ethik u. die materiale Wertethik, Halle 1921; Die Sinngesetze des emotionalen Lebens, Bd. I, Bonn 1923; Religiöse Erneuerung, Bd. I., Leipzig 1923; Die späteren Schriften kommen für diese wertbegründenden Ansichten wegen der geistigen Wandlung Schelers nicht mehr in Frage, diese sind metaphysisch anders, d. h. pantheistisch orientiert.

mehr beleben, ein Hindeuten auf Mängel ihn nur veranlassen zur Korrektur an sich und zu einer schärferen Erfassung des Vorbildes. Das erlebte Verhältnis, welches die Person zu ihrem Vorbild einnimmt, ist nicht das des Gleichvollzugs der Akte desselben, keine Nachahmung der Handlungen und äußeren Gebärden, sondern es ist „die in Liebe zu diesem Gehalt — d. h. Wertgehalt der Persönlichkeit — gegründete Gefolgschaft in der Bildung ihres sittlich persönlichen Seins selbst". [32]) In allen Lagen des menschlichen Lebens zeigt sich die Wirkung des Vorbildes. Beim Kinde sind es die Eltern, beim Stamme der Häuptling, in der Familie der Ahne, in der Gemeinde und Heimat der Ehrsame und Weise, im ständigen Volkswesen der Fürst, in dem demokratischen Staate der Volksmann, der Präsident; ist für das Schulkind der Lehrer, für die Partei der Führer, für das Staatsglied der Held, Dichter und Sänger, für den Beamten der Staatsmann, für die Gesellschaft der Mensch der Mode, des Taktes, der arbiter elegantiae. Jeder hat sein Ideal, sein Vorbild. Je geistiger der Mensch, umso reiner und geistiger sein Vorbild. Und ist es dem Menschen unmöglich geworden in der realen Welt ein Vorbild für sich zu erblicken, hat bittere Menschenerfahrung dem Individuum den Menschen nicht als Sieger und Beherrscher der Materie zeigen können, setzt die Umgebung zu enge Schranken, behindert das Milieu die Weite des Blickes, so schafft sich ein gesundes, wertiges Innenleben ein ideales Vorbild. Daß solches ideales Zeugen selbst im Kinde lebt, dafür zeugt mir das Beispiel, das W. S. Monroe anführt. [33]) Das einzige Kind gebildeter und gereifter Eltern, das ganz im häuslichen Kreise erzogen wird, Katharina, schafft sich in ihrer Einsamkeit aus dem erlebten kürzeren Besuch eines älteren Kindes eine Phantasiefreundin Marie, die für sie „eine doppelte Rolle spielte — die einer Spielgefährtin und die einer äußeren Darstellung oder Idealisierung von Katharinens eigenem Selbst". Aehnliche Vorfälle, so berichtet Monroe weiter, habe er sich in großer Menge von Eltern erzählen lassen.

Das Vorbildnehmen kann nur fundiert sein durch die Akte des Wertenehmens und Werteerkennens. Nicht Willens- oder Strebeakte führen uns zu dem Vorbild, es liegt fern unserer „Wahlsphäre", wie Scheler sagt. Man kann so sagen: „Das Vorbild ist seinem Gehalt nach ein strukturierter Wertverhalt in der Einheitsform der Personeinheit, eine strukturierte Sowertigkeit in Personform, der Vorbildhaftigkeit des Gehalts nach aber die Einheit einer Sollseinsforderung, die auf diesem Gehalt fundiert ist". [34])

---

[32]) M. Scheler: „Der Formalismus ...". A. a. O. S. 598.

[33]) W. S. Monroe: „Die Entwicklung des sozialen Bewußtseins der Kinder". Berlin 1899, S. 13 f.

[34]) M. Scheler: „Der Formalismus ...". a. a. O. S. 602.

Wie der Wert, so ist auch das Vorbild in seiner Wertigkeit unabhängig von uns und unserem Bewußtsein gegeben als etwas Gegenständliches. Wir können das Vorbild nicht setzen und schaffen, wir vermögen nur aus dem Daseienden zu wählen. Sollte dennoch einmal einer ein anderes Individuum in idealer Glorie durch eigene Setzung sehen, so wird die Enttäuschung umso größer sein. Ist dies einmal wirklich geworden, so fragt zweifelnd der Sprachgebrauch: „Sollte ich mich getäuscht haben?", ergibt die Prüfung die Richtigkeit, so heißt es: „Ich habe mich getäuscht" aus dem wahren Bewußtsein heraus, Wert und Wertpersonalität liegt außerhalb unserer Macht, unserer Denksphäre, er ist unabhängig von uns da.

Zielsetzen können wir die Wertperson ebensowenig wie den Wert, und doch wirkt das Vorbild zielbestimmend auf uns. Aber das Vorbild ist nicht konkret materialbestimmend, es gibt nur die Form, die Gesinnungsform, in der Denken und Handeln verlaufen soll. Das Vorbild wirkt sinngebend auf die Akte und ist deshalb das Nachfolgen kein Nachahmen, sondern mehr ein Hineinwachsen in das wertzentrale Ich der Vorbildpersonalität.

Erzieherisch wirkt das Vorbild so in seinem ganzen Gebahren, seinem Denken und seinem Tun. Die Aeußerungen seiner Person zeigen, was Lob, was Tadel verdient, und spornen die zu ihm Aufblickenden an, ihr Werturteil, ihr Handeln und Lassen zu richten.

Wenn die phänomenologische Werttheorie so für den erzieherischen Tadel, für das erzieherische Lob Bedeutendes beiträgt, so ist doch die Ablehnung jeder Ziel- und Zwecksetzung unpädagogisch. Die Phänomenologie hat letzthin nur Nutzen für geistig Gereifte, für Erwachsene. Heranreifende, die nun einmal nicht nur gute Eigenschaften in sich zu entwickeln tragen, bedürfen der Erziehung, welche ein den Anlagen des Zöglings entsprechendes Ziel fest in die Augen nehmen muß. Dieses Ziel, das teils ein intellektuelles, teils ein sittliches ist, zu dem mannigfache, viel verzweigte Wege führen, sein Wertgehalt wird bestimmend für die Erziehung aus dem Wertziel. Aus ihm fließen Tadel und Lob, die bald den Zögling bei seinen, wenn auch kleinen, Erfolgen in dem Zielstreben zu ermuntern und seinen Eifer noch mehr zu wecken suchen, bald durch Tadel seine Lässigkeit wieder aufrütteln, ihn durch Hinweise auf das Wertziel in seinem Irren berichtigt und anfeuert zur Wiederaufnahme des Kampfes bei einer Niederlage. Solange die phänomenologische Wertanschauung diese für die Pädagogik wichtige Ziel- und Zwecksetzung ablehnt, kann sie selbst bei ihren vielen nützlichen Untersuchungen, welche der wissenschaftlichen Pädagogik Vorteil brachten, für die Zielbestimmung der Erziehung selbst wenig dienen. Der Heranwachsende bedarf einer

teleologischen Erziehung. Wie es ihm bei seinen noch unentwickelten Geistesanlagen und bei seiner geringen Erfahrung oft unmöglich ist, die wahre Wertschätzung zu haben, so liegt ihm ein Festlegen auf bestimmte Werte noch ferner. Er bedarf der Anleitung.

Das Folgen nach dieser Leitung soll nun nicht ein gezwungenes, sklavisches Gehorchen sein, sondern ein wertgeklärter, freiwilliger Gehorsam. Mit der Entwicklung der Intelligenz, mit dem entstehenden selbständigen Denken soll der Erzieher sogleich dem Zögling den Wert des Zieles, das der Beschaffenheit seiner Anlagen äquivalent erscheint, sehen lehren. Die Unterordnung unter den Erzieher für die Führung zu jener Reife, deren Wert er vielleicht jetzt nur ahnen, später aber erkennen wird, den aber der Erzieher ausgerüstet mit einem durch Erfahrung bereicherten Wertbewußtsein für den geeigneten hält, muß dem Zögling aus der stets sich entfaltenden Werterkenntnis als ein freudiges Dienen zur Erreichung der selbständigen Arbeit im Ganzen der Kultur als sittlicher Persönlichkeit wie auch als Berufsauswirkung erscheinen, als der Weg zur Uebung der notwendigen Selbstdisziplin, als Vorbereitung zur Eigenarbeit im sozialen Ganzen.

Wohl kann das Ziel kein material konkretes sein, eine solche Setzung liegt außerhalb der menschlichen Denkfähigkeit, es kann nur formal bestimmend sein. Der in der Erziehung zu erreichende Zweck besteht zunächst, wie wir in der Bestimmung jeglicher Erziehung gezeigt,[35]) den Zögling soweit zu fördern, daß mit seiner Entwicklung die Kulturerhaltung gesichert ist. Seine Bildung zum Kulturträger, Kulturförderer, zu schöpferischer Betätigung wäre das höchste Ziel. Zunächst ist jedenfalls ein Hineinwachsen in die bestehende Kultur erforderlich. Dies geschieht aber nur, indem das zu erziehende Individuum selbst zu einer Wertigkeit gelangt, eine Persönlichkeit wird. Nur von der individuellen Durchbildung aus ist eine überindividuelle Förderung zu erwarten. Tadel und Lob von einem überindividuellen Gesichtspunkt erteilt bei einem noch nicht soweit geförderten Individuum verfehlt seine Wirkung, da es nicht verstanden werden kann. Die Wertkenntnis ist noch nicht so umfassend, nicht so vertieft.

Der überindividuelle Kulturwert scheint mir auch gegenüber dem Persönlichkeitswert, von welchem doch erst jede Kulturerhaltung und Kulturförderung abhängt, bei J. Wagner[36]) zu sehr zu überwiegen. Es müßte nicht so sehr die Wichtigkeit dieses Wertes hervorgehoben werden, wie die diesen Wert erst fundierende der Personalität. H. Gaudig, welcher den Persönlichkeitswert als den jede Kultur tragenden erwiesen, unterläßt es zu beweisen, daß auch „im Ziele der

[35]) I. Abschnitt, 1. Kapitel.

[36]) „Pädagogische Wertlehre", Leipzig-München 1924.

Persönlichkeit die Einseitigkeiten des Individualismus und des Sozialismus überwunden werden können". [37])

Alles überschauend müssen wir sagen, daß keine dieser Werttheorien allein für das erzieherische Lob, für den erziehenden Tadel in Frage kommen kann. Die logische Wertanschauung, die auf einer unserem Denken entfernt liegenden Erkenntnistheorie basiert, die mit dieser Erkenntnislehre zwar einen objektiven Wert in ihrem Sinne anerkennt, aber nur einem gereiften Intellekt die Erkenntnis dieses subjektiv gegründeten Wertes ermöglicht, kann für eine fruchtbringende Pädagogik nicht Maßstab werden. Die panmetaphysische Wertanschauung, die einen wahren objektiven Wert herausstellt, sucht die Begründung dieses in einer metaphysischen Spekulation, welche dem natürlichen, realerkenntnistheoretischen Denken widerspricht. Die Phänomenologie, welche die Objektivität der Werte richtig darlegt, ihre Begründung aber unterläßt oder bei Scheler sie mit der Heranziehung des Uebernatürlichen, Theologischen versucht, also nicht mehr mit dem natürlichen Denken der Philosophie und die für jede Erziehung wichtige Zielsetzung ablehnt, kann bei allem für die Pädagogik theoretisch Guten nicht zum Maßstab der erziehenden Wertbeurteilung werden. Aus der psychologischen Richtung mußten wir zurückweisen die Subjektivität der Werte, aber sahen uns genötigt anzunehmen, bei der erziehenden Wertbeurteilung stets die psychische Struktur der Beurteilten zu beachten. Ist es unmöglich, daß eine von diesen Werttheorien allein normgebend wird für das erziehende Urteilen, so vermag es vielleicht eine Synthese. In Tadel und Lob, so geht aus den bisherigen Untersuchungen hervor, muß ein objektiver, von jedem subjektiven Bewußtsein unabhängig begründeter, in einer absolut wertreichen Persönlichkeit fundierter, die psychologische Konstitution des Beurteilten berücksichtigender Wert seine Mißbilligung und Billigung finden, seine zur Umkehr mahnende, seine zur Erreichung anfeuernde Beurteilung äußern. Ich habe eine Wertbegründung des objektiven Wertes in einer auf der realen Erkenntnistheorie aufbauenden metaphysischen Denkart versucht, [38]) in welcher der Wert in einer absolut wertvollen und verpflichtenden Persönlichkeit verankert ist; und ich halte es für möglich, diese Theorie zu verbinden mit dem für die Erziehung herausgestellten Merkmal der psychischen Berücksichtigung aus der psychologischen Wertanschauung. Aus der Objektivität der Werte und deren festen Verankerung in einer absoluten Persönlichkeit ergibt sich die Möglichkeit jeder Ziel-

[37]) C. Marx: „Die Persönlichkeitspädagogik Hugo Gaudigs", Paderborn 1925, S. 81.

[38]) Vgl. Aufsatz des Verfassers: „Das Wesen des Wertes und seine Begründung, Philos. Jahrb. d. Görres-Gesellschaft, 39. Bd., 1926, Heft 4 u. 40. Bd. 1927, Heft 1.

setzung, die werthaltig ist und den positiven Wertanlagen im Individuum äquivalent erscheint. Denn eine Zielsetzung als solche ist in der Pädagogik noch nicht wertig, sie muß ihren Wert erst durch denkende Relation zu einem höheren Wert oder zu einer schon werthaltigen Persönlichkeit ausweisen. Dieser Forderung kann hier stattgegeben werden. Da die geistigen Dispositionen — auf die kommt es ja hier an — mit der Verschiedenheit der Individuen variieren, die absolute Persönlichkeit (Gott als der Wert par excellence) aber als absolute eben alle positiven Werte in sich realisiert hat, oder vielmehr diese ihre höchsten Entfaltungsmöglichkeiten in ihr haben, können die variabelsten Zielsetzungen, die bei der Mannigfaltigkeit subjektivwertiger Potenzen in der Erziehung vorkommen, hier ihren Wert erweisen und dem Subjekt die Verwirklichung als sittliche Lebensaufgabe übertragen. Wie uns aber von den Vertretern der Anthropologie und der Pathologie, der Physiologie und der Psychiatrie, der Soziologie und der Psychologie immer wieder bekundet wird, wie es uns die Erfahrung immer wieder zeigt, die Beobachtung stets lehrt, wird der Mensch, selbst bei bester Kenntnis seiner Anlagen, und dem diesen entsprechenden Lebensziel, bald durch physische und psychische Hemmungen, bald durch Einwirkungen seiner Nächsten und seiner Mitmenschen, bald durch seine geographisch-lokale Umwelt und die temporären Umstände gehindert, seiner Lebensaufgabe gerecht zu werden. In seinem sittlich erkannten Wertstreben kann das Einzelwesen gelähmt werden bis zum Stillstand, bis zum resignierten Umschlag in eine Tendenz zu Unwerten. Der Heranwachsende mit besten Wertanlagen wird, abgesehen einmal davon, daß auch in ihm liegende unwertige Anlagen zur Aktualisierung tendieren, allen Einflüssen nicht widerstehen können. Er hat einen „Halt" nötig, welchen der Erzieher bei der allmählichen, intellektuellen Entwicklung geben kann durch Anleitung zu tieferem Wertsehen, zum möglichen Erfassen des objektiven Wertes, dessen Objektivität erweisbar, durch Aufzeigen eines Vorbildes, an welchem die Verwirklichung des Wertes, der so schwer zu realisieren scheint, erschaubar wird. Auf letzterem beruht z. B. auch „die ungeheure religiöse Bedeutung des fleischgewordenen Christus, daß er die Gotteskindschaft unter den Bedingungen dieser Welt vorlebte und realisierte".[39]) Wenn diese menschlichen Schwächen auch jeder deutlich sieht, so kann ihm mit gleicher, wenn nicht mit größerer Deutlichkeit doch die erhaltene Wertaufgabe und deren Verwirklichungspflicht gegeben sein. Ebenso können die objektiven Wertziele bei einer Beurteilung und einer eingehenden Behandlung solcher menschlichen Schwächen dem Urtei-

[39]) E. Spranger: „Die Generation und die Bedeutung des Klassischen in der Erziehung", Aufsatz in „Festschrift zum 70. Geburtstag G. Kerschensteiners", Lpz.-Berlin 1924, S. 318.

lenden wie dem Beurteilten in ihrer ganzen verpflichtenden Kraft aufleuchten, vermag die Forderung einer Wertverwirklichung selbst bei der tiefsten Ohnmacht des eigenen Könnensbewußtseins dem geistigen Auge klar vorzustehen. Hieraus wird es ersichtlich, daß eine Berücksichtigung des Individuums bei Tadel und Lob auf die Schwierigkeit des Erreichens, die bei den verschiedenen individuellen Anlagen variable Größe ist, kein Abweichen von der objektiven Geltung des Wertes in sich schließen muß. Die unbedingte, feste Gerichtetheit auf objektive Werte behindert eine individuelle Rücksicht in Tadel und Lob keineswegs. Aus dieser Unentwegtheit zur objektiven Geltung, aus diesem ungebeugten Festhalten erwächst vielmehr erst das erziehende Moment in Tadel und Lob. Denn eine nur von der individuellen Rücksicht geleitete Beurteilung erzieht nicht zu objektiven Werten, sondern zu subjektiven. Ein stetiges Entschuldigen der Fehler des Zöglings verwischt im Zögling die unbedingte Wertgeltung, während der zur objektiven Wertrealisierung anhaltende Tadel eine Korrektur des Zöglings darstellt, die ihn allmählich an die Werte gewöhnt und Unwerte hassen lehrt, während solches Lob den Zögling auf der richtigen Bahn nur zum größeren Eifer anspornen kann.

Die Synthese von objektiver Wertgeltung und subjektiver Rücksichtnahme ist also möglich, ohne den erziehenden Einfluß überhaupt einzudämmen. Sie ist nötig, da der Heranwachsende bei den zahlreichen physischen und psychischen Hemmungen leicht seine objektive Wertverpflichtung vergessen kann. Tadel und Lob, die wie keine anderen Erziehungsmittel beider Forderungen in sich schließen, werden so zu den vornehmlichen Erziehungsmaßnahmen. Nur mit einem objektiven Wertgehalt sind Tadel und Lob sinnvoll, d. h. überhaupt erst möglich, und mit einem individuellen Merkmal versehen, nehmen Tadel und Lob erzieherischen Charakter an. Ist letzteres Element nicht enthalten, so sind sie eine bloße Abweisung und Anerkennung, bloße Urteile. Erst mit dem individuellen Gepräge finden sie auch erziehenden Einfluß. Diese individuelle Prägung darf nicht sogleich als eine personale genommen werden. Sie kann auch eine Gesamtheit umfassen wie eine Klasse, einen Stand, einen Beruf usw. Deshalb könnte man dieses erziehende Merkmal besser noch ein „punktuelles“ [40]) nennen. Solches punktuelle Lob, solcher punktuelle Tadel, welcher die geforderte Synthese in sich verkörpert, in den sich ein echtes pädagogisches Werturteil verhüllt, möge im folgenden als spezielles Erziehungsmittel für die Jugend betrachtet werden.

[40]) Dieses Merkmal kann man nicht „subjektiv“ nennen, da Tadel und Lob in Urteilsform gebracht stets das Getadelte und Gelobte schon als Subjekt oder Objekt bringen. Z. B. „Paul hat dies gut ausgeführt“; „die Mutter muß Paul wegen dieser Arbeit tadeln“. Weil nun das erziehende Lob, der erziehende Tadel sowohl bei dem individuellen, wie dem kollektiven Urteil etwas speziell Treffendes ist, heiße ich dieses Merkmal ein „punktuelles“.

II. Abschnitt.

# Tadel und Lob in der Jugenderziehung.

1. Kapitel.

## Geschichtliches.

Solange Menschen die Erziehung ihrer Nachkommen oblag, haben Erziehungsmittel stets Bedeutung gehabt. Doch hat die Ausprägung dieser sich immer abhängig erwiesen von dem ästhetischen Feingefühl und der persönlichsittlichen Achtung vor dem jungen Leben, welches die Erzieher und die jeweilige Zeit hatte. In den Zeiten, die von Anschauungen strenger Selbstabtötung und ernster Askese erfüllt sind, ist kein Raum für Rücksicht auf physische und psychische Beschaffenheiten des Individuums. Die Jugend, die behaftet mit den Auswirkungen der Erbschuld nur einen verschleierten Blick hat, muß mit gleich strengen Mitteln an diesen Ernst gewöhnt werden. Einem solch ernsten, harten Geschlecht ist der Takt für jugendliches Ehrgefühl Weichlichkeit, welcher der Jugend gegenüber fern gehalten werden muß. In solcher Sphäre nimmt der Verkehr zwischen Erzieher und Zöglingen denn auch eine mit Askese durchdrungene rauhe Art an. Tadel und Lob als ein Erziehungsmittel vornehmer Sitte, verfeinerten Verkehrs, welches aus der Rücksichtnahme und Achtung des Nebenmenschen geboren wird, findet in Zeiten rauher und derber Sitten, bei Menschen, die ohne Obacht ihr Ziel verfolgen, sich hinwegsetzen in derber Art über physische Gebrechen und psychische Fehler, die aber auch in ihren Freuden, bei ihren Festen diese Derbheit suchen, keinen Anklang. Es ist deshalb gar nicht zu verwundern, wenn im Mittelalter, in denen ein supranaturalistischer Geist wehte und der Mensch in einer feudal-aristokratisch-zünftigen Organisation lebte, in der die Umgangsformen in ihrer Urwüchsigkeit bestanden und die Menschen sich in voller, natürlicher Grobkörnigkeit begegneten, Tadel und Lob in der Erziehung den gröberen Erziehungsmitteln gegenüber zurücktraten. Diese robuste Art lebte sich denn auch in der Erziehung aus. Rute, Fasten, Karzer waren die gewöhnlichen Mittel, wenn es auch nicht an Mahnungen zur Milde fehlte und selbst einige, wenn auch nur wenige Lehrer auf den Gebrauch der Rute verzichteten. Ohne strenge Zucht war bei der vorherrschenden Rohheit des Volkes nicht auszukommen. Rute oder Stock wurden gleichsam das Abzeichen des Lehrers. Joh. Janssen[41]) berichtet von der wichtigen Rolle der Rute, in dem er auf ein vorhandenes Schulsiegel der Stadt Höxter hinweist. „Der Schulmeister, mit einem faltenreichen Talar und einer runden Mütze bekleidet, schwingt sitzend mit der erhobenen Rechten die Rute über einen vor ihm knieenden Knaben, welchem er mit der Linken das Kinn hält

[41]) „Geschichte des Deutschen Volkes", Frbg. 1887, Bd. I, S. 69.

und den Kopf in die Höhe reckt". Auch kommt dieses Robuste zum Ausdruck in dem von Joh. Janssen erwähnten Rutenzug oder Virgatumgehen, indem die ganze Schuljugend in den Wald zog, um selbst den Rutenbedarf zu beschaffen. Abends kehrten alle „mit ihrer Plage beladen" unter Scherz und Sang in die Stadt zurück. Aehnliches findet sich an den anderen Festen, bei denen sich stets die Freude an der Ausgelassenheit labte. So am Feste der unschuldigen Kinder, an welchen die Jüngsten die Herrscher wurden, welchen sich die Aelteren zu fügen hatten.[42])

Hier war eine strenge Zucht vonnöten, Worte reichten nicht aus, Rute und Stock beherrschten denn auch in Schule und Haus die Erziehung. „Selbst Kaiser Maximilian erhielt in seiner Jugend von der Hand des Lehrers oftmals tüchtige Schläge".[43])

Eine mildere Form zieht erst mit der Renaissance bezw. dem Humanismus ein. Die in ihm auftauchenden Gedanken brachten dem europäischen Geiste eine Wendung. Ein echter germanischer Zug brach sich in dieser Bewegung Bahn: der Individualismus, welcher das ganze Mittelalter unterströmt hatte. Es war ein Jahrtausend wohl vergangen, seit die jungfrischen Germanenstämme das Christentum angenommen, welches die an Zivilisation und Kultur ermüdete Antike belebend umgestaltet hatte. Wie Kinder die Sitten der Aelteren nachahmen, so hatten sie ehemals christliche Gedankengänge von den Römern übernommen, oft zwar nur unter großem Widerstand und Trotz. Im 12. und 13. Jahrhundert regte sich wieder ihr bisher niedergehaltenes Eigenleben, sie bemerkten, daß etwas anderes in ihnen lebt. Durch antike Schriftsteller, die sie teils traditionell ererbt, teils in dieser Zeit wiedergefunden, konnten sie in ihrem Selbstgefühl, dessen Wiedererwachen sich nicht mehr dämpfen ließ, nur bestärkt werden. „Das Dulden und Dienen, das unten ansitzen und gering von sich denken, die Verachtung der Welt und ihrer Lust und das Streben nach dem, was droben ist, das alles ist gar nicht nach ihrem Sinn. Vielmehr sagt ihrem Lebenssinn zu, was die Philosophen und Redner, die Historiker und Dichter der alten Griechen und Römer rühmen: der Hochsinn und das Großvonsichdenken, der Bürgerstolz, der sich die Freiheit im Kampf erhält, die Herrscherkraft, die Widerstrebende niederwirft, auch die Kraft des Denkens, welche die Wirklichkeit bewältigt, die Bildung und der freie Lebensgenuß, der sich alle Dinge dienstbar zu machen weiß".[44])

---

[42]) Diese Sitte hat sich in Klöstern bis in die neueste Zeit erhalten. Auch ist wohl das „Umgekehrte Bierdorf" bei Studenten auf diesen Ursprung zurückzuführen.

[43]) J. Janssen: „Geschichte ....." S. 69.

[44]) Fr. Raulsen: „Geschichte des gelehrten Unterrichts", Lpz. 1896, Bd. I, S. 50.

Das Selbstgefühl, das in der Lektüre der antiken Werke eine Verfeinerung erfährt, das sich auswirkt in einer vornehm-luxuriösen Lebenshaltung, züchtet eine Abneigung gegen alle Beaufsichtigung, gegen jeden Zwang. So ist man geneigt, auch in der Erziehung Milde walten zu lassen, da man die Jugend zu einem starken Selbstbewußtsein erziehen will. Mapheus Vegius möchte die körperliche Strafe am liebsten ausgeschlossen wissen. Er mahnt, die Individualität der Kinder zu berücksichtigen, einen edlen Wetteifer wachzurufen, Tadel und Lob zu spenden. Wie die Aelteren selbst auf die Bildung ihrer persönlichen Anlagen bedacht waren, so erkannten sie auch die Individualität ihres Zöglings an. So sprach auch Viktorin von Feltre bei aller Strenge seiner Erziehung einer milden Disziplin das Wort. Auch Martin Luther will eine milde Zucht. Die Erzieher sollen nicht „Henker und Stockmeister" gegenüber den Kindern sein; zwar soll man den bösen Buben „mit eichenen Butterwecken die Haut vollschmieren", aber nach dem Gebrauche dieser „geistlichen Salbe" vergesse man nicht, „daß der Apfel bei der Rute sein muß". [45]) Er warnt vor einer strengen, freudelosen Erziehung.

Manchmal allerdings gingen die Humanisten in ihrer Milde zu weit. Geleitet vom Wahne nach ciceronianisch-klassischem Ausdruck ließen sie bei einem Uebeltäter, wenn er seine Handlung in gewähltem Latein darlegte oder sich in feiner Redewendung verteidigte, große Milde, ja Straferlaß walten. So wird es uns überliefert von Valentin Trotzendorf's Schüler-Republik in Goldberg.

Die ganze gesellschaftliche Kultur schloß ein, daß man in der Handhabung der Disziplin human verfuhr. Hauptsächlich waren aber die Humanisten Theoretiker; und diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß die Humanistenschulen theoretisch die Prügelstrafe zwar abwiesen, praktisch diese aber stets weiter benutzt wurde, wenn auch, wie wir gesehen, einige Milde sich praktisch zeigt. Körperliche Züchtigung erlauben z. B. die „Nordhäuser-" (1583) und „Eisennach'sche" (1705) Schulordnungen, die „Weimar'sche Gymnasialordnung" (1705), während Erasmus, Melanchthon und Sturm wünschen, „daß die Strenge des Stockes und der Rute nicht nötig werde". [46])

In der nachreformatorischen Zeit nahm die Erziehung daher auch bald wieder die rohe derbe Art an. Besonders waren es die protestantischen Schulen, die eine rohe Schulzucht hatten. Der Grundgedanke hierzu wird wohl in Luther's Lehre von der Unfreiheit des Menschen zum Guten zu suchen sein.

Die milde Disziplin finden wir in jener Zeit, abgesehen von der „Koburger Schulordnung" von 1606 und 1626, welche durch Tadel

[45]) Entnommen Sachse: „Geschichte d. Erziehungsstrafe", Paderborn 1913.
[46]) Vgl. P. Barth: „Geschichte der Erziehung", VI. Aufl. Lpz. 1925. S. 282.

und Lob die Jugend anzuspornen ermahnen, hauptsächlich in den katholischen Systemen. Karl Borromäus will mehr die Milde als die Strenge walten lassen und verlangt sich aller Schmähworte zu enthalten, „weil das für die Ehre der Schule nicht paßt".[47]) Der Lehrer soll nicht die Schüler allein beurteilen nach ihrem Fleiß und Fortschritt, sondern auch die häuslichen Verhältnisse zu erkunden suchen. Die Mahnung zur körperlichen Züchtigung nur in Ausnahmefällen gibt J. Baptist de la Salle seiner „Société des frères ignorantins" (1681); ebenso handelt die „ratio studiorum" (1599) der Jesuiten. Letztere gründet ihre ganze Erziehung auf Disziplin und Ehre. Diese Fundierung ist, wie Fr. Paulsen[48]) sagt, die gleiche, wie der Unterbau der Offizierserziehung. Der Stifter der Societas Jesu ist ja auch Offizier gewesen. Es gilt unbedingter Gehorsam, dessen Wurzeln Selbstbeherrschung und Ehre sind. Erstere geht hervor aus der Selbstzucht, d. h. aus der Geistbeherrschung über die natürlichen Triebe. Ehre ist die Ehre vor dem Oberen und vor dem höchsten Herrn, Gott. Hierzu kommt die Jugend nicht durch Strafe und Furcht. Diese äußeren Mittel benützt der Orden nur in Ausnahmefällen und dann muß nach „ratio studiorum" (Regeln für den Präfekten der Gymnasialstudien) ein Zuchtmeister strafen, „der nicht von der Gesellschaft sein darf. Wo man einen solchen nicht haben kann, ersinne man eine andere Weise, um die Schuldigen gebührend züchtigen zu lassen".[49]) Statt dieser äußeren Mittel benutzt der Orden die religiösen der Beichte und Betrachtung. Zur Belebung des Wetteifers unter den Schülern führen die Jesuiten die Aemulatio und den Dekurio für jede Klasse ein. Letzterer ist selbst ein Schüler und muß auf seine Mitschüler achtgeben und ihnen die Strafaufgaben abhören. Man mag mit letzteren Einrichtungen nicht einverstanden sein, immerhin haben die Jesuiten mit ihrer Studienordnung die Disziplin gehoben, das Ehrgefühl der Zöglinge gepflegt und erzogen. Wenn auch die öffentlichen Preisverteilungen bei einigen nicht gewollte, unliebsame Charakterseiten zeitigten, so haben sie den gesunden Ehrgeiz der Zöglinge angetrieben und den Eifer in manch guter Arbeit belebt.

In gleicher Zeit streben aber noch mehr Männer eine pädagogische Reform an, welche für die Zucht körperliche Züchtigung möglichst verbannt wissen wollen. So alle die, welche durch beobachtende Erfahrung und vergleichende Vernunft auf das Individuum hingewiesen wurden, L. Vives, M. Montaigne, Bacon v. Verulam. Diese Genannten, die aus tiefer pädagogischer Erfahrung für jede

[47]) Heinr. Baumgartner: „Geschichte der Pädagogik", Freiburg 1913, S. 103.

[48]) „Geschichte des gelehrten ....", Lpz. 1895, Bd. I, S. 428 ff.

[49]) „Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu" in Bibliothek der Katholischen Pädagogik, Bd. IX, Frbg. 1896, S. 229.

erziehlische Disziplin zur Milde aufforderten, schöpften aus der Erfahrung der Bestrafung. Sie erkannten, daß die Erziehungsmittel auf die jeweilige Eigenart des Individuums eine verschiedene Wirkung ausübten. Wolfgang Ratichius, der als Schüler Bacons die Orientierung alles Stofflichen von der Entwicklung des Jugendlichen aus gesehen wissen will, glaubte ohne Zwang mit einer milden Schulzucht alles zu erreichen. Die Kardinaltugend der Pädagogen ist ihm die Geduld, die sich mit der natürlichen Entwicklung des Kindes zufrieden gibt und nichts zu überstürzen sucht. Joh. Amos Comenius, der an Ratkes Naturgemäßheit anknüpft, will belehrende, ermahnende, bisweilen auch tadelnde Worte anwenden, und nur im Notfalle zu ernsteren Mitteln greifen. J. Locke, der als erster die psychologische Basis begründet und vertieft hat, weist trotz — oder gerade wegen seines Deismus' hin auf die sittliche Erziehung des Menschen. Als Mittel gibt er an: Belehrung, Tadel und Lob, weil diese befähigt sind „das große Geheimnis der Erziehung", das Ehrgefühl zu wecken und zu pflegen. Er stellt die Pädagogik ganz auf eine psychologische Grundlage und zeigt der Methode einen neuen Weg und damit auch für die Mittel die Notwendigkeit einer individuellen Behandlung.

Aber trotz dieser psychologischen Kenntnisse zeigt die nachfolgende Entwicklung des Pietismus unter Phil. J. Spener und Aug. Herm. Francke, daß der natürliche Mensch infolge der Erbsünde zum Guten unfähig ist. Jedenfalls beeinflussen die psychologischen Erfahrungen die pietistische Erziehungsmethode schon, da sie rät, ein Kind nicht auszuschelten oder zu schlagen. In Sanftmut und Geduld soll man unterrichten, sich Mühe geben, die verschiedenen Gemütsarten der Kinder kennen zu lernen und nicht alle gleich zu behandeln. Ihre Vorsorgepädagogik, geboren aus dem großen Verantwortungsgefühl der Pietisten, die für die gemeinsamen religiösen Uebungen viel Zeit in Anspruch nimmt, führt letztens zur Verkennung, daß alle Bildung Selbstbildung sein muß. Letzthin muß deshalb diese religiöse Vorsorgepädagogik, welche das Kind sich nie selbst überläßt, als einseitige, religiöse Ueberspannung geschichtlich in das Gegenteil umschlagen. Dies geschah in der Aufklärung, deren religiöse Anschauung in dem von England übertragenen Deismus wurzelt, deren erziehliche Ansicht vom Menschen in der naturgemäßen Entfaltung gipfelt. „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorkommt, und alles entartet in den Händen der Menschen", beginnt ein Führer der Aufklärung, J. J. Rousseau, seinen Erziehungsroman: „Emil". Alle die freie, natureigene Entwicklung des Kindes störenden Einflüsse müssen nach ihm zu einer wahren fruchtbringenden Erziehung entfernt, bezw. fern gehalten werden. Da es nach ihm keine ursprüngliche Verderbtheit des Menschen gibt, da alle Triebe und Nei-

gungen der Natur an sich gut sind, so kann bei seiner Erziehung, welche dem Pfade der Natur folgt, keine Rede von Strafe sein. Das Kind findet Belehrung nur aus dem Erleben der Folgen und Wirkungen des eigenen Handelns. Tadel und Lob ist hier unangebracht, unpädagogisch, da es den Stempel menschlicher Willkür an sich trägt. Ein Kind, das einmal ein Uebersehen der Verfehlung erfahren, wird jedes Eingreifen als Willkür nehmen müssen. Der rechte Weg ist bei dieser Methode schwer zu finden. Das Kind muß den Weg der Gattung gehen, d. h. die Folgen des eigenen Handelns erfahren. Innerhalb gewisser Handlungen wird das Erlebenlassen des eigenen Tuns erziehlich sein; in den Fällen aber, die zum Schaden des Kindes führen oder deren Folgen sich erst nach Jahren zeigen, muß doch der schwachen Einsicht der Zöglinge zu Hilfe kommen die Erfahrung der Aelteren, die sich eben in Tadel und Lob formt. Rousseau sagt aber hierzu: „Der Zögling soll nur mit eigenen Augen sehen, nur mit seinem Herzen fühlen; es soll ihn keine Autorität beherrschen, außer die Autorität der Vernunft". [50])

Die auf dem rationalistischen Boden Rousseaus aufbauenden Pädagogen die man unter dem Namen der Philanthropen zusammenfaßt (Basedow, Campe, Salzmann, Guts-Muths usw.), die zugleich eine größere praktische Erfahrung haben, ziehen für die Erziehung das Ehrgefühl wieder hinzu. Dieses suchen sie ähnlich wie die Jesuiten durch den Wetteifer zu beleben und durch äußere Preisverteilungen zu züchten. Was im Philanthropinismus die Grundsätze für Erziehungsstrafen angeht, so waren diese äußerst streng und man ging bald der alten Zuchtrute wieder halbwegs entgegen. In der von Ulysses von Salis gegründeten Anstalt zu Marschlins in Graubünden, galt folgende Stufenfolge von Erziehungsmitteln: „Geldstrafe vom Taschengeld, Gefängnis bis zur Einsperrung, Versetzung in eine niedere Klasse, die Fidel, das Karrenfahren, Schildwachstehen, das Rad, der Schreier, das Fasten (Carieren), die eigene Plage, der Bann, die Verweisung von der Anstalt", [51]) alles Strafen, die mittelalterliche Strenge atmen, und heute sogut wie unbekannt sind. Die gefährliche Tändelei der Philanthropen bei ihren Fleiß- und Preisorden, bei der öffentlichen Bekanntgabe des Namens des Jünglings, der sich durch sittliche Güte ausgezeichnet, kann uns heute nur ein mitleidiges Lächeln entlocken.

Gegen diese Weichlichkeit stellt J. Hch. Pestalozzi eine ernstere Erziehungsmethode. Auch er spricht von einer naturgemäßen Erziehung, in welcher der Erzieher gleichsam Gärtnerarbeit verrichtet,

[50]) „Emil", IV. Buch, Uebersetzung von K. Große, Lpz. 1923, S. 119.

[51]) Entnommen J. J. Sachse: „Geschichte und Theoriee der Erziehungsstrafe", Paderborn 1913, S. 53.

von einer individuellen Bildung, die sich an die Kräfte jeder Einzelnatur anschließt. Trotz dieser Nachsicht, trotz diesem gütigen Eingehen, glaubt er, „daß eine Maulschelle zur rechten Zeit gar nicht unrecht sei". [52]) Ein weichliches Nachgeben in sinnlichen Begierden und individuellen Neigungen der Kinder verwirft er und will den Geist einer gütigen Strenge in die Erziehung aufnehmen. Die Ursache einer solch falschen Nachsicht liegt nach Pestalozzi darin, daß unsere Liebe keine reine ist. Diese wahre Liebe entkeimt aus dem Verhältnis des Kindes zur Mutter, welches Verhältnis auf Vertrauen, Dankbarkeit, Geduld und Gehorsam fundiert ist. Die gleiche Basis muß das Kind zum Erzieher finden, der es mit Worten und gewöhnender Anleitung hinweist auf die Tugend und den Glauben. Diese Ansicht teilen mit Pestalozzi die meisten gewissenhaften Pädagogen wie z. B. Felbiger, Sailer, Overberg, [53]) Niemeyer, Vierthaler, Dinter, Jean Paul, Lor. Kellner, um nur einige zu nennen.

So schält sich in der geschichtlichen Entwicklung aus der mittelalterlichen strengen Zucht, die nur die Aneignung des Stoffes bei den Schülern bezweckte, ein neuer Begriff der Erziehung, welcher eine stoffliche Annahme als sekundäres Moment auffaßt gegenüber der Bildung des Charakters als das Primäre. cultura animi soll die Erziehung sein. Mit der Klärung des Erziehungsbegriffes macht die derbe Art der Disziplin einer gütlichen Milde und einer individuell psychologischen Beurteilung Platz.

Die psychologische Fundierung der pädagogischen Methode, die eine individuelle Beobachtung voraussetzt, bringt eine Verfeinerung der Erziehungsmittel, die eine sinnliche Belohnung und Strafe zugunsten eines geistig-seelischen Tadels und Lobes ablehnt. Die psychische Grundlage der Pädagogik, auf die Vives, Ratke und Comenius durch Beobachtung und Vergleich hingewiesen wurde, die J. Locke zu begründen versuchte und auf welche Rousseau, Basedow, Pestalozzi und Overberg, wenn auch im verschiedensten Sinne aufbauten, erfuhr gleichzeitig mit der wissenschaftlichen Bearbeitung der Psychologie im 19. und 20. Jahrhundert eine wissenschaftlich begründete Fundierung, und mit der allgemeinen Forderung nach einer experimentellen Psychologie wuchs auch der Ruf nach einer experimentellen Bearbeitung der Pädagogik. Während Herbart seine Kinderpsychologie noch gründet auf die allgemeine Psychologie der Erwachsenen, machen Mediziner und Gelehrte schon aufmerksam auf die Eigenart der Kinderpsyche. Tiedemann, [54]) Sigismund, [55])

[52]) ebd. S. 59.
[53]) Vgl. Aufsatz des Verfassers in der „Pädagogischen Post" Nr. 72, 1926.
[54]) „Beobachtungen über die Entwicklung der Seelenfähigkeiten bei Kindern", Stuttgart 1787.
[55]) „Kind und Welt", 1856.

Kußmaul,[56]) Wilh. Preyer[57]) ergehen sich in besonderen Untersuchungen über die Seelenfähigkeiten des Kleinkindes. Zahlreiche Nachfolger in Amerika (Miß Shinn, Moore, Chamberlain), Frankreich (Pénz, Chramaussel, Compayré), Italien (Paola, Lombroso), Bulgarien (Gheorgow), England (Sully), Rußland (Sikorsky) und Deutschland (Ament, Meumann, Stumpf, Bühler, Stern, Dyroff, Dix, Spranger) behandeln teils das Kleinkind teils das Schulkind und den Jugendlichen. Als Ergebnis kann man aus den zahlreichen Untersuchungen für die Erziehungsmittel entnehmen, daß bei der großen Differenzierung der jugendlichen Psyche und der deshalb mannigfach verschiedenen Wirkung eine Anpassung der Mittel an das jeweilige Individuum gesucht werden muß, daß bei dem heute vorherrschenden höchstempfindlichen Selbstgefühl und dem zarten Ehrgefühl, deren Verletzung oder Verlust von soweittragenden Folgen für die sittliche und intellektuelle Entwicklung des Jugendlichen ist, die sinnlich-derbe Art, wie sie früher vielleicht in manchen Fällen angebracht war, schwinden muß einer achtenden Behandlung. Selbst wenn man die sinnliche Belohnung und Bestrafung als letztes Mittel bei dem Kleinkinde noch befürworten will, muß doch jeder einsehen, daß bei den Heranwachsenden mit der allmählichen intellektuellen und sittlichen Entfaltung auch ihrer jeweiligen Reife entsprechende Mittel zu einer gewinnbringenden Erziehung notwendig sind. Tadel und Lob, die, wie wir sehen, stets einem Werte Ausdruck verleihen und einen erziehlichen Charakter in sich schließen können, sind die jeweilig besten und würdigsten Mittel. Der Wert und der Ansporn vermag hier einen der jeweiligen Reife des Individuums entsprechenden Ausdruck zu gewinnen, ohne die objektive, normierende Geltung des Wertes einzuschränken und ohne das Selbstbewußtsein und Ehrgefühl des Jugendlichen zu kränken; vielmehr ist Tadel und Lob bestrebt, beides zu stärken und das Streben zu beider möglichen Vollendung zu beleben und zur Wertrealisierung anzufeuern und zu ermuntern.

2. Kapitel.

## Tadel und Lob im Verhältnis zum Willen und zur Autorität.

Tadel und Lob, welche diese ermunternde Tendenz in sich schließen, suchen nicht in sinnlich-peripherischer Art zu beeinflussen oder gar zwangsmäßig zu bestimmen durch drohende Ueberredung, sie bieten dem Verstande wertende Ueberzeugung und begründete Ueberlegung. Nicht so sehr durch Beurteilung des Geschehenen suchen diese Mittel die Zöglinge zu bilden wie durch Ergreifen der Persön-

[56]) „Ueber das Seelenleben des Neugeborenen", Lpz. 1859.
[57]) „Die Seele des Kindes", 1882.

lichkeit, die Handelnden auf ihr Eigenstreben aufmerksam zu machen. Dies ist keine Beurteilung einer Beschaffenheit des Erziehungsbedürftigen, es ist ein Packen des Eigenseins dieser persönlichen Psyche. Nicht ist es die Bewertung der naturgemäßen, durch übernatürliche Prädestination, durch assoziationsbedingter Determination oder durch Erbanlagen festgelegten Entwicklung, wie vielmehr die Hinwendung zum Willen des Menschen.

Es ist eine Fühlungnahme zu dem Willen, der trotz äußerer Schwierigkeiten, trotz innerlich bedingter Hemmungen und psychischer Veranlagung sich frei entscheidet und das Handeln bedingt. Denn das Wollenserlebnis ist es, in welchem das Subjekt seine Spontaneität erlebt. Im Wollen findet das Individuum sich als Ausgangspunkt einer Tätigkeit. Durch zahlreiche mechanistische und deterministische Theorien hat man den spontanen, freien Willen als Bewußtseinstäuschung hinzustellen versucht; die neuesten Versuche Achs und Michottes weisen aber wieder darauf hin, daß im Willensakt eine Tätigkeit liegt; diesem ist das Bewußtsein „ich will" etwas Wesentliches. „Das Wollenserlebnis kann als ein von dem Erlebnis des assoziativen Geschehens deutlich Verschiedenes experimentell festgestellt werden. Gegenüber diesen Tatsachen noch von einer „mystischen Kraft des Willens" zu sprechen, möchte wohl eine bedenklichere Sünde gegen den Geist der Wissenschaft sein, als die zwar verfrühte, aber einer richtigen Ahnung entspringende Aufstellung der determinierenden Tendenzen durch Ach". [58])

Nur einer Gesinnung, einem Handeln, das aus diesem tiefen Bewußtsein des Eigenwillens entstanden ist, kommt Tadel oder Lob zu. Entsteht Gesinnung und Handlung aus notwendiger Entwicklung heraus, sei es aus biologischen Gesetzen, sei es durch die Macht der Umgebung, Verhältnisse oder persönlicher Beeinflussung, so könne man weder tadeln noch loben. Beides ist nur dort möglich, wo Eigentätigkeit einer Person vorliegt oder diese unterstützt werden soll. Ein Individuum kann nur soweit verantwortlich gemacht werden, wie es selbst denkend und willentlich an einer Handlung beteiligt ist. Ist es durch äußere Mächte bewältigt worden, ohne in die Handlung einzuwilligen, so liegt die Verantwortung da, von wo der Zwang ausgegangen ist.

Soll ein Individuum sich nun ganz seinem eigenen Gutdünken, d. h. Trieben und Neigungen überlassen? Gegenüber diesem Einwurf stellten wir schon fest, daß die Rousseau'sche Meinung von der natürlichen Güte des Menschen nicht richtig ist. Zugleich müssen wir

[58]) J. Lindworsky: „Der Wille", Lpz. 1921, S. 106.

uns aber auch gegen Luther's Meinung wehren, daß der Mensch zum Guten ungeeignet sei. Da uns der Mensch mit den verschiedensten Potenzen beanlagt zum Guten und Bösen erziehlich ist, wird es stets unsere Aufgabe sein, ihn nicht zwangsmäßig, sondern mit seinem Willen zum Wertvollen zu bilden. Tadel und Lob, das immer werthaltig sein muß, bleibt uns somit das beste Mittel.

Wenn auch den Kindern die wertende Unterscheidung von Gut und Böse mit dem vierten Lebensjahre [59]) zugeschrieben wird, so kann bei der geringen intellektuellen Ausbildung kaum mehr als ein angehendes Verstehen der Werte angenommen werden. Ein volles Verständnis wird auch der Jugendliche zwischen 11 und 15 Jahren kaum haben, wenn er zu dem „idealen Gebrauch" dieser Werte gelangt. Und doch ist es wichtig, dem Kinde schon die Werte aufzuweisen, welche der Erwachsene hat, und seinen Willen in die werthaltige Richtung zu lenken. Denn das Kind soll zum Menschen werden. Es soll der Beherrscher seiner Triebe und Neigungen werden. Sein Geist soll beherrschen den Körper. Das Mittelalter bezeichnete den Sieg des Geistes über die launenhafte Natur als „Stäte". [60]) Diese Stetigkeit in der Erziehung zu erreichen, ist aller Erzieher Aufgabe. Der sinnliche Mensch, der nach Wechsel verlangt, der oft in Trägheit und Halbheit stecken bleibt, muß und soll seinen Willen stetig anspannen, um nicht dem Körper mit seinen Neigungen zu dienen. W. Preyer kommt in seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis: „Durch Kultivieren der Vorstellungen höherer Ordnung kann schon im zweiten Jahre der Wille dirigiert und dadurch der Charakter geformt werden; aber nur durch unerbittliche Konsequenz, welche keine Ausnahme eines Verbotes zuläßt, ist es möglich, ihm die einmal erteilte Form zu erhalten". [61])

Tadel, der sich „nicht so sehr an die irrige Einsicht, als an den irrenden schwachen Willen, der über dem Zug der Sinnlichkeit nicht Herr wird und des Antriebes bedarf", [62]) Lob, das sich an den Willen wendet, um ihn willfährig zu machen für Werte und zu ermuntern auf dem erfolgreich eingeschlagenen Weg, kommt der mangelnden Wertsicht der Jugendlichen entgegen, gibt ihrem Wollen die Richtung zu wahren Werten. Tendiert das Wollen auf Werte, so ist ein unwertiges Handeln nicht möglich. Von einem verkehrt gerichteten Wollen hängen oft die größten Werttäuschungen ab. Deshalb ist, wie schon J. Lindworsky in seiner psychologischen Abhandlung „der Wille" fordert, in der Pädagogik eine Ausgestaltung des Wertes notwendig. [63])

[59]) Siehe A. Dyroff: „Ueber das Seelenleben des Kindes", Bonn 1911.
[60]) Fr. W. Förster: „Schule und Charakter", Zürich 1907, S. 60, S. 128 ff.
[61]) „Die Seele des Kindes", II. Aufl., Lpz. 1884, S. 254.
[62]) C. Krieg: „Lehrb. d. Pädagogik", Paderborn 1893, S. 179.
[63]) a. a. O. S. 197.

„Gerade darum muß dem Menschen, wenn er überhaupt zu Werteeinsicht (und in ihr fundiertes mögliches Wollen und Handeln) gelangen soll, zuerst Autorität und Erziehung so zu handeln und so zu wollen bestimmen, daß diese Täuschungsmotive seiner Werteinsicht aufgehoben werden. Der Mensch muß zuerst auf mehr oder weniger blinde Weise objektiv richtig und gut wollen und handeln lernen, bevor er das Gute als gut auch anzusprechen vermag und einsichtig das Gute zu wollen und zu verwirklichen imstande ist". [64])

Aus diesen Erwägungen heraus wird eine Erziehung gefordert, die von einer willensstarken Persönlichkeit, die ein strenges, objektives Wertsystem besitzt, geleitet wird. Aus der Erkenntnis der mangelnden Einsicht und des noch schwachen Willens wird der Erzieher für Tadel und Lob nicht die strengsten Wertmaßstäbe anlegen dürfen. Wann dies geschehen kann, wird von der jeweiligen Konstitution des Zöglings abhängen. A. Dyroff glaubt dies nicht zu können an Menschen „bis zu 20 Jahren". [65]) Der Maßstab selbst wird sich in der Pädagogik immer anlehnen müssen an die physische und psychische Kraft des jeweiligen Individuums, ohne jedoch die Objektivität und die zu realisieren gebietende Norm des Wertes außeracht zu lassen. Man kann dem Kinde schon einen Wert in konkreter Darlegung erklären und durch Gewöhnung verwirklichen lassen, dem auch Erwachsene folgen müssen. Allerdings müßte man den gedanklichen Unterbau des Wertes dem heranwachsenden Kinde stets besser und in angemessener Wortform erklären, d. h. das gedankliche Element des Wertes muß der jeweiligen Vorstellungs- und Anschauungswelt des Heranwachsenden gemäß dargelegt werden. Würde dies unterbleiben, so könnte im späteren Leben ein Wert als nur für das Kind angemessen erscheinen. Der Grund wäre dann darin zu suchen, daß die Begründetheit der Werthaltigkeit dieses Wertes mit der intellektuellen Ausbildung nicht Schritt gehalten hat. Zugleich erhebt sich auch das Problem, ob man die Werte der Lust und Unlust in der Pädagogik verwenden darf, die für eine sittliche Persönlichkeit nie den Grund eines Entscheids bilden können.

Ein Kind, das sich in den oft komplizierten Verhältnissen des Lebens zurechtfinden muß, dem immer wieder Neues begegnet, lebt ganz in einer sinnlichen Welt. Das abstrakte Leben, die Geisteswege liegen außerhalb seines Gesichtskreises. Das Kleinkind sieht seine Lebensaufgabe in dem steten Betasten, Befühlen, Beriechen, der Trieb alles kennen zu lernen, läßt es nimmer rasten. Das Schulkind der ersten Jahre, welches diese Kindermanieren nicht sofort ablegen kann, steht auch in großer Abhängigkeit seines Körpers. Es ist ganz erklär-

[64]) M. Scheler: „Vom Ewigen ...." a. a. O. S. 88.
[65]) a. a. O. S. 72.

lich, daß hier die Werte des Angenehmen und Unangenehmen, der Lust und Unlust eine wichtige Rolle spielen. Der Erzieher, von dem wir Beachtung der individuellen Konstitution bei Tadel und Lob forderten, muß nach unserer These in diesem Alter, in welchem die intellektuell abstrakte Bildung ruht, in dem Personen und Umstände vielfach nur bewertet werden nach der Lust und Unlust, die sie bereiten, hierauf Rücksicht nehmen. Der Wille, der als Ziel Lustvolles oder Zweckdienliches wählt, schreckt in der Jugend vor Hemmnissen und Schwierigkeiten, die Unlust bereiten, zurück, da der im Ziele liegende Wert meist unbekannt ist. Hier gilt es für den Erzieher den Jugendlichen diesen Wert bekannt zu geben, indem er gleich hinweist auf die Freude, die erreicht wird. Die unlustbetonte Schwierigkeit, welche der Verwirklichung des wahren Wertes entgegensteht, muß der Jugendliche rechtzeitig überwinden lernen. Eine in Aussicht gestellte Belohnung kann das Streben in diesem Falle beleben. Eine solche sinnliche Belohnung dürfte aber nur gegeben werden, wenn wirklich etwas Schwieriges verlangt wird. Nicht darf dem Kinde für jedes Tun solche ausgestellt werden. Dies würde das Kind „verwöhnen" und die Folgen seien nicht abzusehen. Bringt es die Leistung fertig, für welche die Belohnung ausgesetzt war, so muß es diese auch erhalten. Sein Gerechtigkeitsgefühl würde durch ein Vorenthalten schwer gekränkt werden. Hat es die Schwierigkeit einmal überwunden, so wird eine Wiederholung leichter vonstatten gehen, und es könnte dahin belehrt werden, daß eine Belohnung jetzt nur für Größeres gegeben wird.

Diese Methode der sinnlichen Belohnung, die wir wegen des überwiegenden Lebens in der Außenwelt für das Kleinkind und die ersten Schuljahre befürworten können, benutzten die Humanisten und poetae laureati in ihren Lateinschulen, ebenso die Jesuitenkollegs, während eine regelmäßige Form dieses Lobes heute nur in romanischen Ländern getätigt wird, besonders bei den gloiresüchtigen Franzosen. Bei den Philantropen gilt, wie oben erwähnt, das Gleiche. Meritentafeln, Ehrenbillets, Geldgeschenke, Verdienstmedaillen und Orden usw. finden bei dieser Methode reichen Gebrauch. In den Jahren, in welchen die intellektuelle Bildung und das sittliche Werturteil seiner Reife entgegengeht, macht diese Art der Aeußerlichkeit das Streben nach den Preisen anfeuern, und auch Erfolge erringen, aber für manche seelische Schäden wird hier der Grund gesucht werden müssen. Hält es in unserem heutigen deutschen Unterrichtswesen schon schwer, mit der intellektuellen Ausbildung auch die nötige Charakterstärke zu erzielen, so wird bei dieser veräußerlichten Methode das Problem nur noch wachsen.

Es besteht nämlich die Gefahr, daß die Leistung von Schüler und Lehrer stets unter dem Aspekt der Preisverteilung gesehen wird,

schreitender gedanklicher und sittlicher Entwicklung bestrebt sein zu vergeistigen. Die Freude an wertvoller Betätigung wird zu wecken sein, die ihre Kräfte gern einsetzt, um Großes zu erreichen. Diese geistige Freude an der Tätigkeit, die bei guter Leitung gerade im tätigen Knaben- und Pubertätsalter so leicht zu wecken ist, muß vereint mit gütiger weiser Erklärung dem Jugendlichen die Wertsicht erschließen. Durch die Tätigkeit, die zum Werte hinleitet, wird er gewöhnt an wertiges Handeln, durch die gedankliche Fundamentierung wird seinem Denken die Werthaltigkeit dieses oder jenes Tuns nahe gebracht, seinem Handeln ein tieferer Sinn gegeben und sein Denken zu teleologischer Setzung, sein Wille zu verantwortlichem Bewußtsein erzogen. Das gedankliche Moment des Tadels, der Sinn des Lobes hat für den Heranwachsenden eine viel tiefere, nachhaltigere Kraft wie das Gefühl, das unter dem Einfluß der vorherrschenden Phantasie bei schwach entwickeltem Gedächtnis bald verblaßt.

Und doch muß in der Erziehung dieser basierende Gedanke mit der Neigung in Tadel und Lob verbunden werden, um ermunternden Erfolg zu erzielen. Nicht können wir Kant beipflichten, welcher den für einen Jugendlichen stets zu abstrakten Begriff der Pflicht allein normierend wirken läßt, den Pflichtgedanken allein für ein sittliches Handeln entscheiden läßt. Der Pflichtbegriff kann nur bei einer Zwiespältigkeit des Entschlusses bei verschiedenen Möglichkeiten auftauchen. Kant übersieht es, daß die Lust nicht immer sinnliche Lust zu sein braucht, er kennt und zieht in seiner ethischen Theorie die geistige Lust nicht in Erwägung. Für unsere gesellschaftliche und intellektuelle wie auch für unsere sittliche Erziehung haben wir diese geistige Lust nötig.

Die jugendliche Psyche, deren Tätigkeiten bedeutend mehr gefühlsbetont sind, wie bei den mehr abstrakt denkenden Erwachsenen, stößt das nur Gedankliche ab. Das Gemüt will auch gepflegt sein. Daß das vergangene Jahrhundert beeinflußt von seinen Philosophen und Ethikern allein mit ihrem Verstand und ihrem Willen, den sie als gesetzgebend priesen, alles zu erreichen suchten, während sie das Gemüt nur als sentimentale Schwärmerei aufzufassen vermochten, da sie es nicht erzogen, vielmehr verkümmern ließen, verursachten die Krankheit des Intellektualismus, die seit den letzten Jahrzehnten unsere Erziehung in Bann hält. Männer mit weitschauendem Blick ermahnen zur Umkehr, verlangen wieder Belebung der Bildung durch Pflege des Gemütes, um nicht das Menschenleben der Technisierung und Mechanisierung zu überlassen.

Dies ist auch der Grund, weswegen wir die Herbart'sche Pädagogik ablehnen müssen. Herbarts Verdienst ist es, der Pädagogik eine philosophische Grundlage gegeben zu haben. Sein Erziehungsziel beruht auf der Ethik, seine Unterrichtsgrundsätze gründen auf der

Psychologie. Ihm ist es zu danken, daß psychologische Gesetze beim Unterrichte Beachtung finden. Er ist der Begründer der wissenschaftlichen Pädagogik und Methodik. Das Ziel seiner Erziehung ist die sittliche Charakterstärke. Trotz dieser großen Verdienste, die Herbart für die Pädagogik hat, müssen wir für Tadel und Lob seine Pädagogik beanstanden, da ihr Unterbau große Schwächen aufweist. Seine Psychologie, welche das Seelenleben als eine Mechanik der Seelenkräfte, welche durch die Vorstellungen in Bewegung gesetzt werden, erkennt der Seele jede Anlage, jedes Vermögen ab. Durch diese Auffassung, die seine mechanische Trennung der Erziehung in Regierung, Unterricht und Zucht bedingt, wird die sittliche Würde des Menschen untergraben. Die Freiheit und Selbständigkeit im Menschen, auf die wir für Tadel und Lob das Hauptgewicht legen, hebt seine Ansicht auf, da der Mensch zu einer „Maschine wird, die nur reagiert, wenn ein Druck von außen durch die Vorstellungen erfolgt". [66]) Seine fünf praktischen Ideen, welche das sittliche Verhalten des Einzelnen und der Gesellschaft regeln sollen, führen zu einer „subjektiv empfundenen Schönheit verschiedener Willensverhältnisse", [67]) nicht aber zu einem Charaktermenschen, der objektive Werte zu verwirklichen als seine Lebensaufgabe erkennt, um mitwirken zu können an dem kulturellen Fortschritt.

Tadel und Lob, die vom objektiven Werten erfüllt werden, sind die einzigen Erziehungsmittel, die in ihrer mannigfachen Gestaltung auch das Gemüt zu bilden imstande sind. Durch die individuelle Anpassung ist es möglich, nicht allein das Denken und die Willenseinstellung zum Werte zu erziehen, sondern auch den ganzen Menschen zu ergreifen. Dies darf sogar nicht Möglichkeit bleiben, sondern muß Notwendigkeit werden, wenn man tadelnd gute Seiten, lobend edlen Eifer wecken will. Um dieses erreichen zu können, ist zwischen Erzieher und Zögling ein Verhältnis erforderlich, das auf gegenseitigem Vertrauen und Ehrfurcht beruht. Der Erzieher glaube an den Zögling, und dieser wird ihm gerne folgen. Wenn der Heranwachsende stets an seine Fehler erinnert wird, sobald sich nur das Geringste ereignet, so gewinnt die Gleichgültigkeit oder Verbitterung bald die Oberhand. Die Lehren seines Erziehers werden ihm nicht zum Maßstab des Handelns, da sie ihn in dem beständigen Moralisieren anekeln müssen. Sobald ihm Gelegenheit wird, geht er seine eigenen Wege. Wo der innerlich Kämpfende, der mit Problemen Ringende, die er kaum versteht und die ihm zu lösen unmöglich sind, im Erzieher nur einen Menschen findet, der für seine leiblichen Bedürfnisse sorgt und um seine gesellschaftliche Stellung bemüht ist, nicht ihm aber Verständnis für

[66]) Hch. Baumgartner: „Geschichte der Pädagogik", Frbg. 1913, S. 212.
[67]) M. Renat: „Herbart", München, 1907, S. 23 in Pädagogische Zeitfragen Bd. III, Heft 15.

seine inneren Sorgen entgegenbringt, mit diesem Erzieher wird der Heranwachsende innerlich brechen, wenn er auch notgedrungen äußerlich ihm folgen muß. Will der Erzieher seinen Zögling zu einer Stellung heranbilden, zu seinem Idealberufe erziehen, während des Zöglings Neigungen andere Pfade suchen, dann wird der Schüler entweder in diesem Berufe ein flacher Durchschnittsmensch werden, der phlegmathisch oder verbittert seine Pflichten erfüllt, oder er wird seinem Erzieher einmal die größte Enttäuschung über seine Auffassungen bringen. Im letzteren erschien die Stärke eigengestaltiger Anlage, die zur Entfaltung drängt, ersteres wäre Nachgeben des Zöglings in seinem Wertstreben gegenüber der mächtigeren Stimme des Erziehers. Auch wäre es möglich, daß Schwäche des Schülerwillens der äußeren Macht (wirtschaftlicher Art z. B.) der Erzieher nachgibt und eher die Auseinandersetzung flieht, als daß er die Kraft hätte, dem Erzieher offen entgegen zu treten. In solchem Falle wird das Vertrauen in der Erziehung aber schon früher einen Riß erhalten haben. Des Zöglings Neigungen und Anlagen können dem Erziehungsziel, welches die Erzieher sich ausgedacht, diametral entgegengesetzt liegen. Ein Erzieher, der Erzieher ist, wird bei solcher Lage bescheiden lauschen müssen auf die vorhandene Befähigung, auf die seelische Einstellung seines Schülers. Er muß Glauben haben an die Fähigkeiten seines Knaben und dieses Vertrauen, das er in ihn setzt, auch offen bekunden. Nicht darf er seine Enttäuschung oder gar Unwillen über das Erhoffte, dessen Realisierung dem Kinde seine Natur versagt hat, dem Zögling gegenüber äußern oder merken lassen. Er könnte zu leicht das Könnensbewußtsein seines Befohlenen zerstören und dadurch seine Schaffensfreude lähmen. Die vorgefundenen Anlagen zu heben und in die wahren Wertbahnen zu lenken, um sie für Individuum und Gesellschaft fruchtbar zu machen, muß die wahre Freude des Erziehers sein, demgegenüber alle selbstischen Wünsche und Pläne zurückzutreten haben. Diese Freude, dieser Glaube an die vorgefundenen Anlagen, das Vertrauen, das er in diese setzt, die Hoffnung, die er hat, wie sie einmal ausgebildet werden können, soll überstrahlen auf das Kind. Tritt ein Erzieher mit diesem belebenden Vertrauen an das Kind, so wird er das Vertrauen dieses gewinnen, werden kindliche Offenheit und Ehrlichkeit ihm für die Erziehung den Weg zeigen und bahnen. „Wir machen uns selten klar, welchen Einfluß das Geheimste, was wir über einen Menschen denken, auf sein wirkliches Handeln ausübt und wie das, was wir von ihm erwarten, lähmend oder lösend auf seine inneren Kräfte wirkt. Man sagt nicht umsonst, daß der Mensch nicht verloren gehen könne, solange ein anderer wahrhaft an ihn glaubt. Auch in diesem Sinne macht der Glaube lebendig und tötet der Zweifel". [68])

[68]) Fr. W. Förster: „Schule und Charakter", Zürich 1907, S. 183.

Das pädagogische Verstehen, das schon behandelt,[69]) muß die Grundlage zu gegenseitigem Vertrauen legen. Mit Theorien ist hier wenig abzuhelfen, ist doch einmal „die individuelle Eigenart einer menschlichen Persönlichkeit eine einmalige, ja einzige, eine unableitbare, auch unwiederholbare, eine gleich wohl sehr wertvolle Wirklichkeit". [70]) Der Erzieher muß sich bewußt bleiben, daß hinter den roten Backen und den leuchtenden Kinderaugen eine lebendige Seele steckt, die geformt und gebildet sein will, die, um mit Plato zu sprechen, schwanger lebt und harrt, um im Schönen gebären zu können.

Lebenspendendes Vertrauen geboren aus dem echten Verstehen im tadelnden Richtigstellen, in der lobenden Ermunterung mitklingen zu lassen, ist pädagogische Kunst, die tiefer Menschenkenntnis entquillt. Nicht jedem schenkte das Leben solche Gaben. Nicht jedem ist es somit gegeben, zu tadeln und zu loben.

Forderten wir bisher für den Erzieher, der Tadel gibt und Lob erteilt, eine fest fundierte Wertsicht, die in der Objektivität der Werte verankert ist, in welcher die Werte von einer Einheitsnorm, die alle Werte in sich verkörpert, in ihrer Geltung begründet sind und die es ihm ermöglicht, nur Werte zu loben, Unwerte aber zu tadeln, so genügt für den, welcher tadelt und lobt, um erziehlich zu wirken, eine gute Wertsicht und ein feines pädagogisches Verstehen nicht. Das Vertrauen zwischen Erzieher und Zögling würde zerstört werden, wenn das Kind die Erfahrung macht, daß sein Erzieher anders handelt, wie er es theoretisch und praktisch anleitet. Dieser Widerspruch zwischen Theorie und Praxis bei dem Erzieher macht das hierfür hellsichtige Kind stutzig und wird ihm den Glauben und das Vertrauen an seinen Erzieher nehmen und die Werteordnung, die in jungen Jahren wie so vieles noch konkret mit der Erzieherpersönlichkeit identifiziert wird, zerstören. Eine Werttäuschung würde die Folge vielleicht für das ganze Leben werden. Diese könnte nur da vermieden werden, wo der Heranwachsende schon gelernt hat, Werte als solche von ihrer Verwirklichung, objektive Werte von der jeweiligen praktischen Willensstellung zu ihnen zu trennen. Dem Schüler müßte bei dieser Erfahrung, um böse Folgen zu verhindern, schon bewußt sein, daß er Werte unabhängig von seinem Lehrer realisieren kann.

Diese Erwägung zeigt deutlich die Wichtigkeit der konkreten Erzieherpersönlichkeit, die hohe Veranwortung, welche der Erzieher für die Gestaltung seines Privatlebens dem Zögling gegenüber trägt. Er mag tadeln, was unwertig ist oder zu Unwerten hinführt, er mag loben, was werthaltig ist, durch Tadel und Lob seinen Schülern in pädagogischem Feingefühl wahre Werte zeigen, erklären und zur Ver-

[69]) Siehe S. 13 ff dieser Arbeit.
[70]) S. Behn: „Kritik der pädagogischen Erkenntnis", Bonn 1923.

wirklichung dieser anfeuern; wird sein dem gegebenen Tadel, dem gespendeten Lob widersprechendes Leben bekannt, dann ist sein Wirken zwecklos, schädlich.

Erziehung, die stets Einwirkung von Mensch zu Mensch ist, die wir definieren möchten als bewußtes Führen persönlicher Dispositionen oder Potenzen zu Aktualität, ist willentliche, bewußte Führung und Einwirkung, sie ist, um E. Spranger sprechen zu lassen: „Der von einer gebenden Liebe zur Seele des anderen getragene Wille, ihre totale Wertempfänglichkeit und Wertgestaltungsfähigkeit von innen heraus zu entfalten". [71]) Sie ist nicht allein gegründet auf den Einfluß des durch Wissen und Können, durch Wertsicht und Wertbewußtsein überlegenen Erziehers, sondern auf die innere Ueberlegenheit der Erzieherpersönlichkeit, auf das, was wir Autorität zu bezeichnen pflegen. Die Bedeutsamkeit des Vorbildes, die wir besprachen, erfordert eine reife Persönlichkeit, die objektive Werte nicht allein anerkennt und empfiehlt, die selbst „ausgezeichnet ist durch die freiwillige Bejahung der Normen, durch die innere Bindung und Unterwerfung". [72]) Wie die Autorität auf wissenschaftlichem, wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet festes Vertrauen weckt, wie der Glaube an die Aussage eines Menschen, der sich auf einem Gebiete durch sein ganzes Leben besonders ausgezeichnet hat, alle Kräfte zu wecken vermag für den Wert, den er gezeigt, so vermag auch die wahre Erzieherpersönlichkeit, welche in ihrem Leben objektive Wertrealisierung zeigt, die Jugend anzuspornen zu intellektuellen, sittlichen und sozialen Werten, liegt es ganz besonders in ihrer Macht, den Eifer durch Tadel und Lob zu beleben, die Verzagenden zu besserem Fortschritt zu ermutigen. Bei der Jugend, deren Verstandestätigkeit objektive Wertgeltung nur schwer von der Person trennen lernt, führt „der Weg, den die Entwicklung nimmt, von der Autorität der Einzelpersönlichkeit zur Autorität der Norm. Der Weg zur freiwilligen inneren Bindung an die Normen führt über die innere Bindung an die Persönlichkeit". [73]) Die Jugend, die heute so oft als autoritätsfeindlich bezeichnet wird, ist in ihrem tiefsten Sinne autoritätsfreundlich. Dies zeigt sich gerade in der Jugendbewegung, wo der Führer bedeutende Geltung hat. Der Glaube an den Führer beruht in dem idealisierenden Streben der Jugend. Sie sieht den Führer nicht, wie er ist, sondern so, wie sie ihn haben will. Der Einzelne erkennt in ihm sein Vorbild. Und deshalb heißt sie mit Unrecht autoritätsfeindlich, weil sie gegen alle Scheinautorität Front macht. Ihr überaus empfindliches, aber edles Anlehnungsbedürfnis an liebende und wertvolle Personen empört sich,

[71]) „Lebensformen", 4. Aufl., Halle 1924.
[72]) E. Stern: „Autorität der Erziehung", Berlin 1925, S. 53.
[73]) ebd.

Gehorsam zu leisten, sich tadeln und loben zu lassen von Erziehern, die selbst nicht Persönlichkeit sind, deren Autorität Macht und Gewalt bedeutet, in deren Willensleben Knechtssinn und Wankelmut sich findet. Sie verlangt von denen, die sie führen und leiten wollen, daß sie ihnen Vorbilder sind, daß ihre Erzieher einen überlegenen, unbeugsamen Willen zu Werten bekunden, sie durch ihren ernsten und sicheren, festen und lauteren Charakter praktisch und theoretisch in ihrem Wertstreben unterstützen. Was A. Fischer von der „genialen Persönlichkeit" sagt, gilt auch von der Persönlichkeit des Erziehers: sie „trägt zur Bereicherung der Menschheit mit geistigen Inhalten am wenigsten durch absichtliche Belehrung oder Befehle bei; was sie wirkt, wirkt sie durch die beständig nach Vorbildern suchende Plastizität der durchschnittlichen Massen". [74])

Die Jugend, die schon bald erfahren muß, daß so vieles im Leben ihren Idealen, ihren Werten, die sie als objektiv normierend kennen gelernt, nicht entspricht, aber einen ausgesprochenen Willen zu Werten hat, will einen Halt in diesem Zwiespalt. Ihr feuriger Idealismus will sich nicht sogleich erschüttern lassen und doch fühlt sie ihre Ohnmacht gegenüber der Wirklichkeit. Eine wahre Persönlichkeit kann sie vor Schaden bewahren, sie kann durch ihre persönlichen Beschaffenheiten der Jugend Vertrauen finden, sie vermag in vielen Fragen der Jugend Autorität zu werden. Dieser echten Autorität, die sich auf persönliche Qualitäten und auf gegenseitiges Vertrauen stützt, die nicht ihre autoritative Macht aus ihrer Stellung und der hierdurch überkommenen Strafgewalt nimmt, entzieht sich der Jugendliche niemals, ihr bringt er Gehorsam entgegen. Der tadelnde Blick einer solchen Autorität löst Beschämung aus, die sofort nach dem Richtigen zurückstrebt und besser machen will, das lobende Nicken spornt an zu Größerem. Den ernsten, aber doch liebevollen Weisungen der wahren Autorität bringt der Jugendliche freudig Gehorsam entgegen, während er mit gesundem Sinn jede Scheinautorität abweist oder ihr nur solange folgt, wie sie ihn strafen, schaden oder auch nützen kann. Weil er in der Zurechtweisung und Belobigung das persönliche Sein des Erziehers sieht, dessen Persönlichkeit ihm verbürgt, daß er nur Unwertes tadelt, und Wertvolles lobt, leistet er freiwilligen Gehorsam, läßt er sich gerne von ihm leiten. Denn „das unterscheidet die Autorität von jeder bloßen Macht und Gewalt, daß eine Person nur Autorität für denjenigen besitzen kann, dem noch einsichtig ist, es habe diese Person eine tiefere und reichere sittliche Einsicht, als er selbst besitzt". [75])

---

[74]) „Psychologie der Gesellschaft", a. a. O. S. 359.
[75]) M. Scheler: „Der Formalismus . . .", a. a. O. S. 340.

Jugend beansprucht aber nicht nachsichtige Milde in der Behandlung, sie will in den Urteilen der Erzieher einen ernsten Willen erfahren. Kann der Erzieher Freund oder Kamerad sein? Die Idee des Erzieherfreundes hat zu allen Zeiten gelebt und birgt einen guten Kern in sich. Dies aber nur insofern, daß Freund nur in übertragener Bedeutung benutzt wird und soviel bedeutet, wie Wohlwollen, Güte in der Beziehung zum Zögling. Freundschaft als solche, die gegründet ist auf freie gegenseitige Wahl zweier Menschen, ist abgesehen von dem Altersunterschied unmöglich. Nur der kann den Erzieher als Freund des Zöglings hinstellen, welcher „das Wesen echter Freundschaft ebenso verkennt, wie die ganz andersartige Tiefe der pädagogischen Relation unausgeschöpft läßt". [76]) Kameradschaftlichkeit, die „wenigstens im Prinzip vorhandene Gleichstellung der Glieder voraussetzt", [77]) ist zwischen Erzieher und Zögling ausgeschlossen. Der Lehrer bleibt, wie Fr. W. Förster [78]) und A. Fischer [79]) betonen, eben der Lehrer. „Er vertritt die höhere Lebensordnung selber, in welche die Jugend durch das Schulleben eingeführt werden soll". [80])

Und diesen Erziehercharakter, anders ist es wohl schwerlich zu formen, verlangt der Jugendliche auch in der Behandlung. Freundschaftliche Nachsicht und kameradschaftliches Uebersehen hält der Schüler für Schwäche. Die freundschaftlich vertraute Basis zwischen Erzieher und Zögling untergräbt und zerstört jegliche Autorität des Erziehers. Der vorbildliche Charakter des Erziehers und seine Werthöhe schwindet, wenn der Jugendliche ihn auf seinem Niveau erblickt. Der Erziehung- und Führungsuchende verliert das, was er nachbilden wollte. Tadel und Lob wird seine ermunternde erziehliche Kraft einbüßen, da sie von einem Individuum ausgehen, welches keinen Einfluß mehr hat. Das billigende und mißbilligende Verhalten der Mitschüler würde weit mehr auf den Zögling einwirken, als eine Beurteilung von solchen Erziehern.

Der Mangel an wahrer Autorität läßt das Anlehnungsbedürfnis der Jugend sich nach anderen Vorbildern umsehen. Das Wertbewußtsein leidet bei dieser Führerlosigkeit manche Schäden. Die Folgen decken sich uns auf in der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität, während wir bei den nicht kriminell erfaßten Menschen die innere Leere und geheime Qual des Alleinstehenden nicht erfahren.

[76]) A. Fischer: „Das Verhältnis der Jugend zu d. sozial. Bewegungen", in Festschr. zu G. Kerschensteiners 70. Geburtstag, Berlin 1924, S. 261.

[77]) E. Stern: a. a. O. S. 24.

[78]) a. a. O. 1907, S. 190 f.

[79]) „Zwang, Freiwilligkeit und Selbstbestimmung als Erziehungsmächte" in „Zwang und Freiheit in der Jugendpflege", Berlin 1916, vgl. auch E. Stern: „Ueber den Begriff der Gemeinschaft" (Pädagogisches Magazin, Heft 851) Langensalza 1921.

[80]) Fr. W. Förster: a. a. O. S. 190 ff.

Sofern die Ursachen keine pathologischen Anlagen sind, weist uns die Statistik meist ungünstige Familienverhältnisse auf, die eine autoritative Schätzung der Eltern unmöglich machen. Fehlen nämlich gute Familien, so ist der Einfluß der Schule auch nur ein geringer, da das Elternhaus niederreißt, was die Schule aufbaut. Tadel und Lob würde in diesem Falle dem Kinde in der Wertbeurteilung nur Verwirrung der Wertverhältnisse bieten, jene Aufmunterung und erziehliche Wirkung wäre unmöglich, da Tadel und Lob sich jedes Mal konträr entgegenstehen. Tadel der Schule würde durch die Lebensweise der Eltern widerlegt, das Lob der Schule durch die andere Art der häuslichen Erziehung aufgehoben. Aber nicht nur Kriminalität und Verwahrlosung, auch die Ausbildung pathologischer Züge finden in dem Fehlen autoritativer Bindungen manchmal ihre Erklärung. A. Adler macht in einem Aufsatz darauf aufmerksam, daß es für das Verständnis späterer Verbrecher und Neurotiker schon auf die Erziehung des Kinderbewußtseins ankommt.[81])

Für die Fruchtbarkeit des erziehlichen Tadels und Lobes ist so notwendig, daß sich Wertwissen und Werterkennen in dem Erzieher verbindet mit einem Werthaben. Letzteres prägt sich aus in dem Persönlichkeitswert des Erziehers, in seiner persönlich ethischen Wertverwirklichung. Bedeutet der Erzieher selbst eine Wertwirklichkeit, so wird die Jugend ihn auch als Autorität anerkennen, dann vermag sein Tadel Unwerte zu verhüten, wertlose Gesinnungen umzugestalten und sie für Wahrheit, echte Freiheit und tief sittliche Auffassung für ihr eigenes Leben zu begeistern, dann vermag sein gütiges Lob bei Schwierigkeiten auf dem rechten Wege, welche den Jugendlichen zu schwer scheinen, Kräfte zur Ueberwindung zu schenken und bei Realisieren eines Wertes der Selbstzufriedenheit zu steuern, den Eifer und das Streben zu Höherem zu wecken. Denn „nur wer sich selbst gehorchend an das Gesetz des höchsten Wertes bindet, kann anderen Gesetze des Verhaltens vorschreiben".[82])

Der durch sittliche Wertwirklichkeit weit überlegene Wille des Erziehers, seine durch freie Bindung an objektive Werte erlangte Festigkeit und Unbeugsamkeit gegenüber den Lebensmächten kann auf den Willen des Zöglings, welcher den eigenen an solcher Persönlichkeit gemessenen Wert seiner Person erkennt, für das ganze Leben wirken. Nur ein Erzieher, der selbst nach dem objektiven Wertmaßstab sein Leben formt, hat die Möglichkeit durch seine tadelnden und lobenden Mahnungen den Willen seiner Zöglinge in

[81]) A. Adler: „Neurose und Verbrechen" in „Internationale Zeitschriften für Individual-Psychologie", Dezember 1924.

[82]) E. Spranger: „Lebensformen", Halle 1921, S. 204.

der Motivierung des Handelns zu beeinflussen. Und diesen Einfluß auf den Willen seiner Erziehungheischenden will jeder Erzieher gewinnen. Hiermit ist nicht gesagt, daß der Erzieher die Zöglinge nur in seinem Willen ohne Beachtung der Individualität erziehen will, nein, geleitet vom wahren Wertbewußtsein sucht er die positiven und negativen Werte der Erziehungsbedürftigen zu erkennen, und aus dieser Erkenntnis heraus ist es oder soll es sein Bestreben sein, die positiven Werte zur Motivierung des Handelns und zur Zielsetzung zu lösen, um die negativen mit ihren Folgen zu überwinden. Mit der intellektuellen Befähigung wird er auch die Wertsicht und Wertbegründung entwickeln, um so selbst dem Zögling sein eigenes Fundament zu geben. Aber dieser Wertunterbau genügt nicht, er muß zur Motivation des Willens beweglich gemacht werden. Dazu benützt der Erzieher Tadel und Lob; vor allem ist es aber das Beispiel, das sein eigenes Leben dem Zögling bietet. Gibt er ein wahres Vorbild ab, dann ist es erst für ihn möglich, wie wir gesehen, zu tadeln oder zu loben. Erst das eigene Werthaben befruchtet den Tadel und das Lob, weil der Schüler bei der verstandesmäßigen Wertbegründung und Wertbeurteilung die Wertwirklichkeit und die persönliche, konsequente Stellungnahme seines Erziehers erfährt. Dem Erziehungsbedürftigen, der freie Bindung an objektive Wertnormen erst durch freie Bindung an eine Einzelpersönlichkeit im normalen Entwicklungsgange verwirklichen kann, gibt die frei anerkannte Persönlichkeit des Erziehers in den tadelnden und lobenden Mahnungen die Richtung seiner Stellungnahme an. Bis zum selbständigen Handeln hat er oft noch einen sehr weiten Weg. Diese Selbständigkeit der Entscheidung und die richtige Motivierung selbst zu finden, will der Erzieher aber auch mit Tadel und Lob wecken. Dies ist eben die erzieherische Kraft des Tadelns und Lobens. Um solches zu erreichen, kommt neben dem Wertbewußtsein und außer der wertigen, ethischhohen Erzieherpersönlichkeit noch ein Drittes in Frage: die Art des Verteilens von Tadel und Lob, die nunmehr zur Untersuchung steht. Tadel und Lob, das sich an das Wertbewußtsein, im Jugendlichen mehr Wertahnen, und den Willen wendet, somit die tiefste Seele ergreift und die innere spontane Lebenskraft berührt, wird bei der verschieden intellektuell und gefühlsmäßig eingestellten und beanlagten Jugend auch mannigfach wirken und die variabelsten Formen zu einer fruchtbaren Erziehung annehmen müssen. Unsere Forderung nach individueller Beachtung gilt besonders für die Austeilung von Tadel und Lob, um bei den verschiedenen Temperamenten und Eigenschaften erziehen zu können.

3. Kapitel.

## Tadel und Lob in ihrer Einwirkung auf die Jugendpsyche.

Tadel und Lob mit erziehlicher Wirkung haben wir auch außerhalb der eigentlichen Pädagogik kennen gelernt in dem unwillkürlichen, manchmal auch unbewußten Einfluß der menschlichen Gesellschaft, welcher durch Sitte und Konvention, durch Standesbewußtsein und Zeitgeist Erwachsene und Jugendliche in seinen Bann zieht. Bei diesem kann von einer individuellen spezifischen, den Einzelmenschen angepaßten Verteilung des Tadels und Lobes keine Rede sein. Die menschliche Gesellschaft nimmt keine Acht auf die speziellen Anlagen des Einzelnen. Wer nicht mit ihr geht, wird ausgeschieden. Sie ist unbarmherzig. Bei ihrer Härte ist es möglich, daß sie an sich gut beanlagte und gutwillige Menschen, die aber durch ihre schwere Anpassungsfähigkeit sich nicht so leicht im Menschheitsverbande zurecht finden können, durch ihre Strenge für das ganze Leben ausschließt und verbittert. Andererseits ist der Gesellschaftsverband von großer, zu großer Nachsicht gegen die Mitglieder, die es verstanden, sich in ihrem Kreise eine Gruppe zu bilden, die ihnen ganz zu Willen ist. Diese vermögen es denn, Zeitauffassungen zu verdrängen und Mode wie Saison auf ihrem Gebiet zu bestimmen. Die ewig gültigen, wahren Menschheitsanschauungen, die sich in der Stille, abseits der Gesellschaft bilden in einer genialen Persönlichkeit, bedürfen langer Zeit, bis sie sich durchgerungen zu allgemein gültigem Besitz. Ihre Gedanken müssen zunächst „in die Gesellschaft eingeführt“ werden.

In der Jugenderziehung, in welcher die verschiedensten Kreise der menschlichen Gesellschaft sich schneiden und ihre Einflüsse ausüben, kann diesen Einwirkungen durch die das Individuum beachtenden Wertzielsetzungen, deren Wertrichtungen in Tadel und Lob ihren Ausdruck finden, ein Gegengewicht geboten werden. Es ist eben möglich, durch individuelle Behandlung, welche den Anlagen intellektueller wie gemütlicher Art entspricht, den Einzelmenschen selbst bei größeren Hemmungen tauglich und nützlich für die menschliche Gesellschaft zu machen.

Nicht körperliche Züchtigung und geistige Züchtung, bei welchen der Erzieher stets mit aller Macht das ihm selbst als gut vorschwebende Ziel erreichen will, ist hier das rechte Erziehungsmittel. An die vorhandenen Wertpotenzen und Wertdispositionen muß er, wie wir immer betonen, sich anschließen und durch rechte Behandlung des Willens, diese zum Handeln lösen. Dies glauben wir zu erzielen mit dem Tadel und Lob einer charakterfesten, willensernsten Erzieherpersönlichkeit, die sich in ihren tadelnden und lobenden Werturteilen in ernster Güte an den individuellen Willen des Jugendlichen wendet.

Dies setzt voraus, daß der Erzieher alles das ist, was wir im Vorhergehenden von ihm verlangen, d. h., daß er ein objektiv geltendes Wertsystem hat und persönliche Werte besitzt, kurz Persönlichkeit im strengsten Sinne ist; dann zweitens eine vortreffliche psychologische Vorschulung hat, die es ihm ermöglicht, die Psyche der ihm Anvertrauten richtig einzuschätzen, d. h. ihre positiven und negativen Wertdispositionen zu erkennen und darnach die passende Erziehungsmethode zu finden. Tadel und Lob gestattet eine individuelle Wertbeurteilung, die Einfluß auf den Willen und die Spontaneität des Jugendlichen ausüben kann. Grundsatz muß hierbei für den Erzieher bleiben, daß nur wahrhafte Werte gelobt und Unwerte getadelt werden dürfen.

Gefällige äußere Erscheinung, natürliche oder gesellschaftliche Gewandtheit und Talent dürfen nicht die Wagschale des Lobes abgeben. Es schadet nichts, wenn gerade bei denen, welchen alles leicht von der Hand fließt, eine äußerste Sparsamkeit des Lobes beobachtet wird, während man gerade gern den schwächer Begabten, den Ungeschickten und von der Natur in ihrem Aeußeren weniger Bedachten leichter eine Anerkennung zuteil werden läßt. Da nun einmal das Gemüt Anteil nimmt an dem Wollen und Handeln eines Menschen, bedürfen die Zaghaften, Verschlossenen und auch die Verwachsenen — letztere sehen sich schon durch die Natur zurückgesetzt — der Munterung. Flattich [83]) schreibt: „Weil manche junge Leute, besonders wenn sie harte Gaben haben, oder sonst versäumt worden sind, sehr verzagt zum Lernen sind, und von sich selbst denken, daß sie nicht geschickt seien, dieses oder jenes zu lernen, so ist vieles daran gelegen, daß sie ein Herz bekommen. Sie bekommen aber ein Herz, wenn sie einmal in einer Sache erfahren haben, daß sie mehr erreichen können, als sie selbst zuvor gedacht haben; denn Erfahrung bringt Hoffnung. Wenn junge Leute vieles zugleich lernen müssen oder wenigstens zu hoch geführt werden, so kann es leicht geschehen, daß sie keinen Fortgang im Lernen spüren, und daher kommt es, daß manchen das entleidet wird, sie es gar aufgeben". Hier kann ein ermunterndes Wort Wunder schaffen. Der alte, vielmals erprobte Rat gilt in diesem Falle: „Dem Zögling nicht zu große Aufgaben zu stellen, kleinere, lösbare Aufgaben zu wählen, damit der erste kleine Erfolg und ihm folgende etwas größere nach und nach Selbstvertrauen schaffen und so den Willen zu Größerem erziehen". [84]) Das Lob will die Heranwachsenden in ihrem Tun und in ihrer Entwicklung

[83]) Handb. d. Pädagogik von Wilh. Rein.

[84]) E. Martinack: „G. Kerschensteiners Charakterlehre und die innere Gesundung unseres Volkes" in Festschrift zu G. Kerschensteiners 70. Geburtstag, Berlin 1924, S. 77.

fördern. Wie dem Körper die Nahrung, so ist der in einer menschlichen Umgebung lebenden Seele das Lob für ihren gesunden Fortbestand und für die Entfaltung ihrer Kräfte und Fähigkeiten notwendig. Mangelt der jungen Seele das anerkennende und ermunternde Lob, dann legt sich bisweilen auf die Seelenflügel die Schwere der Verlegenheit und Befangenheit. Das Kind hat in seiner Umgebung die Erfahrung gemacht, daß seine Sprechweise und seine die Worte begleitenden Körperbewegungen sich unterscheiden von der Art des Erwachsenen, daß sein Sichversprechen, welcher Ausdruck doch so viele Mühe gekostet, und sein Gebahren der Erwachsenen Lächeln erregt. Ihm selbst war aber alles so ernst gemeint. Es fühlt, die Erwachsenen sind andere, es fühlt sich bedrückt. Seine Verschämtheit, seine Angst vor dem Ausgelachtwerden hemmt es in den übenden Sprechversuchen, hindert es an einem wiederholenden Tun. Die Gegenwart Erwachsener macht es befangen. Seine Verlegenheit, wenn es persönlich angesprochen wird,[85]) gibt sich kund in neckischem Kichern, in verschämtem Erröten und verlegenem Lächeln, im Niederschlagen der Augen und auch in der Stimmveränderung, die vielfach mit Weinen verbunden ist. Anerkennung von anderen bei Spracherfolgen oder bei spontan richtigem Handeln schafft dem Kinde Befreiung und löst den Bann seiner Seele. Das Kind will etwas sein, will beachtet werden und etwas gelten. W. Stern weist darauf hin, daß schon ein $^5/_4$ Jahre altes Kind „Spuren des Ehrgefühls“[86]) verrät. Kinder, die stets Erwachsene fanden, welche sich ihrer annahmen, ihnen und ihren Spielen Ernst beilegten, werden als Jugendliche ein starkes Selbstbewußtsein haben, das sie befähigt, bald selbständig auf intellektuellem wie sittlichem Gebiet zu werden. Und das ist Erziehungsziel. „Wer so vieles noch nicht kann, legt umsomehr Wert darauf, nicht an seine Schwäche gemahnt zu werden und das, was er wirklich kann, anerkannt zu sehen, ja womöglich sich und anderen ein noch größeres Können vorzutäuschen. Beeinträchtigungsfurcht und Beachtungswunsch und eigentlicher Ehrgeiz sind die Aeußerungen dieses Strebens“.[87])

Wird der Heranwachsende bei seinen Sprechkünsten, bei welchen die Worte nicht so schnell wie die Gedanken ihre Innervation finden, das Ziel der Witze und des Spottes seiner Kameraden, wozu sich als „ein schlimmerer Bundesgenosse die ironische oder gar einschüch-

[85]) Verlegenheit ist nur bei persönlichem Gegenüber möglich und ist nach W. Hellpach „eine exklusiv sozial-psychische Gemütsbewegung“. Siehe dazu W. Hellpach: „Vom Ausdruck der Verlegenheit“, Archiv f. d. gesamte Psychologie, Bd. 27, 1913.

[86]) W. Stern: „Psychologie der frühen Kindheit“, Lpz. 1921, S. 313.

[87]) ebd. S. 314.

ternde Behandlung durch erwachsene Personen“ [88]) gesellen kann, so tritt die typische “Wortangst“ ein. Ein Stotterer, dem seine Fehler in dieser Weise zu Bewußtsein kommen, vermag nur die Wirkung lobender Anerkennung von Seiten Erwachsener wieder zu fließendem Sprechen zu führen. Falls nicht eine tiefere psychische Defektion vorliegt, kann nach Meumann „Poltern“ d. h. überhastetes Sprechen und bei Kindern „Höhrstummheit“, d. h. Ausbleiben des spontanen oder aktiven Sprechens auch in scheuem Wesen und depressiven Gemütszuständen begründet sein.

Im späteren Alter des Jugendlichen, wie Pubertätszeit, werden vielfach noch in der Erziehung die weittragenden und tief einschneidenden Folgen von spezifischen Gemüts- und Willenshemmungen nicht beachtet, die bei sonst ganz normalen Kindern vorübergehend eintreten, aber bei falscher Behandlung lebenslängliche Schäden der aufblühenden Seele bringen können. Meumann [89]) unterscheidet bei diesen Hemmungen zwei Tendenzen: Eine rückwärtswirkende Tendenz, die bei einer einzelnen Leistung des Jugendlichen eintritt, sich aber über die Grenzen dieser Leistung nicht weiter geltend macht, und eine sich ausbreitende Tendenz, welche das ganze Leben des Jugendlichen ergreift. Diese Hemmungen gewinnen ihren Ausdruck in dem Gedanken: ich kann es nicht; kein Lerneffekt kommt mehr zustande. Veranlaßt sieht Meumann diese Hemmungen bald durch falsche Behandlung in einem Fach, bald durch den Einfluß von Mitschülern oder durch eigene Mißerfolge. Der eine vermag diesen inneren Schädling aus „eigener Kraft“ bald zu bewältigen, während der andere heiße Seelenkämpfe ausfechten muß. Als einzigstes Erziehungsmittel gilt hier nur das gütige Lob des Erwachsenen, der im Jugendlichen den Glauben an seine guten Fähigkeiten wachruft, der ihn auf die Erfolge seines Eifers begütigend als gute Leistungen aufmerksam macht. Empfindsame Naturen, die „für innere Willenshemmungen empfindlich sind, die zu gemütlicher Depression neigen, deren Selbstvertrauen schwach, deren Suggestibilität groß ist, deren Begabung sehr ungleichmäßig auf die Schulfächer verteilt ist; ferner sehr ehrgeizige Naturen und endlich körperlich zurückgebliebene und schwache Individuen werden hiervon betroffen; diese Erscheinungen befallen Kinder von jedem Grade der Begabung und bekunden sich dadurch deutlich als Willens- und Gefühlsphänomene, d. h. als nicht intellektuelle Erscheinungen“. [90])

Dem nach Geltung und Beachtung lechzenden Jugendlichen ist das Lob Schwungkraft zu freudiger Tätigkeit. Seine angeborene oder er-

[88]) E. Meumann: „Vorlesungen“, Bd. I, S. 570 ff., Lpz. 1916.
[89]) ebd. S. 636 ff.
[90]) ebd. S. 639.

worbene Bangigkeit verliert sich bei dem Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein, das er durch seine von anderen anerkannten Leistungen gewinnt. Lob bedeutet geradezu einem jungen Menschen die Freude an der Tätigkeit erhalten, der Tätigkeit für einen Wert, für Kultur und Menschheit.

Findet die Jugend bei ihren Erziehern kein Lob, keine tiefere, ernstere Beachtung, so versucht sie selbst, sich Geltung zu verschaffen. Es sind dann die Kameraden, von denen man sich geradezu bewundern läßt. Ein stolzes Kraftmeiertum gewinnt Raum. Der Aktivere, Führergaben Verratende sammelt eine Rotte von Knaben zusammen und sein Bestreben ist es als Führer bei allen Taten der Erste zu sein. Es sind dies die Besten, die auf diese Art ihren Kräften und Fähigkeiten „Achtung" erringen. Selbst ein Augustinus konnte sich hiervon nicht freihalten. Er schreibt darüber in seinen „Confessiones": „In blinder Leidenschaft stürmte ich weiter, sodaß ich mich unter meinen Altersgenossen schämte, wenn ich an Schande hinter ihnen zurückstand, denn ich hörte sie mit ihren schimpflichen Handlungen prahlen, und je häßlicher sie waren, desto mehr rühmten sie sich ihrer, und so trieb ich es nicht nur aus Freude am Tun, sondern auch aus Freude am Lob". [91])

Die Aufgabe des Erziehers ist es somit, die positiven Wertanlagen zu wecken, um sie im Kampfe gegen die negativen zu verwerten. Die Energien, die in dem Geltungshaschen der Kameraden verloren gehen, bei dieser Betätigung gute Anlagen verdrängen können, muß der Erzieher für die Werte gewinnen.

Die Freud'sche „Sublimierungstheorie", welche den mannigfachen geistigen Aktarten keine besondere Energie zuerkennt, sondern jede Energie, welche diesen zukommt, nur von der libido gewinnen läßt, ist nicht wahr, wie von vielen Wissenschaftlern nachgewiesen ist. „Wäre diese Annahme Freud's wahr, so wäre damit in das Wesen des Menschen ein absolut tragisches Moment verlegt... Nur die Wahl wäre ihnen gelassen; zwischen einem Verzicht auf geistige Betätigung und der Hingabe an einen Primitivismus, der ihn — je konsequenter er erfolgt — dem Tiere umso näherrückte einerseits; und einer Kultur der geistigen Betätigung, aber einem gleichzeitigen Verzicht auf die Betätigung der zentralsten Lebensenergie und des mit ihr verbundenen Glückes... andererseits". [92]) Und mögen Freud's Anhänger (Weininger, Blüher, Wyneken) noch eine so große Basis, die Bellestristik noch so viele Perversionen schildern, für unsere Erzieher ist die Periode „der sexuellen Jugendkultur" zu Ende. Sie muß es sein, da die Maßstäbe dieser „Jugendführer" ihr Lob angleichen nie-

[91]) II. Buch, 3. Kap. Uebersetzung v. Hertling, Freiburg 1921, S. 75.
[92]) M. Scheler: „Die Sinngesetze des emotionalen Lebens", I. Bd., Bonn 1923, S. 241.

# Tadel und Lob als pädagogische Werte.

Von Wilhelm Gerhard Schuwerack, M. Gladbach.

(Schluß)

Als Prinzip gilt und muß gelten, daß nur Werthaltiges gelobt wird. Nun ist es völlig ausgeschlossen, daß man jede Wertverwirklichung lobt. Denn es würde die Jugend nur lobsüchtig machen, was wir verhüten wollen. Die Schüler verlangen dies auch gar nicht, wenn sie auch sonst mit vollem Recht bei der Erteilung Gerechtigkeit fordern. Jeder gesunde Sinn gibt zu, daß jeden Wert zu loben nicht recht ist. Aber bei manchem, was uns Mühe gekostet, was wir nur mit Ueberwindung getan, was doch nicht mehr als unsere Aufgabe, unsere Pflicht gewesen, blicken wir auf unseren Erzieher und erwarten von ihm ein anerkennendes Wort, einen zustimmenden Blick.

Man kann darüber streiten, ob eine Handlung durch Opfer einen größeren Wert erlangt oder nicht. Für andere ist dieses Tun vielleicht leichter zu realisieren, aber wenn wir uns angestrengt, wenn wir alle Mühe aufgewandt, unsere besten Kräfte eingesetzt haben, fordern wir geradezu von unserem Vorgesetzten ein Lob, obwohl wir wissen, daß wir nichts mehr als unsere Pflicht getan. Was uns Mühe und Leiden gekostet, wird uns wertvoller, die Freude über einen solchen Erfolg ist reicher. Das aus diesen Anstrengungen Geborene braucht objektiv nicht wertvoller zu sein, als das von einem anderen mit Leichtigkeit Hervorgebrachte. Und doch verlangen wir, da es uns soviel gekostet, ein größeres Lob. Nur ein verstehendes Gemüt weiß hier, das Lob recht auszuteilen. Ihm gelingt durch seine Anerkennung ermunternd und aufheiternd zu wirken, den Menschen freier und leichter, willfähriger und fleißiger zu machen. Das Opfer, das nötig ist zu bringen, um einen Wert verwirklichen zu können, macht uns den Wert persönlich wertvoller, obwohl er objektiv festliegt. Unser Gerechtigkeitsgefühl erkennt es auch an, daß der, welcher große Anstrengungen machen mußte, um ein Ziel zu erreichen, größeres Lob verdient, wie der, welchem dies Ziel in den „Schoß fiel" oder bei geringem Bemühen sein eigen wurde.

Nicht aber darf jedes Hindernis für uns und unsere Zöglinge schon Opfer bedeuten. Ein Aufgeben selbstsüchtiger Ziele, die auf Unwerte hintendieren, kann nicht Opfer genannt werden. Die freie Bindung an objektive Normwerte ist nicht vom Opfersinn getragen, es ist wohl ein Sieg über sich selbst. „Subordination is not sacrifice,

it is the highest succes of the individual“ [93]). Diese Unterordnung unter die Objektivität der Werte, die ganz aus freiem Willen geboren ist, darf dem Menschen kein Opfer sein, nein, dies ist ihm und muß ihm Aufgabe sein. Erfüllt er diese Aufgabe nicht, so ist sein Lebenswerk ein Wrak, sein Charakter bedeutet Flatterhaftigkeit, seine Persönlichkeit gleicht dem Winde. Denn bindet er sich nicht an objektive Wertnormen, so läßt er sich treiben von dem individuellen Spiel seiner Neigungen, Leidenschaften und Launen. Individualität ist er, aber keine Persönlichkeit.

Opfer hingegen bedeutet mehr als Aufgabe. Es ist das Aufgeben des individuellen Persönlichen, und mag es noch so wertvoll sein, gegenüber höheren Werten, die man verwirklichen kann, aber nicht muß. Es ist der Verzicht auf eigene Annehmlichkeit, welche der Persönlichkeit vollkommen zusteht, etwa für soziale Zwecke und Werte. Die Preisgabe aller Freuden der Familie, die für Individuum und Gesellschaft so wertvoll sind, für die soziale Gestaltung so wichtig, im Dienste höherer, hier übernatürlich religiöser Werte, trägt Opfersinn in sich. Die Verherrlichung Gottes, die Sühne der menschlichen unwertigen, d. h. unter diesem religiösen Gesichtspunkt, der gottbeleidigenden Taten, die Durchgeistung der Welt kann den Einzelnen zu diesen Opfern bestimmen. Neben dieser freiwilligen Uebernahme nennt man auch Opfer eine Pflichterfüllung, die unter Nichtachtung persönlicher Werte die höher wertige Pflicht erfüllt. So der Märtyrertod, so der Tod fürs Vaterland. Zu einer wahren Persönlichkeit rechnen wir im täglichen Leben auch Opferbereitschaft, d. h. den Willen auf Verzicht persönlicher Werte zugunsten höherer, seien es wirtschaftliche, soziale, seien es geistige, religiöse Werte. Zu dieser Bereitschaft muß auch die Erziehung lenken. Wir vermögen dies mit Hilfe des Lobes. Die stete Ermunterung des Eifers zu Werten und ihrer Verwirklichung hin gewöhnt die Jugend daran, nicht auf die eigene Person und ihren Nutzen zu schauen, vielmehr stets den Wert in Betracht zu ziehen. Nicht aber darf hier die einem Opfer nachfolgende Anerkennung und hierdurch die höhere eigene Geltung den Ausschlag geben. Der Erzieher müßte vorher die Jugend zu einem wahren Verständnis des Opfergedankens bringen, indem er sie an die höchsten Werte der Menschen heranbringt. „Es wird sich dabei bald zeigen, wie unzulänglich jede Arbeit an jungen Menschen ist, die nicht an die höchsten Gedanken der Menschheit anzuknüpfen versteht“. [94]) Nur als Mittel darf das Lob also benutzt werden, sei es um die Jugend zu Höherem anzuspornen, wenn sie Wertvolles realisiert, sei es um ihren zögernden Willen und ihre zaudernde Tatkraft zum Handeln zu er-

[93]) Amerikanischer Pädagoge.
[94]) G. Dehm: Großstadtjugend, II. Aufl., Berlin 1922. S. 108.

muntern. Die Selbstzufriedenheit darf nicht bei dem Jugendlichen Platz greifen. Er soll sich nicht begnügen mit Durchschnittsleistungen oder gar sich selbst als ein Durchschnittsmensch ansehen, denn solches erlahmt seine intellektuelle und besonders seine sittliche Spannkraft. Verliert er schließlich diese, wird er Anhänger des „laisser faire", dann ist er für die Gesellschaft und für jeden Kulturfortschritt verloren. Das Lob soll den Heranwachsenden auch nicht emporheben über Gleichaltrige. Jeder Vergleich mit den Mitschülern, der seinem Ehrgeiz, seiner Ehrliebe und seiner Eitelkeit schmeicheln könnte, muß unter allen Umständen vermieden werden.

Ein sehr großer Fehler wäre es, ihm seine körperlichen oder wirtschaftlichen Vorteile gegenüber anderen bewußt zu machen. Beides würde für seinen Charakter die größten Nachteile bringen, da sie ihn zu Stolz, Hochmut und Eitelkeit verführen, während sie bei den Gleichaltrigen falschen Ehrgeiz und tiefe Verbitterung auslösen können. Ein Jugendlicher darf nicht gehalten werden, vor anderen Kunststücke zu zeigen. Hiermit würden nur geckenhafte Eitelkeit, abstoßende Großtuerei und Veräußerlichung des Charakters großgezogen. Die seelische Eigenart und sittliche Festigkeit muß so bei jedem Lob beachtet werden, damit der Jugendliche nicht seine sittliche Spannkraft verliert, die allein ihn zu einer geistigen Persönlichkeit, zu einem selbständig wertvollen Charakter bilden kann.

Ebenso wichtig wie das Lob und noch feinfühliger zu verteilen wie dieses ist der Tadel, über den bedeutend mehr noch theoretisiert worden ist. Für letzteren sind die Menschen feiner disponiert, ist die Menschenseele überaus empfindlich. Neben der Schwere des zu tadelnden Vergehens oder Unterlassens ist die seelische Konstitution ganz besonders zu berücksichtigen. Die seelische Veranlagung spielt bei der Beurteilung eines Vergehens eine bedeutende Rolle. „Ein Kind, das sich in seiner ausgesprochenen Dummheit zu einem Streich hat verleiten lassen, ist anders zu bestrafen als das gescheite, das den Streich vorbereitet hat; ein impulsiv sanguinisches wieder anders als ein klug berechnend cholerisches; ein der energischen Aufrüttlung bedürfendes phlegmatisches wieder anders als ein zartbesaitetes melancholisches". [95]) Während es des Richters Ruhm ist, seinen Delinquenten ohne Ansehen der Person lediglich im Hinblick der Schwere des Vergehens zu verurteilen und so auf den Grundsätzen der sog. Abschreckungs- oder der Sühnetheorie steht, wird ein Pädagoge stets die Persönlichkeit des zu Bestrafenden in Betracht ziehen. Der Richter will nur sühnen die Straftat, der Pädagoge blickt in die Zukunft und sucht das Innere, den Willen und die Stellungnahme zur Tat umzuwandeln,

[95]) „Lexikon der Pädagogik" v. E. M. Roloff, Freiburg 1915, Bd. IV., unter „Strafe".

zu bessern. Er will den Delinquenten für die Zeit nach der Sühne reif machen zur Mitarbeit in der menschlichen Gesellschaft, will das Ehrgefühl und Selbstbewußtsein des Getadelten heben, die Erbitterung und den falschen Stolz brechen, um ihn für die Arbeit der kulturellen Hebung brauchbar zu machen. Um den Zögling zurechtzuweisen, genügt bei einer wahren autoritativen Persönlichkeit des Erziehers in manchen Fällen schon der tadelnde Blick. Ein tadelndes Wort, eine Rüge, eine Zurechtweisung, ein Verweis, eine Warnung oder Drohung sind wohl die gebräuchlichsten Mittel in der Jugenderziehung, die auch der geistigen Würde des Menschen am meisten entsprechen. Nur muß der Erzieher nicht gleich mit dem schärfsten Tadel beginnen, da ihm sonst für schwerere Fälle die Worte fehlen. Die rechte Oekonomie bei der Verwertung erhöht deren Wert ganz beträchlich, während sie bei unrichtigem Gebrauch selbst Kinder zum Lachen reizen kann.

Jede tiefere sittliche Beurteilung anderer, die erziehlich wirken soll, besteht, wie wir uns immer wieder befleißigen zu betonen, nicht in einem bloßen Anlegen objektiver allgemeingültiger Normen, nicht im Messen nach einem von uns selbständig geformten Idealbild. Als Maß muß dienen ein Ideal, das wir durch tiefgehendes Verständnis des persönlichen Lebens unseres Zöglings allmählich erworben haben, das aber seinen Wert an den objektiven Wertnormen ausweisen muß. Nicht eine objektive Pflichtnorm, etwa im Kant'schen Sinn, darf uns veranlassen, den Jugendlichen zu tadeln. An solcher Pflichtnorm mag ein geistiger, d. h. besonders intellektuell und sittlich hervorragender Mensch seine Handlungen messen, bei der Erziehung der Jugendlichen, deren intellektuelle Fähigkeiten noch nicht entwickelt sind, deren ethische Entfaltung erst Knospen treibt, weist sich eine Pflichtnorm als unwertig aus. Hier ist es an erster Stelle die Liebe zur Person, die nichts anderes sucht als ein Verstehen und mit dessen Hilfe die Erziehung des Wesens nach seinen individuellen Wertanlagen zu leiten.

Verstehen ist aber nicht identisch mit Verzeihen. Jede Fehlhandlung, deren Motivation wir aus dem Unverständnis des Jugendlichen, aus den näheren Umständen verstehen können, darf deswegen nicht freibleiben von Tadel. Gerade aus dem Bekanntsein der Umstände und ihrer Verschlingung wird es möglich, erzieherisch zu tadeln. Hier wird die richtige Lenkung des Kindeswillens nicht schwer sein. Würde das Verständnis keinen Tadel hervorrufen, so wird der jugendliche Wille, der nicht mit Ernst belehrt ist, keinen Anstand nehmen, die Handlung zu wiederholen. Wohl kann das Verstehen den Tadel mildern, aber ausbleiben darf er nicht. Auch die Jugendgerichte haben sich durch Einfluß der Pädagogik, die auf die psychologischen Einwirkungen einer zu harten

Strafe[96]) bei dem ersten Mal, das meist durch Leichtsinn, Unverständnis oder Unachtsamkeit herbeigeführt ist, aufmerksam machte, herbeigelassen, das psychologische Verständnis der Handlung zur Verurteilung Jugendlicher herbeizuziehen und zu berücksichtigen. Straflosigkeit sehen auch sie als verfehlt an. Der Jugendliche muß einen ernsten Tadel oder Verweis erfahren, um seines Unwertes, der vielleicht als solcher nicht gekannt oder gewollt war, inne zu werden. G. Dehn schreibt über das erste Delikt des Jugendlichen: „Wenigstens hier müßte einmal ein Nagel in seine Seele geschlagen werden. Der stumpfe Geist müßte einen Denkzettel eingebrannt erhalten ...., den er so leicht nicht wieder vergißt. Es müßten die Hemmungsvorstellungen, die ihn von der zweiten Straftat abhalten sollen, unbedingt verstärkt werden, und das kann nur geschehen, wenn ihm gleich beim ersten Delikt aufs eindrücklichste klar gemacht wird, daß ein Vergehen gegen die Gesetze eine schwere, nicht ernst genug zu nehmende Sache ist.“[97])

Verstehen kann somit für den Erzieher, der keinen Schwächling großziehen will, nur Anweisung zum Erziehen sein. „Verstehende Liebe ist der große Werkmeister (und wie Michel-Angelo sie in seinem bekannten Sonett tiefsinnig und schön analogisiert) der große plastische Bildner, der aus dem Gemenge von empirischen Einzelheiten heraus — gegebenenfalls nur an einer Handlung, an einer Ausdrucksgeste — die Linien ihres Wertwesens herauszuschauen und herauszuarbeiten vermag, ein Wesen ihrer selbst, das uns durch die empirische, historische und psychologische Kenntnis ihres Lebens weit mehr verhüllt wird, als aufgezeigt, und das in keiner einzelnen Handlung und Lebensäußerung voll und ganz in die Erscheinung tritt, für jede aber ein volles Verständnis vorausgesetzt wäre.“[98]) Nur mit dieser verstehenden Liebe ist es möglich, die rechte ermunternde Art des Tadels bei dem Zögling zu finden.

Noch ein zweites ist aber für den Tadel zu beachten, welches wohl das allerwichtigste ist: die Achtung und das Ehrgefühl darf nicht gekränkt werden. Wohl nichts empfinden die Kinder selbst so leicht, macht den Jugendlichen zu einem offenen Menschen gegenüber dem Erzieher, wie wenn ihnen vom Erzieher Achtung entgegengebracht wird. Der barsche Befehlston und die oft ehrenrührigen Ausdrücke tragen wenig zu einem guten Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling bei, bewirken vielleicht gerade das Gegenteil. „Jede wahre Autorität sollte die Devise verkörpern: ‚Noblesse ob-

[96]) Frz. v. Liszt: „Die Kriminalität der Jugendlichen“. Strafrechtliche Aufsätze und Vorträge, Bd. II., S. 331 bis 355.

[97]) „Großstadtjugend“., a. a. O.

[98]) M. Scheler: „Der Formalismus“... a. a. O. S. 508.

lige'." [99]) Jugendliche sind keine zu dressierende Lebewesen, sie sind selbst geistige denkende Wesen, Persönlichkeiten, wenn sie sich vorerst auch nur nach ihren individuellen Anlagen entfalten können.

Tadel soll die Willenskraft der Persönlichkeit rufen und muß sich deshalb hüten, diese zu untergraben. Hierzu ist vor allen Dingen erforderlich, daß der Jugendliche den Glauben an sich selbst, den Mut für sein Tun nicht verliert, sein Selbstvertrauen erhalten bleibt. „Das Tadeln darf nicht so stark zur Anwendung kommen, daß dadurch das Selbstvertrauen des Zöglings und die eigene Entwicklungsfähigkeit verloren geht." [100]) Der Erzieher soll sich nicht von einer „Tadelsucht" leiten lassen, die an allem und jedem etwas zu bemängeln hat. Der Schüler wird hierbei entweder selbst mutlos, da er glaubt, nie etwas Rechtes schaffen zu können, oder er wird phlegmatisch und beachtet jeden Tadel seines Lehrers als einen Ausfluß seiner nimmermüden Krittelei. Solche nervöse Art des Erziehers zerstört das reiche Könnensbewußtsein des Zöglings, welchem die Zukunft so golden und so leicht zu erreichen schien, jetzt aber bei den schwachen Kräften, die nur Unwertiges schaffen können, so unsäglich entfernt als Paradies leuchtet, oder er schafft einen völlig oberflächlichen, leichtsinnigen Charakter, auf den auch der berechtigte Tadel keinen Eindruck gewinnt. Tiefe Sehnsucht und Oberflächlichkeit könnten später aber einmal eine Gewalt bedeuten, die unmittelbar zum Fehltritt führt, vielleicht zur Kriminalität. [101])

Auch kann es vorkommen, daß ein Heranwachsender durch die Tadelsucht seines Erziehers abgehalten wird von einer vertraulichen Aussprache mit seinem Erzieher, von der er Erleichterung und Beruhigung seines Gemütes erhofft. Aus irgendeinem Anlaß könnte er eine Tat begangen haben, deren Erinnerung sich mit seinem Selbstbewußtsein und seiner Selbstachtung nicht verträgt. [102]) Da er die Aussprache hierüber wegen des bezeichneten Charakters des Erziehers oder auch seiner großen Strenge wegen scheut, kann nach Meumann ein doppeltes eintreten: „Entweder er leidet unter den fortgesetzten Beunruhigungen der Erinnerung physisch und moralisch, ohne daß die Erinnerung verschwindet, oder es bildet sich eine pathologische „Verdrängung". Jener ihm unverträgliche Komplex von Erinnerungsvorstellungen fällt ganz aus dem Bewußtsein heraus, und nun bilden sich Symptome mehr oder weniger schwerer nervöser Er-

[99]) Fr. W. Förster: „Schule und Charakter", Zürich 1910, S. 322.

[100]) G. Störring: „Die Hebel der sittlichen Entwicklung der Jugend", Lpz. 1911, S. 93.

[101]) Vgl. E. Spranger: „Psychologie des Jugendalters", Lpz. 1924, S. 208.

[102]) Siehe E. Meumann: „Vorlesungen", Lpz. 1916, Bd. I., S. 642.

krankungen, insbesondere solche hysterischer Art (infantile hysterie), die zugleich mit einer fortschreitenden moralischen Verwilderung auftreten. Das ganze Willens- und Gemütsleben eines solchen unter der „Verdrängung" leidenden Individuums erscheint schwer gehemmt, Depressionszustände herrschen vor, die Energie des Willens erlahmt, Zustände völliger emotionaler und sittlicher Indifferenz und Indolenz werden herrschend in ihm."

Es kann bei dem Zögling durch ewige Kritik auch eine völlige Gleichgültigkeit eintreten, welche die Anordnungen des Erziehers solange erfüllt, wie er anwesend ist oder Machtbefugnis hat. Im übrigen wird er denken, wie er will, und bei Gelegenheit auch so handeln, welchem Willen er, auf eigenen Füßen stehend, allein folgen wird.

Für den Erzieher muß es gelten, daß mit dem gegebenen Tadel auch für ihn die Sache erledigt ist. Ein Nachtragen muß wegfallen, Ignoriert der Lehrer seinen getadelten Schüler, läßt er ihn länger unberücksichtigt, so tritt bei dem Schüler eine seelische Lage ein, die ihn entweder zur Wut gegen den Lehrer reizt oder ihn, wie gesagt, mutlos macht. Entweder wird der Trotz den Schüler fortreißen, auf andere Art gegen den Lehrer zu arbeiten, oder er wird, wie man sagt, „nicht mehr mitmachen", seinem Grübeln nachhängen.

Um im Zögling eine hohe Selbstachtung zu bilden, darf sein Ehrgefühl durch nichts gekränkt, sein Selbstvertrauen nicht erschüttert werden. Nur dann wird dies Ziel erreicht, und die Selbstachtung wird ihn vor manchen Gedanken und Handlungen bewahren, welche die Ehre vor sich selbst oder die Ehre anderer befleckt. Ein edler Stolz, der ihn hoch von sich denken läßt, ohne aber hochmütig zu sein und sich zu erheben, ein Stolz, der sich zu schade hält, um sich wegzuwerfen, soll Besitztum des Heranwachsenden werden. Ist ein Unwert vorauszusehen oder sogar verwirklicht, ist somit ein Tadel vonnöten, dann muß diese Handlung als von ihm ganz unerwartet dargestellt werden. Das Schlimme muß als seinem eigenen, wesentlichen Selbst Fremdes, seinem besseren, inneren Ich Verachtetes, kurz als etwas Hinzugekommenes aufgefaßt werden. Durch diese Vorstellungen wird das jugendliche Herz dem Tadel geöffnet und der Same des Guten, der in dem Tadel liegt, fruchtbares Erdreich finden. Der jugendliche Wille wird bereit, dieses Getadelte, seinem Wesen Widerstrebende zu entfernen durch erneute Anstrengungen, das ihm selber Lästige, das seine Achtung vor sich selbst, sein edler Stolz nicht erträgt, durch größere Achtsamkeit, durch überlegende Vorsicht zu verhindern. Das innere Ehrgefühl, das nicht die geringste Befleckung duldet, wird wachgerufen gegen die eigenen Schwächen. Die freiwillige Tat, die aus diesem Tadel geboren wird, die aus dem Hinweis auf die vorhandenen positiven Wertkräfte wachgerufen wird, deren

Ehrgeiz es ist, sich mit den objektiven Wertnormen in Kongruenz zu wissen, formt Persönlichkeiten mit freiem offenem Sinn, mit dem praktischen Bekenntnis der Bindung an objektive Wertverhalte. Der Wille zur wertvollen Tat, der aus dem spontanen Wertwollen und dem freiwilligen erkenntnismäßig fundierten Wertbekenntnis entspringt, wird aber nicht auferstehen in einer Erziehung, die Zwangscharakter verrät. Mag der Zwang und die ganze Strenge, welche der Erzieher gegenüber seinem Zögling ausübt, noch so sehr und so gut auf objektive Werte fundiert sein, der Erzieher selbst von großem Wertwollen geleitet werden, eine zwangsmäßige Haltung zerstört das Eigenbewußtsein des Zöglings. Reichen die eigenen Kräfte des Zöglings nicht aus, sich diesem Zwange zu entziehen, ist sein Selbstvertrauen nicht so stark, so wird er vielleicht aus Klugheit sich anpassen. Sein Streben wird jedenfalls nicht mehr die Frische und den Unternehmungsgeist atmen, der vorher sein eigen war. Er wird erlahmen und sich begnügen mit dem, wozu ihn der Erzieher macht. Dies sind Naturen, die später auch niemals ohne Führer leben können, deren selbständiges Handeln stets beeinflußt sein wird von anderen. Aktivere Menschen würden unter dem Druck des Zwanges zu Heuchlern werden, die solange der Zwang vorherrscht, dem Erzieher zu Willen und zu Diensten stehen, ohne Zwang aber ihre zurückgehaltene, nicht eigenhändig an Werten geübte Tatkraft unheilvoll für sich selbst und ihre Umgebung auswirken können. In jungen Gemütern kann sich eine geheime oder offene Rebellion bilden, welch erstere desto schlimmer zerstören kann, da sie dem Erzieher auf lange, vielleicht immer unbekannt bleibt. Für die wahre Jugendpflege gibt es keinen Zwangscharakter, Zwang schaltet bei Charakterbildung aus.[103])

Selbstachtung und Ehrgefühl brauchen wir für eine gedeihliche Erziehung, freie Willensbereitschaft und dem jeweiligen Alter entsprechende Wertsicht sind nur durch sie ermöglicht. Bei Zwang und Mangel der nötigen Selbstachtung wird der Heranwachsende für Werte, die er durch seinen Erzieher theoretisch und praktisch kennen lernen soll, nicht aufgeschlossen sein, er wird sich die Werte und ihre Verwirklichung nicht zu eigener Aufgabe machen, sie werden ihm nicht zur „zweiten Natur" werden.

Würde man den Tadel nicht, wie gezeigt, mit dem Lobe verbinden, das Schlimme und Unwertige nicht als Wesensfremdes hinstellen, würde man dem Zögling deswegen Geringschätzung oder gar Hoffnungslosigkeit zeigen, die an ihm und an seinem besseren Ich zweifelt, dann verliert sich bei ihm wie durch zu häufigen Tadel die Zuversicht, ein Wertziel zu erreichen. Mutlosigkeit und Sichgehenlassen wird die

[103]) A. Fischer: „Zwang, Freiwilligkeit und Selbstbestimmung als Erziehungsmächte" in Zentralstelle für Volkswohlfahrt, neue Folge, Heft 13.

Folge sein, wenn nicht die eigene Aktivität des Zöglings in heftige Opposition verfällt und bei Anhalten dieser, selbständig geworden, eine völlige Umgestaltung ihres eigenen Wesens herbeiführt. | Hier wird ein Teil der „Sonderlinge" oder, mit W. Hellpach [104]) zu sprechen, der „Cyklothymen" ihren Ausgang nehmen. „Von Grund aus vielleicht gesellig, mitmenschenbedürftig angelegt, werden sie scheu, menschenflüchtig, einsiedlerisch — oder sie nehmen die Maske des Täuschausdrucks vor und geben sich hochmütig, abstoßend, cynisch, mokant, unzulänglich, steif." Auf diese Art könnte Schüchternheit noch bei Erwachsenen gefunden werden; bei persönlicher Anrede Furcht zu sprechen, bedingt sein, durch den Gedanken an den Widerhall der zu gebenden Antwort bei den Zuhörern. Denn bei diesen Menschen ist das Selbstgefühl bis zu einer nervösen Ueberspannung empfindlich und leicht reizbar. Es ist ja auch wahr, daß unter Umständen die Reaktion peinlich ist, „die wir von unseren Worten erwarten, nämlich die unfreundliche, abweisende oder geringschätzige Antwort als Verletzung unseres Selbstgefühls", [105]) was bei in diesem Punkte sehr Empfindlichen doppelt gilt.

Andererseits merkt ein Schüler, daß er für unverbesserlich gilt, daß er seinen guten Ruf verloren hat, wird er vielleicht jeden Eifer ablegen, jede Scham ablegen und bereit sein, alles zu tun. Er wird sich völlig auf das Prinzip des Nutzens und der Eigenliebe einstellen, jede höhere Regung wird ihm fremd werden. Krasser Egoismus und und Menschenverachtung werden seine Grundsätze zum Handeln werden. [106]) Würde man diesen Jugendlichen, die bei Gelegenheit zu leicht dem Laster in die Hände fallen, Achtung entgegenbringen, ihnen Glauben an Werte, die in ihnen liegen, schenken, ich wäre sicher, daß bei längerer Güte, allerdings unsäglicher Geduld sich ihr Glaube an Menschen, ihr Vertrauen zu sich selbst heben würde. Tadel, der ihnen sagt, ihr Wille habe sich verleiten lassen, im Grunde sei er doch anders gerichtet, schenkte diesen Verirrten ein Könnensbewußtsein, läßt eine Wiedergeburt der verlorenen oder zerstörten Ehre aufleben. Hat er das Können zum Guten wieder, die Aussicht auf Rehabilitierung der eigenen Ehre, dann wird sein Wollen auch die Kraft der Realisierung herbeirufen.

Dies Bezeigen der Achtung, diese Ehrfurcht vor dem letzten Körnchen des in ihnen noch liegenden positiven Wertes gilt gegen

---

[104]) W. Hellpach: „Vom Ausdruck der Verlegenheit", Archiv für die gesamte Psychologie, Bd. 27, 1913, S. 50—54.

[105]) A. Vierkandt: „Gesellschaftslehre", Stuttgart 1923, S. 70.

[106]) Eine solche Stimmung vermag auch dort einzutreten, wo durch falsche Behandlung die Ehre von Autoritäten mit der Ehre unter den Kameraden in Konflikt kommt.

alle Verirrten, seien sie durch Einfluß ihrer Umgebung oder ihres Verkehrs, seien sie durch Vererbung minderwertiger Anlagen leichter empfänglich gewesen, falsche Wege zu gehen. In allen diesen jungen Seelen regt sich die jugendliche Begeisterung, das feurige Streben zum Guten, die Liebe des Schönen. Sie, die vielleicht schon früh den Klammern ihrer bösen Neigungen erlagen, ohne daß sie die Unwerte dieser erkannten oder auf sie aufmerksam gemacht wurden, suchen nach einer verstehenden Seele. Erzieher, welche diesen Menschen mit vollem Verständnis entgegenkommen, sie ermuntern, an dem Guten, das trotz alledem mehr oder weniger noch in ihnen lebt, anfassen, ihnen den Glauben zu sich selbst wiedergeben, werden bei ihnen eine dankbare Aufnahme finden, wenn auch Geduld und langes Warten diese Erzieher prüfen. Denn das Mißtrauen dieser Verirrten ist nicht so leicht zu brechen, und Erziehen beginnt erst dort, wo zwischen Erzieher und Schüler Vertrauen herrscht. Ein unvorsichtiges Erinnern oder gar ein offener Tadel ihrer Fehler, der sich nicht mit der ins Tiefste gehenden, verstehenden Liebe paart, der in dem Bewußtsein der eigenen „sittlichen Festigkeit" gefällt wird, kann das Aufbaufähige zertrümmern, kann solche Jugendliche innerlich noch mehr zerreißen und sie verstockt machen allen guten Lehren, kann sie in blinde Verzweiflung stürzen. In das Gebiet jugendlicher Verfehlungen mit „polterndem Gericht und generalisierendem Schelten" hereinzubrechen, ist ein verderblicher Irrtum. „Ein moralisch krankes Kind", sagt der Richter Lindsay von Colorado, „verlangt viel mehr Sorgfalt, Aufmerksamkeit, Güte, Geduld als ein physisch krankes Kind".[107])

Diese verstehende Liebe und Güte muß geleitet werden von unergründlich feststehenden, objektiven Wertnormen, darf sich nicht herbeilassen, die Handlung zu entschuldigen, muß dem jugendlichen Rechtsbrecher schärfsten Tadel der Handlung entgegenstellen. „Denn die Hauptaufgabe der Erziehungskunst gerade bei gefährdeten Charakteren besteht ja in der Begründung starker Hemmungsvorstellungen, in der Steigerung des Bewußtseins von festen Grenzen und Normen gegenüber der Impulsivität und Zerfahrenheit des Innenlebens.[108])

Es muß zugegeben werden, daß ein an pathologisch ererbten oder erworbenen Anlagen leidender Jugendlicher mehr zum Rechtsbruch neigt als ein normaler oder moralisch sittlich Feinfühliger. Aber auch bei den Pathologen kann eine kausale Erklärung der Tat mehr schaden, denn nützen. Wie kann eine tadelnde Beurteilung die Willenskraft des Rechtsbrechers wecken, wenn letzterer als das Produkt des Milieus,

---

[107]) Bei Fr. W. Förster: „Schule und Charakter", Zürich 1910, S. 334.
[108]) Fr. W. Förster: „Schuld und Sühne", III. Aufl., München 1920, S. 13.

als Spielball der einflußreichen Motive aufgefaßt wird? Der so Getadelte muß sich als Opfer betrachten, der ungünstigerweise auch noch bestraft wird. Also schuldlos bestraft.[109])

Der Delinquent, und gerade der Jugendliche, muß lernen, die Handlung als seine, als die selbstgewollte anzusehen. Er selbst trägt die Schuld. „Wir müssen alles tun, um den Schuldigen dahin zu bringen, daß er sein Tun nicht als ein ihm aufgedrücktes Verhängnis, sondern als persönlichstes Werk und als persönlichen Makel tief und tragisch empfindet und seine ganze Willensrichtung bis in die Wurzel hinein verdammt".[110]) Tadel in dieser sich selbst zeihenden Schuld gibt Befreiung von den Umständen und den physiologischen Bedingtheiten. In diesem Schuldgefühl vermag der Mensch sich zu schämen, sich wieder aufzurütteln und den Willen anzuspornen, um Herrscher über Milieu und Anlagen zu werden. Die älteste und weiseste Erzieherin der Menschheit, die römische Kirche, verspricht sich und beweist es an tausenden Beispielen ihrer Geschichte, daß durch gütige, liebend verstehende Einwirkung auf dieses Schuldbewußtsein der Mensch ewige Schuldlosigkeit erlangen kann und zeigt ihm die Hoffnung eines reichen Lebens nach innerer Willensumkehr. Lernen wir von diesem religiös übernatürlichen Beispiel für unsere menschliche und soziale Erziehung. Wie wären Gewissensqualen möglich, wenn es keine Schuld gäbe? „So wie das Nordlicht am Himmel der Reflex gewaltiger elektrischer Kräfte im Erdinnern ist, so ist die unausrottbare Idee der Schuld, der persönlichen Verantwortlichkeit ein Reflex der „supermateriellen" Kräfte in der Menschenseele und ein Ausdruck dafür, daß der Mensch, allen lebensfremden Theorien zum Trotz, seinen Abfall nicht der Allmacht der materiellen Kausalität, sondern seiner eigenen Wahl zuschreibt".[111]) Die Schuld durchbebten, nach Sühne lechzenden Gestalten der antiken Tragödie mögen uns aufmerksam machen auf die seelischen Tiefen des Menschen, uns, die wir durch unsere biochemischen Forschungen und technischen Errungenschaften den zentralen Blick zum eigentlichen Menschen in der Jetztzeit zu verlieren imstande sind.

Ein jugendlicher Rechtsbrecher muß bei dem ersten Fehltritt die Macht der objektiven Wertnormen und seine eigene Schuld der Handlung erfahren, sonst würden jugendliches Unverständnis und leicht-

[109]) Virchow hat gegen Lombroso's Lehre von dem „geborenen Verbrecher" hervorgehoben, daß die Deformation auf der einen Seite durch eine starke Kompensation in anderer Richtung ausgeglichen werden könne, und Vogt's neuere Untersuchungen, auf Experimente begründet, stellen fest, daß den Ganglienzellen unseres Gehirns im besonderen Maße die Fähigkeit innewohnt, für einander einzutreten und die Leistungen erkrankter oder unentwickelter Zentren zu übernehmen. Deshalb keine Hoffnungslosigkeit bei minderwertigen Anlagen.

[110]) Fr. W. Förster: ebd. S. 69.

[111]) ebd. S. 71.

sinniges Vorbild seine Gefährten werden. Ist bei dem ersten Fehltritt der Eindruck ein ernster und tiefer, so ist eine Willensumkehr nicht so schwer. Selbst ein an minderen Anlagen Leidender würde eine Willensanspannung erfahren, so er selbst verantwortlich gemacht würde. Im umgekehrten Falle könnte nur ein leichtsinniges Sichhängenlassen eintreten. Ohne der Strafe den Ernst zu nehmen, könnte die Jugendlichkeit ein Milderungsgrund sein. Ein bloßer Verweis wird doch vielfach nicht genügen.

Der Pädagoge wird jedenfalls erstreben, im Tadel nicht allein zu sühnen, sondern die positiven Werte zu rufen zu freiwilliger Willensarbeit gegen die negativen. Tadel und Verbot genügen allein nicht. Es muß den Zöglingen das bei ihren Wertanlagen Mögliche aufgewiesen, im Tadel müßte das bei den vorhandenen Positionen mögliche Werthandeln kenntlich gemacht werden. Dem Schüler genügt nicht die Wertsicht und das Vorbild, das Wertwollen und das Könnensbewußtsein, es muß ihm die Richtung des Handelns gewiesen werden. Die Leitung seines bereiten Willens auf einen Weg hin, der zu Werten führt, ist seiner mangelnden Erfahrung nötig. Diesen Wegweiser kann kein Erzieher geben, wenn er im heftigsten Affekt seinen Tadel austeilt. Eine erziehliche Wirkung auf den Willen des Zöglings wäre schon möglich, aber der Zögling wäre in seiner Willensbereitschaft durch den Affekt des Lehrers und in der Möglichkeit der Betätigung gehemmt. Nur ein ruhiger, sachlich gegebener Tadel kann die rechte Innervation, die frei ist von angstgefüllter Erpressung und Ueberstürzung, veranlassen und die richtige Art der Realisierung eines Wertwollens herbeiführen. Ist ein sachlicher, d. h. affektloser Tadel momentan nicht möglich, so möge der Erzieher in weiser Selbstbeherrschung warten, bis sein Zorn, seine Ungeduld und nervöse Reizbarkeit sich gelegt hat. Solche Selbstbeherrschung mindert seine Autorität in den Augen der Zöglinge nicht, im Gegenteil sie kann diese noch steigern, während ein pulsiver, effekt geladener Tadel sie untergräbt, ihm bei den Schülern Spitznamen einbringt und vielleicht Lächerlichkeit. Wäre der Erzieher selbst mit in ein Vergehen hineingezogen, sei er beleidigt, durch Scherz oder Ulk gekränkt, so würde das Gleiche gelten. Er möge eine Zeit verstreichen lassen, um sine ira et studio, ohne blinden Eifer den Tadel fällen zu können. Durch diese Selbstbeherrschung wird er seinen Schülern ein stummes, aber eindringliches Vorbild sein, das alle Werte in dem Augenblick aufwiegen würde. Würde sich der Erzieher trotzdem in der Erregung einmal zu einem übertriebenen Tadel, zu scharfen Aeußerungen verleiten lassen, so würde er seine persönliche Würde gar nicht mindern, vielmehr würde er sich die ehrfurchtsvolle Hochachtung seiner Schüler verdienen, wenn er sich entschuldigte. „Ein Lehrer, der auch seinen Schülern gegenüber „pardon“ sagt, wo es sich

gehört, der sich entschuldigt, wo er zu weit gegangen und der in seinem Umgange mit den Einzelnen und der Klasse stets eine belebende Achtung zeigt, ein solcher Lehrer wird stets enthusiastische Verehrung ernten". [112])

Durch Lob oder durch Anerkennung der Wertanlagen des Zöglings wollen wir den Tadel einleiten, weil uns in diesem Falle das Herz des Zöglings am besten für berichtigende Ermahnung geöffnet scheint. Es ließe sich nun auch der Fall denken, daß man dem Tadel das Lob oder die positive Wertanerkennung folgen ließe. Dieses nachfolgende Lob übt nicht diese erfolgreiche Wirkung aus. Der Schüler durch den Tadel mutlos gemacht oder in seinem Eifer enttäuscht, hört dieses anhängende Lob gar nicht. Die Seele ist so von dem ausgesprochenen Tadel gepackt, so mit diesem beschäftigt, daß sie das Folgende nicht mehr aufzunehmen vermag. Bei einer leichteren, vielleicht auch oberflächlichen Seele, die alles geduldig anhört, bleibt der letzte Eindruck schon als der gefälligere stehen. Dieser Zögling wird den Tadel gar nicht so ernst nehmen, ihn wird das Lob eine Selbstbefriedigung geben, die gar nimmer beabsichtigt war.

Da ist die Entrüstung des Erziehers im Tadel viel angemessener. In ihr drückt sich das Erstaunen des Erziehers über den Schüler aus. Es liegt in der Entrüstung eine gewisse Anerkennung, stellt sie doch dem Zögling vor, daß ein höherer Wertmaßstab, den man zur Beurteilung anlegte, nicht Erfüllung fand, zugleich aber die Forderung ausdrückt, diese Werthöhe zu erreichen. Jede Erziehung will dem Menschen zur Persönlichkeit helfen, und nimmt ihre erstaunte Entrüstung daraus, daß der Erziehungsbedürftige dieses Streben noch nicht so ganz in sich aufgenommen hat. Würde die Entrüstung fehlen, so könnte der Tadel leicht dem Zögling eine gewisse Kälte und Gleichgültigkeit des Erziehers zeigen. Jede gleichgültige Haltung des Erziehers aber nimmt das Vertrauen des Zöglings, da es das dringendste Bedürfnis der Jugend ist, bei anderen Interesse zu finden, etwas zu gelten. Merkt der Schüler die Interessenlosigkeit des Lehrers an ihm und dem Unterricht, merkt er, daß dieser seinen Beruf nicht mit der wertfundierten, verstehenden Liebe auffaßt, sondern nur als Amtspflicht um des Soldes wegen, wird der Zögling ihm nie und nimmermehr Gegenliebe und Vertrauen entgegenbringen, nie seinen Rat einholen. Der Tadel seiner Schwächen wird die Willenskraft nicht heben und stärken können. „Nicht Strafe und Entrüstung bedeutet die größte

---

[112]) Fr. W. Förster: „Schule u..... S. 323. Vgl. auch B. Overberg: „Abhandlung vom Belohnen und Strafen" bes. § 24, Anhang zu „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schullehrer im Hochstifte Münster", D. Verf.: „B. Overbergs pädagogische Mittelwahl" in Kath. Lehrerztg. Nr. 72, 1926 und Wochenschrift für kath. Lehrerinnen Nr. 41, 1926.

Kluft zwischen Erzieher und Zögling, sondern die kalte Gleichgültigkeit gegen Schwäche und Verfehlung, und diese wird auch vom Zögling dementsprechend empfunden". [113])

Diese kalte Gleichgültigkeit gegen sein Ehrgefühl empfindet der Schüler auch, wenn der Lehrer ihn im Beisein von Kameraden oder vor der Klasse tadelt. Einen Tadel der Leistung oder der Störung des Unterrichts wird der Schüler schon vor den Kameraden hinnehmen, aber einen eindringlichen Charakter- oder Willenstadel nicht. Sein Ehrgefühl vor Seinesgleichen gilt ihm in diesem Falle vielleicht mehr, und er wird suchen, dieses Letztere wieder herzustellen, wo möglich noch auf Kosten der Autorität des Lehrers. Besser wäre sicherlich eine kleine Rüge im Augenblick des Geschehens und nach dem Unterricht eine eindringliche Mahnung unter vier Augen. Trotz der großen Beschämung würde der Schüler sich doch von dem Lehrer geehrt fühlen, da er merkt, daß der Lehrer Interesse für seine Person zeigt, ihn noch wertet; würde er aber auch nicht vergessen, daß der Lehrer ihn nicht mit der Meinung der Kameraden in Konflikt bringen wollte. In einer persönlichen Unterredung würde der Tadel jedenfalls besser einwirken auf den Zögling als im Kreise der Kameraden. Trifft ihn im Beisein der letzteren ein Tadel, so wird er bemüht sein, den Kameraden seine Gleichgültigkeit gegenüber diesem und auch die gegenüber dem Lehrer zu zeigen. Seine ganze Willens- und Geistesspannung würde darauf abzielen, seinen Kameraden zu „imponieren", dem Lehrer Trotz oder stumme gleichgültige Haltung zu zeigen; beides würde aber seine Energie so beanspruchen, daß er den Tadel kaum entgegennimmt als Mahnung; die erziehliche Kraft ginge jedenfalls verloren.

Ob Ironie und Satire sich in den Tadel mischen dürfen, ist eine weitere Frage. Nicht jeder vermag ohne kränkenden Spott mit Humor ironisch zu sein. Hierzu gehört eine „Eigenartige joviale Persönlichkeit, die in keinem Augenblick der rechten Liebe und des rechten Wohlwollens bar ist". [114]). Diese Ironie wäre angebracht „aufgeblasenen, eingebildeten und blasierten Gecken gegenüber", Jünglingen, die sich in ihrem wenigen erworbenen Wissen sonnen und sich mit ihrem Halbwissen weit erhaben über jede Schulordnung dünken. Hier wäre Ironie am Platze, um diesen verschrobenen Köpfen die verstiegenen Ideen aus dem kleinen Hirne zu blasen. Der Großtuerei, Prahlerei und Eitelkeit kommen keine vernünftigen, überzeugenden Gründe bei, ernster Tadel vermag nur wenig auszurichten, nur spöttelnde Satire läßt diese veräußerlichten Menschen noch inne werden, daß Innenkultur höherwertiger ist. Bei weniger Begabten, sonst aber

[113]) A. Vierkandt: a. a. O. S. 431.

[114]) „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre", herausg. v. Dr. Baumeister.

ernsten Charakteren und bei schwächeren Schülern wäre eine solche Art abzuraten. Diese würden durch Spott oder ironische Bemerkungen entmutigt, durch das entstehende Beifallgekicher und den zustimmenden Jubel der Klasse geradezu erdrückt werden. Spott und ironisches Lachen kann man den stark lügenhaften, phantastisch übertreibenden Erzählungen Jugendlicher entgegenstellen. Zugleich wäre es aber auch hier gut, im Ernste aufmerksam zu machen auf die möglichen Schädigungen, die so entstellten Aussagen folgen können. Hier würde eine Belehrung über den Wahrheitswert der Aussagen für den Zeugen und Sprecher selbst, wie auch für die anderen Beteiligten der Ironie unbedingt folgen müssen. Der kindlichen Pose, die sich bald in dem Jammern bei Beachtung bekundet, bald sich in einem schämenden Sichzurückziehen in sich selbst und in einem eitlen Sichzurschaustellen zeigt, gibt spöttisches und auslachendes Entgegenkommen einen Stoß, sodaß diese Gelegenheiten zur Bildung von Charakterschwächen, welche das Kind selbst noch nicht einsehen kann, eingedämmt werden und verschwinden. Ein Kind will nicht ausgelacht werden. Wiederholt sich die Stellungnahme der Erwachsenen, so unterläßt es diese Art von selbst. Wie Tadel nur selbst verschuldeten Unwerten oder einem Streben, das auf negative Werte tendiert, zukommt und nicht physiologischen Fehlern und psychischen Mängeln, für welche der Träger schuldlos ist, da er diese ererbt oder durch Krankheiten erlangt hat,[115]) so muß Ironie, Satire und Spott auch zurückschrecken vor leiblichen Mängeln und Rassenunterschieden, vor Eigenarten und Aeußerungen der Individualität einer Person. Die damit Behafteten tragen schon an dem Bewußtsein des Andersseins wie andere Menschen genug, um nicht in ihrem Erzieher einen liebenden, verstehenden Menschen zu haben, der ihnen behilflich ist zu innerer, sittlicher Schönheit und Wertigkeit.

Mit Tadel und Lob können bei den Zöglingen, wie wir gesehen, manche gute Eigenschaften geweckt, manche Schwächen und Fehler überwunden werden, aber auch schwere Gefahren liegen in ihrer Verteilung. Eine aurea mediocritas, eine gesunde Mitte muß der Erzieher für die Oekonomie finden. Der Erzieher muß ausgestattet sein mit einem reichen Wertwissen, einen gewissen Ideen- und allgemeinen Gedankenreichtum besitzen. Zudem muß ihn eine tiefe psychologische Vorbildung befähigen, die jugendliche Seele zu verstehen und dem individuellen Werthabitus gemäß zu erziehen. Mit diesem intellektuellen Vorwissen muß sich die Liebe zu dem Wertwesen seines Zöglings

[115]) Nicht schuldlos ist der Mensch für Mängel, die er durch ein wüstes Leben erlangt hat. Aber auch dürfte man den Träger nicht tadeln, sondern ermuntern zum Bessermachen. Er trägt an dem Leiden schon genug, um noch Tadel zu erfahren.

paaren, aus welcher verstehenden Liebe ihm dann ein vorhersehendes Wissen der Folgen und Wirkungen seines helfenden Eingreifens in die Charakterentwicklung entspringen muß. Nur bei diesen Voraussetzungen wird er ein fein empfindendes Verständnis für den Augenblick haben, das ihn befähigt, diesen zu Nutzen seines Zöglings zu verwenden, ein fruchtbringendes Lob zu spenden, einen wirksamen Tadel zu erteilen.

Zugleich bemerken wir, daß der Tadel eine bedeutend tiefere psychologische Einwirkung auf den Menschen hat als das Lob. Letzteres gibt den Menschen Zufriedenheit mit ihren Handlungen und läßt sie nicht tiefer in den Gedankengang eindringen, unterbindet geradezu ihre Reflexion. Ein gespendetes Lob, das Gesinnung und Motivation des Gelobten nicht in Betracht zieht, wirkt deshalb so unheilvoll für die Charakterentwicklung. Der Träger hält seine Gesinnung und Motive für gut, während diese vielleicht gerade einer Umwandlung bedürfen. Die Gefahr des geistigen Stillstandes und Wertstrebens muß im Lobe der Erzieher zu bekämpfen suchen. Lob soll die Zöglinge zu Höherem begeistern, ihnen ein starkes Können für Größeres einflößen.

Tadel dringt tiefer in das Bewußtsein eines Selbst, wenn auch die ersten Augenblicke nur ein dumpfes Grübeln sind, bald machen sich die Gedanken, getrieben von verschämtem Ehrgefühl und edlem Ehrgeiz auf, das Fehlerhafte zu erkennen. Das Ehrgefühl in seinem Grunde aufgewühlt, aber nicht gekränkt, feuert an, das Mißlungene nochmals zu versuchen, alles besser zu machen. Kann das Geschehene nicht mehr in sich verbessert werden, so finden wir schon bei dem kleinen Kinde Anstrengungen, seinen Fehler durch sein Betragen auszumerzen, sei es durch größere Gefälligkeit, sei es durch regsamen Fleiß bei seinen Aufgaben. Es ist ja auch der Sinn jedes echten Tadels, auch jeder echten Strafe, etwas „Wertvolles in dem Willen oder allgemeiner im Inneren des Getadelten zu schaffen; sie will an dem verkehrten Wollen oder in ihm irgend etwas „gut machen". [116]) Weil Tadel als psychische Hemmung gleichsam die Eigenart der jeweiligen Psyche mehr ergreift wie das Lob, sind auch die Gefahren des Tadels bei weitem die größeren. Wegen dieser übergroßen Empfindlichkeit muß eben die physische und psychische Konstitution des Individuums berücksichtigt werden, um nur eine positive Willenskraft auszulösen, um die Gefahren der Mutlosigkeit und Depression, der Empörung oder Heuchelei fernzuhalten. Nicht Drohung, d. h. nicht „die Ankündigung eines durch den Willen des Drohenden zu verwirklichenden Uebels in der Absicht, die freie Willensentschließung des Bedachten zu beeinträchtigen", nicht List, d. h. eine „Beeinträchtigung der freien Willensentschließung

[116]) Siehe hierzu Th. Lipps: „Der Begriff der Strafe", in „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsform", Heidelberg 1906.

eines anderen mittels einer durch gewisse Klugheit oder Schlauheit verursachten Täuschung“,[117]) vermag im Tadel charakterbildend zu wirken, sondern nur die auf gegenseitigem Vertrauen aufbauende, die psychische Eigenart und die einwirkenden Umstände verstehende Liebe des wahren Erziehers, d. h. einer reichen Persönlichkeit.

Fruchtbarer Tadel, der über das eigene Wesen meditieren läßt, gibt dem Individuum Willenspannung, die sich nicht eher löst, bis positive Werte an die Stelle der Unwerte treten, bis die falsch tendierende Richtung durch eine Werttendenz ersetzt ist. Der Getadelte zieht sich in sich selbst zurück, seine Konzentration zielt auf Werte hin.

Das Lob hingegen macht den Menschen freier und ungezwungener, aufgeschlossen und geselliger. Der Gelobte, von seinem, wenn auch nur geringem Erfolge beseelt, ist zu seiner Umgebung freundlich und entgegenkommend, seinem Erzieher willfährig. Sein Wille tendiert dahin, die erreichte Höhe zu behalten und gegen alle Anfeindungen zu verteidigen, ja mehr zu erreichen und Besseres zu leisten.

Tadel und Lob sind beide lebenssteigernd und wertvermehrend. Das Lob gibt dem Menschen freudige, aussichtsreiche Hoffnung zu weiterem erfolgreichen Streben. Der Getadelte erkennt die in ihm liegenden positiven Wertkräfte und sucht diese gegen die Macht der negativen ins Feld zu führen, sie zu benutzen, Werte zu verwirklichen, sich selbst zu einer charakterfesten Persönlichkeit zu bilden, um seine Stelle im Kulturganzen der Menschheit auszufüllen und so seinem Leben einen wertvollen Sinn, einen kulturfördernden Zweck zu geben.

Der Grund, Tadel und Lob als Erziehungsmächte anzusehen, geht aus ihrer Wirkung im sozialen Leben und in der zwecksetzenden Erziehungspraxis hervor; und diese Ansicht liegt begründet in der noch unentwickelten Wertsicht, der unausgebildeten Intelligenz und dem noch nicht gerichteten Wertwollen der Jugend. Sie sollen dem Erzieher, welcher die Wertanlagen und den Gemütsreichtum, das individuelle Wertsein seines Zöglings erkannt hat, eine Hilfe zur Wertentwicklung des so oder so beanlagten Individuums bieten, zugleich ein Mittel dem Erzieher an die Hand geben, welches dem Geltungs- und Beachtungsbedürfnis der Jugendlichen entgegenkommt, welches die Selbständigkeit des Zöglings weckt, ohne dem Anlehnungsbedürfnis der Jugend zu schaden. Mit ihnen ist dem Erzieher die Möglichkeit gegeben, ohne die Achtung und das Ehrgefühl der Jugend in etwa zu verletzen, das Vertrauen zwischen sich und dem Zögling zu heben, junge Menschen zurechtzuweisen, stürmisches Blut in die richtigen Bahnen zu lenken, dem Wachsen niederer Triebe und unordentlichen Neigungen zu begegnen, allen Kräften maßvolle Linien zu zeichnen, den Jüngling auf dem ein-

[117]) K. Runge: „Die Verletzung der persönlichen Freiheit, insbesondere auf psychologischem Wege“, Archiv für die gesamte Psychologie, Bd. 49.

geschlagenen Wege zu ermutigen, dem Mädchen Eifer durch Anerkennung zu wecken, aber auch jugendlich Verirrten in liebevoller Fürsorge, wenn ungestüme Jugend und unerfahrenes Streben nicht die rechten Mittel gebrauchen ließ, und ungeprüfte Eilfertigkeit zu Streichen und Taten verlockte, die rechten Ideale aufzuweisen, die Erkenntnis ihres falschen Strebens und Begehrens zu läutern, um sie zur rechten Bildung zu führen, um die guten Eigenschaften ihres Charakters aufzurufen, zu entfalten und den Willen zur Wertverwirklichung anzuspannen. Zweck jeder Bildung und Erziehung ist und wird es immer bleiben, die inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit emporzubilden. Das jugendliche Gemüt nimmt durch Tadel und Lob gespendeten Samen zur Bildung seiner Selbst gerne auf und bringt ihnen einen von Vorurteilen freien Willen entgegen, der bereit ist, Werte zu realisieren. Erwachsenen ist selten noch diese freie Aufnahme-Bereitschaft. Als höchster Grundsatz jedes Erziehers müßte im Mittel von Tadel und Lob durchleuchten: „Das wahrhaft Menschliche, die höhere Persönlichkeit in seinem Schüler, die er auf Schritt und Tritt zur Inspiration aller Leistungen braucht und anspricht, auch in jeder Weise durch würdige Behandlung“ [118]) zu pflegen und zu ehren.

### 4. Kapitel.

### Die in Tadel und Lob liegenden praktischen Lebensfolgen.

Tadel und Lob ist, wie wir gezeigt glauben, ein pädagogisches Mittel, der Jugend in ihrem idealen, aber noch unerfahrenen Wertstreben behilflich zu sein und ihr Wertwollen zur Tat zu leiten. Auf objektiv gültige Werte gegründet und stets ein Wertziel vor Augen knüpft der Erzieher in Tadel und Lob an die individuell vorhandenen, positiven Wertanlagen des Zöglings an, diese in der rechtmäßigen Art zu möglichster Höhe zu führen, sie für die Entwicklung des Geistes- und Charakterlebens fruchtbar zu machen. Es ist die Entwicklung und Gestaltung der Erziehung aus den Anlagen des Zöglings heraus mit Benutzung seines eigenen Willens. Es ist den „Wesenszug der Jugend“, wie E. Spranger es nennt, [119]) verstehen: die Jugend sich selbst entdecken lassen, ihr Ehrgefühl gegen sich selbst wachrufen und so ihr Wollen zur Tat werden zu lassen, sich selbst zu bilden. „Es ist nicht möglich, Werte in die Jugend hineinzupflanzen, wenn man nicht diese ewige und in jeder Seele mit neuen Stürmen wogende Renaissance versteht, mag man auch noch so reich die Schätze der Vergangenheit beherrschen“. [120]) Da der Jugend aber vielfach noch die Unterscheidung der einzelnen Werte abgeht, die Wertrangordnung noch keine Festigkeit erlangt hat, bedarf sie eines sie verstehenden, wertsichtigen

[118]) Fr. W. Förster: „Schule und ...“ a. a. O. S. 337.
[119]) E. Spranger: „Kultur und Erziehung“, Lpz. 1919, S. 134.
[120]) ebd.

und charaktervollen Erziehers, der ihr Wertwollen in feiner Weise zu lenken vermag. Schon Plato sagt in seinem „Staat": „Der jugendliche Hörer ist nicht imstande zu unterscheiden, was Allegorie und was nicht, aber was er in solchem Alter in seinem Vorstellungskreis aufgenommen hat, das bleibt in der Regel auch haften, unauslöschbar und unwandelbar. Darum kommt eben alles darauf an, daß, was sie zuerst hören, Erzählungen von durchaus sittsamer Art sind".[121]) Eine ernste und energische Leitung ist deshalb schon notwendig, nicht aber zwangsartige Strenge, welche die Jugend beherrschen will. Das Wekken der Selbständigkeit muß die höchste Aufgabe des Erziehers bleiben, zugleich aber auch durch gewöhnende Anleitung die erwachende Selbsttätigkeit zu ordnen.

A. Dyroff fordert schon für das Kind: „Das Kommando und Dreinregieren muß vermieden werden. Dem Kinde Aufträge geben, nach denen es zur Zeit förmlich lechzt, sein sittliches Urteil (vom 4. Jahre ab) entschieden ausbilden, ist etwas anderes als Zwang und Drill".[122]) Was hier vom Kinde gesagt wird, hat noch größere Geltung für die Erziehung des Jugendlichen. Er muß selbst gehalten werden, mit eigenen Kräften, mit eigenem Denken die Aufgaben zu lösen. Was man mit dem eigenen Selbst ohne fremde Hilfe, wenn auch nicht ohne Anleitung erarbeitet hat, das ist dauernder Besitz des Selbst geworden. Das eigene Durch-Denken und Verarbeiten eines Stoffes macht uns den Stoff wert, klärt uns seine Zusammenhänge, hilft uns nicht allein zu guter Reproduktion, sondern weiter zu produktivem Denken und Handeln. Das ist aber erst geistige Selbständigkeit. „Je mehr ferner der Schüler sich selbst als den Urheber seiner Arbeit weiß, je mehr er sich freiwillig zu ihr entschließt, desto intensiver wird sein Interesse an dem Erfolg der Arbeit und an seinem persönlichen Fortschritt, und je mehr ihm die Arbeit eine eigene, aus freiem Entschluß übernommene und nicht von außen aufgezwungene erscheint, desto mehr wächst sein Gefühl der Verantwortung für die Art der Ausführung der Arbeit und für ihren materialen Erfolg. Mit dem Verantwortungsgefühl erwirbt aber der Schüler eine der wichtigsten sittlichen Eigenschaften; durch die vermehrte Selbständigkeit wird daher auch der sittliche Bildungswert der Arbeit erfüllt".[123]) Zur Selbständigkeit kommt aber auch die Macht der Gewohnheit, besonders für das sittliche Leben. Schon Aristoteles mahnt deshalb in seiner Ethik,[124]) in der er die Gewöhnung als die Urbarmachung der Seele bezeichnet, um geeignet zu sein, den Samen des Guten in sich aufzunehmen, schon in der frühesten Kindheit

---

[121]) „Staat" übersetzt von O. Apelt, Lpz. 1916, S. 79.
[122]) „Ueber das Seelenleben des Kindes", II. Aufl., Bonn 1911, S. 162 f.
[123]) E. Meumann: a. a. O. Bd. III., S. 11.
[124]) Nik. Eth. Buch X, Kap. 10.

durch energische Leitung den Menschen an das Gute zu gewöhnen. Selbständigkeit und Gewöhnung sind aber Folgen des recht gespendeten und gewissenhaft verteilten Tadels und Lobes, welches den Willen des Zöglings aufruft, die ihm gegebenen positiven Wertanlagen zu benutzen. Hat diese Studie von Tadel und Lob die psychologisch-pädagogische Wertbedeutung in ihrem zweiten Teile behandelt und die formalen seelischen Folgen dieser auf die Jugend erwogen, so würde Selbständigkeit und Gewöhnung als die materialen, als die momentan äußeren guten Wirkungen zu betrachten sein. Eine wahre Selbstregierung der Jugend, wie sie von Valentin Trotzendorf in Goldberg, von Martin Plata in Ziser's Marschlin, von Wehrli in Hofwyl oder in unter Basedow's und Pestalozzi's Einfluß entstandenen Reforminternaten und von Heinrich Stephani angestrebt wurde, wenn auch in verschiedenem Sinn der einzelnen, ist nur möglich bei einer Jugend, deren Ehrgefühl und Achtung auch vor der Meinung anderer großgezogen ist, deren Selbstbewußtsein von einem starken Wertwollen geleitet wird. Sie erfordert als Grundlagen die geistige Selbständigkeit und die sittlich gute Gewöhnung der Jugend, welche durch Tadel und Lob erreicht werden können. Steht die Jugend unter Erziehern, die solchen wirksamen Tadel, solch einflußreiches Lob richtig auszuteilen vermögen, so ist die Selbstregierung die einzig richtige Methode, weil sie „starkes Selbstbewußtsein mit starkem Bewußtsein der sozialen Solidarität vereinigt". [125]) Tadel und Lob wollen Mittel sein, das Wertbewußtsein des Individuums zu heben und zu erhöhen, das Werthandeln zu wecken und zu stärken. Dem Erzieher wollen sie nur eine Hilfe sein, die erkannten Wertanlagen des Individuums, das er erziehen soll, dessen Anlagen er entfalten soll, zu einem Wertziel hinzuführen, das er als angemessenes für die mögliche Höhe der ausgebildeten, jetzt nur potentiell vorhandenen Fähigkeiten dieses Individuums hält, zu einem Wertziel bringen, das sich an den objektivgültigen Wertnormen als wertiges ausweist. An diesen überindividuellen Wertnormen sollen sich die individuellen Anlagen bilden. Zugleich aber soll das Erziehungsziel den Menschen auch als Persönlichkeit befähigen in den überindividuellen sozialen Verbänden fördernd mitzuwirken, d. h. tätiges Mitglied der Gesellschaft, des Staates und, wenn es konfessionell religiös ist, der Kirche zu sein. Individuelle und überindividuelle Werte im engeren und weiteren Sinne bestimmen also die Zielsetzung in der Erziehung, zu denen Tadel und Lob nur als Hilfsmittel zur Erreichung gebraucht werden können. Tadel und Lob an und für sich tragen in sich nur relativen Wert. Wie jeder relative persönliche Wert — und welcher Wert ist letzthin gegenüber dem göttlichen Personwert kein relativer — sich an dem Werte des durch ihn

[125]) P. Barth: „Geschichte der Erziehung", VI. Aufl., Lpz. 1925, S. 720.

bewirkten Endseins bei der menschlichen Persönlichkeit, die an den absoluten Werten der Wahrheit, Güte und Schönheit gemessen wird und ihrem Streben zu diesen, ausweisen muß, so der Wert, der in Tadel und Lob lebt, an dem Wertziel, in dem sich individuelle und überindividuelle Werte kreuzen. Es entsteht hier eine neue Aufgabe, das Wertziel inbezug auf diese beiden Wertarten zu untersuchen. Die Aufgabe würde sich teilen, bei der Unterscheidung von individuellen und überindividuellen Werten i. e. Sinn, d. h. Anlagewerte und objektive Normwerte, und i. w. Sinn, d. h. individuelle Persönlichkeit und soziale Einordnung in Gesellschaft, Staat und Kirche. Es wäre dann auszuführen, daß ein Individuum nur Persönlichkeit wird, d. h. sein Lebensziel erfüllt, wenn es sich frei an objektive Wertnormen, die unabhängig von dem einzelnen Individuum bestehen, bindet. Die freie Bindung an objektiven Normen ermöglicht es ihm auch dann, sich den sozialen Banden einzuordnen, ohne seine Selbständigkeit als Person zu verlieren. Wenn wir unter Freiheit verstehen ein Losgebundensein von dem Individuell-Beschränkenden, eine freie Bindung an die objektiv-gültig erkannten Normen, sowie die Begrenzung und Beschränkung des eigenen Selbst auf das der eigenen Persönlichkeit, ihren Kräften und Anlagen Mögliche, so führt der Weg zu dieser persönlichen Freiheit über die Autorität, die uns mit den Wertnormen bekannt macht, zu dieser Bindung an überindividuell Wertiges. Zugleich gibt diese Freiheit uns aber auch den freien Verzicht auf alles, was über unsere Persönlichkeit, ihren Kräften und Anlagen Mögliche hinausgeht und führt zur Anerkennung derer, die zum Führer auf anderem Gebiete bestellt sind. Dies bedeutet aber die wahre Einordnung in die sozialen Verbände. Jeder soll durch freiwillige theoretische und praktische Anerkennung der objektiv-gültigen Wertnormen von seiner Individualität befreit Persönlichkeit werden in sittlicher Hinsicht, seine Anlagen möglichst weit und tief ausbilden und sie in den Dienst des sozialen Ganzen stellen. Dem Nebenmenschen wird solche Persönlichkeit auch die freie Betätigung in der Gesamtheit einräumen.

Das Wertziel und die Zwecksetzung in der Erziehung ist gleichsam ein Spiegel, in dem sich individuelle und überindividuelle Werte sammeln und wieder nach draußen reflektieren in der Auswirkung und Betätigung der Persönlichkeit. Für jede Erziehung, für jeden Erzieher ist es nötig, daß er ein den Wertanlagen seines Zöglings entsprechendes Ziel aussucht, welches diesen befähigt, als charakterfeste Persönlichkeit im sozialen Menschheitsverbande seinen Mann zu stellen. Tadel und Lob ist dann nur ein bescheidenes, wenn auch wirksames Mittel, den Willen des Erziehungsbedürftigen anzuspornen und zu ermuntern, dieses Wertziel zu erreichen, seine Wertgestalt, soweit es möglich ist, zu vollenden.

# Benutzte Literatur.

**Baeutsch,** Otto: Kunst und Gefühl, Logos Bd. XII., 1923/24.
**Barth,** Paul: Geschichte der Erziehung, VI. Aufl., Lpz. 1925.
**Baumgartner,** Hch.: Geschichte der Pädagogik, II. Aufl., Frbg. 1913.
**Bibliothek** der kathol. Pädagogik, Bd. IX—XI, Frbg. 1896—1901.
**Bolzano,** Bernh.: Wissenschaftslehre, Sulzbach 1837, Bd. II. u. III.
**Brentano,** Franz: Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis, Lpz. 1889.
**Bühler,** Charl.: Das Seelenleben der Jugendlichen, Jena 1922.
**Croce,** Benedetto: Ueber die sog. Werturteile, Logos, Bd. I., 1910.
**Dehn,** Günther: Großstadtjugend, II. Aufl., Berlin 1922.
**Dyroff,** Adolf: Ueber das Seelenleben des Kindes, II. Aufl., Bonn 1911.
**v. Ehrenfels,** Chr.: System der Werttheorie, II Bde., Lpz. 1897.
**Encyklopädie** des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, herausgegeben von K. Schmid, Lpz. 1887.
**Encyklopädisches** Handbuch der Pädagogik; herausg. von W. Rein, Langensalza 1899.
**Eucken,** Rudolf: Der Sinn und Wert des Lebens, Lpz. 1910. Geistige Strömungen der Gegenwart, Lpz. 1904. Grundlinien einer neuen Lebensanschauung, Lpz. 1907. Mensch und Welt, Lpz. 1919.
**Festschrift** zu Gg. Kerschensteiners 70. Geburtstag; herausg. von A. Fischer und E. Spranger, Lpz.-Berlin 1924.
**Fischer,** Alois: Aesthetik und Kunstwissenschaft, Münchener Philosophische Abhandlungen, Lpz. 1911. Erziehungsziele nach dem Kriege, Abdruck aus „zur Frage der Berufsvormundschaft", Teil X, 1917. Psychologie der Gesellschaft, Kofka 22, vgl. Psychologie II. Ueber Beruf, Berufswahl und Berufsberatung, Lpz. 1918. Zwang, Freiwilligkeit und Selbstbestimmung als Erziehungsmächte, Abdruck aus „Schriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt", Neue Folge 13.
**Förster,** Fr. Wilh.: Autorität und Freiheit, München 1910. Erziehung und Selbsterziehung, Zürich 1917. Lebenskunde, Berlin 1903. Schule und Charakter, Zürich 1907 und 1910. Schuld und Sühne, III. Aufl., München 1920. Staatsbürgerliche Erziehung, Lpz. 1910.
**Gaudig,** Hugo: Elternhaus und Schule als Erziehungsgemeinschaft, Leipzig. Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit, II Bde., II. Auflage, Lpz. 1922. Schule und Schulleben, Lpz. 1923.
**Geyser,** Josef: Augustin und die phänomenologische Religionsphilosophie der Gegenwart, Veröffentlichung des kath. Institutes für Philos., Albertus-Magnus-Akademie zu Köln, Bd. I, 3, Münster 1923.
**Glockner,** Hermann: Die ästhetische Sphäre, Logos, Bd. IX 1920.
**Grundwald,** G.: Philos. Pädagogik, Paderborn 1917.
**Handbuch** der Erziehungs- und Unterrichtslehre, herausg. v. Baumeister.
**Heinen,** Anton: Staatsbürgerliche Erziehung, M.-Gladbach 1922. Soziale Auskunft, Nr. 78.
**Hellpach,** Willy: Vom Ausdruck der Verlegenheit, Arch. für die ges. Psychologie, Bd. 27, 1913.
**Hering,** Jean: Bemerkungen über das Wesen, die Wesenheit und die Idee, Jahrbuch für Philosophie und phänom. Forschung, Bd. IV, 1921.
**Herrigel,** E.: Emil Lask's Wertsystem, Logos, Bd. XIII, 1923/24.
**v. Hildebrand,** D.: Die Idee der sittlichen Handlung, Jahrbuch für Philos. und Phänom. Forschung, Bd. III, 1916. Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis, Jahrbuch für Philos. und Phänom. Forschung, Bd. V, 1922. Zum Wesen der Strafe, Philos. Jahrbuch der Görresgesellschaft, Bd. 32, 1919.
**Hoffmann,** J.: Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren, Freiburg 1913.

**Husserl,** Edm.: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänom. Phil., Jahrbuch für Philos. und Phänom. Forschung, Bd. I, 1913. Logische Untersuchungen, 2 Bde., Halle 1913. Logische Untersuchungen, Bd. II, Halle 1921.

**v. Ihering,** Rudolf: Der Zweck im Recht, Bd. I, Lpz. 1893, Bd. II, Lpz. 1896.

**Key,** Ellen: Das Jahrhundert des Kindes, Berlin 1907.

**Kant,** Imanuel: Grundlegung der Metaphysik der Sitten. Kritik der praktischen Vernunft, Ausg. von Modes und Baumann, Lpz. 1838.

**Kraepelin,** Erich: Psychiatrie, Lpz. 1903.

**Kerschensteiner,** Gg.: Begriff der Arbeitsschule, II. Auflage, Lpz. 1912. Charakterbegriff und Charaktererziehung, Lpz. 1912. Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung, Lpz. 1914.

**Kraus,** Otto: Die Grundlagen der Werttheorie, Jahrbuch für Philosophie von Frischeisen-Köhler, Bd. 2, 1914. Die Lehre von Lob, Lohn, Tadel und Strafe bei Aristoteles, Halle 1905.

**Kreibig,** J. Cl.: Ueber den Begriff des „objektiven Wertes", Archiv für systematische Philosophie, Bd. 18, 1912. Psychologische Grundlegung eines Systems der Werttheorie, Wien 1902.

**Krieg,** C.: Lehrbuch der Pädagogik, Paderborn 1893.

**Külpe,** Otto: Einleitung in die Philosophie, 10. Auflage, Lpz. 1921.

**Krüger,** Fr.: Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie, Lpz. 1898.

**Kulturwillen,** vom — der deutschen Jugend, Bericht der 2. Führertagung der deutschen Jugendverbände in Blankenburg, herausgegeben von Herm. Maaß, 1925.

**Kussmaul,** A.: Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen, Lpz. 1859.

**Landmann-Kalischer,** E.: Philosophie der Werte, Archiv für die ges. Psychologie, Bd. 18, 1910. Ueber den Erkenntniswert ästhetischer Urteile, Bd. V, 1905.

**Lask,** Emil: Die Lehre vom Urteil, Tübingen 1912.

**Lessing,** Th.: Studien zur Wertaxiomatik, Archiv für systematische Philosophie, Bd. 14, 1908.

Lexikon der Pädagogik von E. M. Roloff, Freiburg 1915.

**Liebmann,** Otto: Kant und die Epigonen, Neudruck seltener philosophischer Werke (herausg. v. Kantgesellsch. Berlin 1912).

**Lindworsky,** Joh.: Der Wille, II. Auflage, Lpz. 1921.

**Lipps,** Theod.: Aesthetik, Hamburg 1906. Der Begriff der Strafe, Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsform. Heidelberg 1916. Die ethischen Grundfragen, Lpz. 1899. Weiteres zur „Einfühlung", Arch. f. d. ges. Psychologie, Bd. IV, 1905.

**v. Lukàsc,** Gg.: Die Subjekt-Objektbeziehung in der Aesthetik, Logos Bd. VII, 1917/18. Metaphysik der Tragödie, Logos, Bd. II, 1911/12.

**Marx,** C.: Die Persönlichkeitspädagogik Hugo Gaudigs, Paderborn 1925.

**Medicus,** Fr.: Giordano Bruno als Aesthetiker, Logos, Bd. V, 1914/15.

**Meinong,** Alexius: Für die Psychologie und gegen den Psychologismus in der allgem. Werttheorie, Logos, Bd. 3, 1912. Psychologische-ethische Untersuchungen zur Werttheorie, Graz 1894. Ueber Urteilsgefühle: was sie sind und was sie nicht sind, Arch. f. d. ges. Psychologie, Bd. VI, 1906. Ueber Werthaltung und Wert, Arch. f. d. syst. Philos. Bd. I, 1895.

**Meumann,** Ernst: Vorlesungen, 3 Bde. Lpz. 1920.

**Monroe,** William: Die Entwicklung des sozialen Bewußtseins der Kinder, Sammlung der pädagogischen Psychologie und Physiologie, Berlin 1899.

**Münsterberg,** Hugo: Philosophie der Werte, Lpz. 1908.

**Natorp,** Paul: Gesammelte Abhandlungen zur Sozialpädagogik, Stuttgart 1907.

**Nieder,** Ludw.: Großstadtprobleme, M.-Gladbach 1916.

**Paulsen,** Fr.: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. I, II. Auflage, Lpz. 1896. Pädagogik, Berlin 1911.
**Pfänder,** A.: Die Phänomenologie des Wollens, Lpz. 1900.
**Pieper,** Aug.: Die staatsbürgerliche Erziehung in der freien Volksbildungsarbeit, Volksbildungsarchiv, Bd. VII, Berlin 1920.
**Preyer,** Wilh.: Die Seele des Kindes, Lpz. 1882.
**Przywara,** Erich: Religionsbegründung, M. Scheler — I. H. Newman, Freiburg 1923.
**Reinach,** A.: Gesammelte Schriften, Halle 1921.
**Renat,** M.: Herbart, München 1907, in Päd. Zeitfragen, herausg. v. Fr. Weigl. Bd. III, 3.
**Rickert,** Hch.: Der Gegenstand der Erkenntnis, III. Auflage, Tübingen 1915. Vom Begriff der Philosophie, Logos, Bd. I, 1910.
**Rousseau,** J.J.: Emil, übers. v. K. Große, Lpz. 1923.
**Runge,** Karl: Die Verletzung der persönlichen Freiheit, insbesondere auf psychologischem Wege, Arch. f. d. ges. Psychologie, Bd. 49, 1924.
**Sachse,** J. J.: Geschichte und Theorie der Erziehungsstrafe, Paderborn 1913.
**Salomon,** M.: Die Idee der Strafe, Philos. Abh. zu Herm. Cohens 60. Geburtstag, Berlin 1911.
**Scheler,** Max: Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik, Halle 1921. Die Sinngesetze des emotionalen Lebens, Bd. I, Bonn 1923. Religiöse Erneuerung, Bd. I, Lpz. 1923.
**Schiffels,** J.: Pädagogische Chronik, Arnsberg 1911.
**Siebeck,** H.: Ueber das Grundproblem der Ethik. Zeitschrift für Philos. und Philos Kritik, Bd. 160/61, 1916.
**Simmel,** Gg.: Die Historische Formung, Logos, Bd. 7, 1917, Soziologie, Lpz. 1908.
**Somlo,** F.: Das Wertproblem, Zeitschrift für Philos. und Philos. Kritik, Bd. 145/146, 1912.
**Spranger,** Ed.: Kultur und Erziehung. Lpz. 1919. Lebensformen, II. Aufl. Halle 1921. Psychologie des Jugendalters, Lpz. 1924. Rickerts, System, Logos, Bd. XII, 1923/24.
**Stern,** Erich: Autorität und Erziehung, Berlin 1925, Heft 1, v. Pädagog. Wegweiser, Herausg. v. A. Pottag.
**Stern,** Wilh.: Die menschliche Persönlichkeit, Lpz. 1918. Person und Sache, Bd. I, Lpz. 1906. Psychologie der frühen Kindheit, Lpz. 1921.
**Störring,** Gustav: Die Hebel der sittlichen Entwicklung der Jugend, Lpz. 1911.
**Tönnies,** Ferd.: Die Sitte, in Sammlung sozialpsychischer Monographien, herausg. v. M. Buber, Bd. 25, Frankfurt 1905. Gemeinschaft und Gesellschaft, Berlin 1912.
**Vierkandt,** Anton: Gesellschaftslehre, Stuttgart 1923.
**Volkelt,** Joh.: Syst. d. Aesthetik, München 1905.
**Vossler,** K.: Kulturgeschichte und Geschichte, Logos, Bd. 3, 1912.
**Wagner,** J.: Pädagogische Wertlehre, in Pädagog. Monog. (Begründet v. E. Meumann, herausg. v. Dr. W. Deuchler u. A. Fischer), Bd. 23, München 1924.
**Wassner,** J. Johann: Amos Comenius, Druck aus Fries u. Meier, Lehrproben und Lehrgänge, Heft 32, Halle 1892.
**Westphal,** H.: Untersuchungen z. Werttheorie auf Grund einer Betrachtung der Wertgröße, Zeitschr. f. Philos. u. Philos. Kritik, Bd. 158, 1915.
**Willmann,** O.: Aristoteles, Berlin 1909. Didaktik als Bildungslehre, IV. Aufl. 1909.
**Windelband,** Wilh.: Präludien, Tübingen 1884 u. 1911. Ueber Sinn u. Wert des Phänomenalismus, Sitzungsber. d. Heidelb. Akadem. d. Wiss. Philos. Histor. Klasse, Heidelberg 1912, 9. Abhandlung.
**Wundt,** Wilhelm: Syst. d. Philos. III. Aufl. Lpz. 1907.